Frau von Staël, ihre freunde und ihre bedeutung in politik und ...

Charlotte Julia von Leyden Blennerhassett ...



Frau von Staël,

ihre Freunde und ihre Bedeutung

in Politik und Literatur.

Von

Lady Blennerhassett,

geb. Gräfin Leyden.

Mit einem Porträt der Frau von Staël.

Dritter Band.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1889.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.



Seite

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Seite

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Und nun, was wußte Weimar, was Deutschland von der Frau, die als Flüchtige, nach geistigem Brod verlangend, über seine Schwelle trat.

Schon ihre erste Schrift, die Briefe über J. J. Rousseau, hatte Beachtung über dem Rhein gefunden, denn eine Uebersetzung davon erschien bereits 1789[1]).

Seit den neunziger Jahren, seit den Horen und dem Musen-Almanach, also seit 1795, war die Aufmerksamkeit Schiller's und Goethe's, die von Wieland und seinen Mitarbeitern auf die werdende Schriftstellerin gerichtet, und zwar war es die Sammlung ihrer Jugendarbeiten, zu Lausanne und Leipzig 1795 und 1796 erschienen[2]), die Goethe zuerst veranlaßte, sich mit ihr zu beschäftigen. „Ich finde mehr Arbeit dabei, als ich dachte", schrieb er im ersten Brief an Schiller, wo von ihr die Rede ist, „indessen will ich sie durchsetzen, denn es ist nicht viel; das Ganze gibt höchstens 55 Blätter meines Manuskriptes. . . . . Ich werde mich in einer kleinen Vorrede an den Herausgeber über die Art erklären, wie ich bei der Uebersetzung verfahren

---

[1]) Frau von Staël, Briefe über Rousseau, Leipzig, Kummer, 1789. Campe, Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution, 305 u. ff.

[2]) Madame de Staël, Recueil de morceaux détachés, Lausanne, 1795, Leipzig, 1796, später in den Oeuvres complètes abgedruckt, enthielt: Zulma et trois nouvelles, précédées d'un Essai sur les fictions.

bin. Um Ihnen kleine Zurechtweisungen zu ersparen, hab' ich ihre Worte unserm Sinne genähert und zugleich die französische Unbestimmtheit nach unserer deutschen Art etwas genauer zu deuten gesucht. Im Einzelnen werden Sie sehr viel Gutes finden, da sie aber einseitig und doch wieder gescheut und ehrlich ist, so kann sie mit sich selbst auf keine Weise einig werden; als Text aber können Sie es gewiß fürtrefflich brauchen. Ich wünschte, daß Sie sich die Mühe gäben, in Ihrer Arbeit so klar und galant als möglich zu sein, damit man ihr es in der Folge zuschicken und dadurch einen Anfang machen könnte, den Tanz der Horen auch in das umgeschaffene Frankreich hinüber zu leiten" [1]). Von Eisenach aus schrieb er, noch einmal auf denselben Gegenstand zurückkommend: „Meinen hiesigen stillen Aufenthalt habe ich gleich benutzt um Madame de Staël völlig zu übersetzen, mitunter zu versetzen. Eine weibliche Methode und die französische Sprache machten mir viel zu schaffen, und besonders auch die Annäherung ihrer Meinungen an die unsrigen und die ewigen Abers. Nun bin ich fertig, lasse das Werk drucken und gleich sollen Sie es haben" [2]). Schiller antwortete: „Den Staël'schen Bogen sehe ich mit vieler Erwartung entgegen. Wenn es irgend der Raum erlaubt, so bin ich auch dafür, sogleich das Ganze in ein Stück zu setzen. Meine Bemerkungen bringe ich alsdann im nächsten Stücke nach. Der Leser hat unterdessen die seinigen darüber angestellt und hört mir mit mehr Interesse zu". Einige Tage später fügte er bei: „Ich habe Ihnen von der Madame Staël zu schreiben vergessen. Das Produkt ist mit vielem Geiste geschrieben und da es darin mehr wetterleuchtet als ordentlich Tag ist, so qualificirt es sich gar nicht übel zum Commentiren. Eine eigentliche Harmonie hineinzubringen möchte schwer sein und auch die Mühe nicht

---

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, IV. Aufl., I, 79—80, Briefe 107 u. 108, Goethe an Schiller, Weimar, 6. und 10. Oktober 1795.

[2]) Goethe-Jahrbuch, 1885, 381, Goethe an Schiller, 13. Okt. 1795.

genug lohnen. Im einzelnen aber läßt es sich versuchen, auch habe ich mir schon etliche Materien daraus gewählt, die auch sonst nicht außer der Zeit sein werden."

Es war aber Dezember geworden und noch nichts erschienen, so daß wieder Goethe mahnend schrieb, länger als bis Februar rathe er den Abdruck nicht zu verschieben, da französische Exemplare des Buches anfingen, sich in Deutschland zu verbreiten[1]). Die Arbeit, von der hier die Rede ist, der »Essai sur les fictions«, erschien von Goethe unter dem Titel „Versuch über die Dichtungen" ins Deutsche übertragen, im zweiten Stück der „Horen" für 1796; eine von ihm beigefügte Notiz, „er werde Einiges über den Aufsatz der Frau von Staël berichten", blieb ohne weitere Folge.

Die alte Erfahrung, daß die Größten die nachsichtigsten sind, bestätigte sich auch hier, denn nach der Veröffentlichung des Essay schrieb Schiller, das in Berlin durch J. F. Reichardt redigirte Journal „Deutschland" erwähnend, das Insekt habe das Stechen wieder nicht lassen können und von dem Aufsatz der Staël mit größter Verachtung gesprochen[2]).

Inzwischen, während Goethe sie übersetzte, und Schiller sie zu commentiren versprach, hatte Frau von Staël das Buch über den Einfluß der Leidenschaften vollendet. Goethe nannte es in einem Brief an Schiller, „sehr interessant, im beständigen Anschauen einer sehr weiten und großen Welt geschrieben, in der sie gelebt hat, und voll geistreichen, zarten und kühnen Bemerkungen".

Er fand es der Mühe werth, einige Tage später noch einmal darauf zurückzukommen. „Das Werk der Frau von Staël, wovon Ihnen Herr von Humboldt wird gesagt haben, kommt

---

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I, 81, 84, 97, No. 109, 114, 128, an Goethe, Jena, 16. und 26. Okt. 1795, an Schiller, Weimar, 15. Dez. 1795.

[2]) Ebendaselbst, I, 183, No. 225, an Goethe, 16. Okt. 1796.

in einigen Tagen“, schrieb er nach Jena hinüber. „Es ist äußerst interessant zu sehen wie eine so höchst passionirte Natur durch das grimmige Läuterungsfeuer einer solchen Revolution, an der sie so viel Antheil nehmen mußte, durchgeht, und, ich möchte sagen, nur das geistreich menschliche an ihr übrig bleibt. Vielleicht ließe sich eine Art von Auszug der höchsten Sprüche in einer Folge machen und für die Horen gebrauchen, vielleicht nähme man nur ein einzeln Kapitel, aber bald; denn zu Ostern ist die Uebersetzung gewiß da. Hierüber überlasse ich Ihnen das Urtheil“ [1]). An anderer Stelle bemerkt Goethe, das Buch von Frau von Staël bringe „den Metallkönig ihres Gehalts“ vor die Augen des Publikums [2]). Schiller erklärte sich mit dem Vorschlag seines Freundes vollkommen einverstanden und in der Schrift selbst durch einige vortreffliche Ideen angezogen. Dann kam, unerachtet des Drängens von Goethe, ein Buch von Diderot dazwischen, das Schiller fesselte, und beide Werke nannte er „ein rechtes Geistesbedürfniß, weil meine eigene Arbeit, in der ich ganz lebe und leben muß, meinen Kreis so sehr beschränkt“ [3]).

Die Arbeit war keine andere als der „Wallenstein“, und es blieb wohl die höchste Anerkennung, die der Dichter der jungen Schriftstellerin zu geben hatte, wenn sein Geist aus dieser Welt der tragischen Konflikte in die ihrige flüchtend, dort einen Ruhepunkt suchte und fand. „Die Optika gehen vorwärts“, antwortete der indessen mit gelehrten Untersuchungen beschäftigte Goethe; „Knebel nimmt Antheil daran. . . . Uebrigens ist und bleibt es vorzüglich eine Uebung des Geistes, eine Beruhigung

---

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I, 203, 205, 208, No. 247, 248, 250, 253, an Schiller, Weimar, 30. Novbr., 5. Dezbr., 7. Dezbr., 10. Dezbr. 1796.

[2]) Goethe-Jahrbuch, 1880, 416, Goethe an Körner, Weimar, 8. Dezbr. 1796.

[3]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I, 204, 208, 210, No. 249, 252, 255, an Goethe, Jena, 6., 9., 12. Dezbr. 1796.

der Leidenschaften und ein Ersatz für die Leidenschaften, wie uns Frau von Staël umständlich dargethan hat" [1]).

Immer lautete das Urtheil nicht so günstig. Als Schiller den Text der Erzählungen in die Hand bekam, die freilich kaum das Interesse von Goethe rechtfertigten, fand er „der Verfasserin gespannte, raisonnirende und dabei völlig unpoetische Natur, oder vielmehr diese verstandesreiche Unnatur" sehr charakteristisch in denselben dargestellt. „Man wird bei dieser Lektüre recht fühlbar verstimmt", fährt er fort, „und es begegnete mir dabei dasselbe, was Sie beim Lesen solcher Schriften zu erleiden pflegen, nämlich, daß man ganz die Stimmung der Schriftstellerin annimmt und sich herzlich schlecht dabei befindet. Es fehlt dieser Person an jeder schönen Weiblichkeit, dagegen sind die Fehler des Buches vollkommen weibliche Fehler. Sie tritt aus ihrem Geschlecht, ohne sich darüber zu erheben. Indessen bin ich auch in dieser kleinen Schrift auf recht hübsche Reflexionen gestoßen, woran es ihr nie fehlt, und die ihren durchdringenden Blick über das Leben verrathen". Milder war abermals Goethe. Er begnügte sich, zu erwidern, die Romane von Frau von Staël seien ihm bekannt, und wunderliche, passionirt gedachte Produktionen [2]).

Nicht nur die Schriftstellerin, sondern auch die Frau wurde indessen in Deutschland diskutirt. Bereits im Januar 1797, also gerade in einem Zeitpunkt, wo die Wogen der Schmähungen und Verleumdungen gegen sie hoch gingen, berichtete Böttiger darüber an A. W. Schlegel, dem er einige Nummern der royalistischen »Quotidienne« mit dem Bemerken übersandte, „es werde ihm vielleicht Spaß machen, das Rüsthaus dieser Satanaspfeile selbst zu lesen" [3]).

---

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I, 198, No. 242, an Schiller, Weimar, 17. Dez. 1796.

[2]) Ebendaselbst, II, 85, 86, No. 481 u. 482, an Goethe, Jena, 20. Juli 1798, Weimar, 21. Juli 1798.

[3]) A. W. Schlegel, Briefwechsel. 24 Bände. Im Besitz der Dresdener Bibliothek. Böttiger an A. W. Schlegel, 7. u. 29. Januar 1797.

Etwas später nahm Wilhelm von Humboldt, aus Spanien zurückgekehrt, den Faden wieder auf. Er übersandte Goethe, „durch ein paar Dänen", das Buch über die Literatur, welches Frau von Staël mit einigen Zeilen begleitete, den ersten von ihr an den Dichterfürsten, die durch den Druck bekannt geworden sind. ». . . Parmi vos nombreux admirateurs«, schrieb sie, »il n'en est point, je crois, qui sente votre ouvrage avec un enthousiasme plus profond que moi. La lecture de Verther a fait époque dans ma vie comme un évènement personnel, et ce livre ainsi que la nouvelle Héloïse, sont les deux chefs d'œuvres de la littérature selon moi«[1]). „Die Staël ehrt Sie", schrieb Humboldt, „und es würde auch sie sehr freuen, wenn Sie ihr ein paar Worte sagen oder sagen lassen wollten. Ich habe jetzt nur noch etwa vierzehn Tage mit ihr zusammen hier zugebracht, sie aber täglich gesehen. Ich liebe sie sehr; bei manchen, sehr weiblichen Zügen fehlt ihr freilich viel von dem, was wir schöne Weiblichkeit nennen, und bei einem bewunderungswürdigen Verstand ist sie nur selten, was uns geistvoll heißt. Aber sie besitzt eine unglaubliche Gutmüthigkeit, bringt selbst mitten im Kreise kleinlicher Verhältnisse, der sie oft umgibt, alles auf Ideen und Empfindungen zurück, läßt der Natur in dem Gefühl ihr Recht, raisonnirt nie, wie hier so gewöhnlich, bis alle Wahrheit mit Stumpf und Stiel vertilgt und alles in Schall und Wort aufgelöst ist, sondern raisonnirt sich vielmehr immer auf die Punkte hin, bei denen das bloße Raisonnement nun nichts mehr ausmacht, ist immer unparteiisch und vielseitig in ihren Ansichten und groß und edel in ihrer Empfindungsart. Sie kommt mir immer wie ein freierer Charakter und kühnerer Geist vor, der, seitdem er anfängt, die Fittige zu bewegen, in dem Kinderrock französischer Armseligkeit eingeschnürt ist. Auf gewisse Weise sind zwar ihre

---

[1]) Goethe-Jahrbuch, 1884, 112. Frau von Staël an Goethe, Paris, 28. April 1799.

Bücher, wie bei allen Menschen, weniger als sie, aber auf der andern Seite auch mehr. Denn selten findet man sie im Gespräch so einsam, so ruhig oder so vertieft als in ihren Schriften. Ihre „Leidenschaften“ scheinen mir immer ihr bestes Werk; dieses kann natürlich für seinen eigentlichen Gehalt nur schwach sein. Um den Zustand der ganzen Literatur in allen Ländern und Zeiten zu beurtheilen, fehlt es ihr an Philosophie und Gelehrsamkeit zugleich. Sie hat keinen deutlichen Begriff von Dem, wohin der Mensch gelangen soll, und sieht alle Literaturen doch eigentlich als Französin an. Sie werden erstaunen zu finden, wie unrichtig die Griechen behandelt sind. Wir Deutsche erkennen nicht genau, wieviel wir einzig dadurch gewinnen, daß Homer und Sophokles uns nahe und gleichsam verwandt geworden sind. Wie sie über die Deutschen urtheilen kann, sehen Sie selbst. In manchen Stücken ist es dieselbe Leier, wie weiland der Père Bouhours, ungefähr wie ich noch neulich in Baillet's »Journal des Savants« fand: »les allemands dans leurs écrits restent toujours allemands«. Aber es sind auch einige Aussprüche, die mir viel werth sind, z. E.: »En Allemagne, les idées sont encore ce qui intéresse le plus au monde. Les Allemands n'ont point une patrie politique, mais ils se sont fait une patrie littéraire et philosophique, pour la gloire de laquelle ils sont remplis du plus noble enthousiasme. Les hommes éclairés de l'Allemagne ont pour la plupart un amour de la vertu, du beau dans tous les genres, qui donne à leurs écrits un grand caractère. Ce qui distingue leur philosophie, c'est d'avoir substitué l'austérité de la morale à la superstition religieuse. En France, on s'est contenté de renverser l'empire des dogmes etc.«

„Ueber Ihren „Werther“ ist eine geistvolle Bemerkung in dieser Schrift. Sie sagt, man table Sie, Werthern noch ein anderes Leiden als die Liebe gegeben, Erniedrigung seines natürlichen Stolzes durch gesellschaftliche Verhältnisse hinzugefügt zu

haben, und fährt dann fort: Gœthe voulait peindre un être souffrant par toutes les affections d'une âme tendre et fière, il voulait peindre ce mélange de maux qui seul peut conduire un homme au dernier degré du désespoir. Les peines de la nature peuvent laisser encore quelques ressources: il faut que la société jette ses poisons dans la blessure pour que la raison soit tout-à-fait altérée et que la mort devienne un besoin«. Ueber dieses Problem im Werther hat Napoleon bekanntlich in der Unterredung mit Goethe anders geurtheilt als Frau von Staël. „Könnten Sie besorgen", fährt W. v. Humboldt fort, „daß die Recension dieser Schrift in literarischen Zeitungen in unparteiische und milde Hände käme, so thäten Sie der Staël einen Gefallen. Ich werde ihrem Buche eine französische Abhandlung beilegen, die ich hier geschrieben habe, um die Staël und einige Andere mit den Hauptideen meines deutschen Buches bekannt zu machen und die in Millin's Magazin abgedruckt ist. Diese Arbeit hat mich interessirt, weil sie mich gelehrt hat, wie man laviren muß, wenn man in deutscher Richtung mit französischem Winde segeln will, und echt französisch zu schreiben, so viel ich's erreichen könnte, war meine Absicht" [1]).

Die auf Veranlassung von Frau von Staël entstandene Abhandlung hatte das Musée des petits Augustins zum Gegenstand, welches alle aus der Revolution geretteten, bisher in Paris zerstreuten Kunstwerke von Clodwig bis Ludwig XV. in chronologischer Ordnung und besonders interessante Porträte enthielt.

Goethe schrieb dankend zurück, und Humboldt erwiderte noch einmal, wie sehr das Urtheil des Freundes über das Buch der Staël ihn gefreut habe, denn es trage das Gepräge der Billigkeit, die man ihr selten widerfahren lasse. „Wie Ihnen,

---

[1]) Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, 1795—1832, bei F. Th. Bratraneck, III, 159—161, No. 29, W. von Humboldt an Goethe, Paris, 30. Mai 1800. Vergl. Goethe-Jahrbuch, 1887, 69.

ist es auch mir immer vorgekommen", fügte er hinzu, „als sei ihr der Kreis, in den Erziehung und Bildung unter Franzosen und durch französische Literatur sie gebannt hat, zu enge, als strebte sie sich davon loszumachen, ohne daß dies doch jemals gelingen kann. Es ist ein wunderbares Phänomen, mitten in einer Nation manchmal Menschen zu finden, die einen fremden Geist in diesen Banden der Nationalität tragen, und ich möchte nicht entscheiden, ob hier nicht ein Streit zwischen der angeerbten, bei der Staël also deutschen Eigenthümlichkeit und der durch Bildung erworbenen sei" [1]).

Seit dem Mai 1800, wo sie sich in Paris von ihm verabschiedet hatte, um nach Coppet zurückzukehren, sah Frau von Staël Wilhelm von Humboldt während mehrerer Jahre nicht wieder. Er war bereits preußischer Ministerresident in Rom, als sie nach Deutschland kam, und in der ewigen Stadt fanden sie sich im Sommer 1805 wieder. Von seiner gemessenen, männlichen Anerkennung so verschieden als möglich klang eine andere Huldigung, die sich über den Rhein herüber den Weg zu Frau von Staël bahnte. Rahel Levin war es, die angeregt durch das Buch über die Leidenschaften an Brinckmann sich wandte. „Sie schreiben mir meisterhaft über die Staël", lautete der Brief, „und eine Ungeduld ergreift mich, daß ich's nicht kann drucken lassen. Zwar würden es dann auch die Letzten lesen, aber die Ersten auch. Ich habe Sie ganz verstanden, glauben Sie mir's! Lehren Sie sie deutsch. Sagen Sie ihr, sie hätte au fond de l'Allemagne eine innige Anbeterin; sie wäre mir in der unglücklichsten Stunde meines Lebens wie ein Gott zu Hülfe gekommen; la terre m'avait manqué sous les pieds, da hätt' ich dies in ihrem Buche sur les passions gelesen, welches Sie mir gaben: »à vingt-cinq ans, la terre nous

---

[1]) Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, bei F. Th. Bratraneck, III, 168, No. 31, W. von Humboldt an Goethe, Paris, 10. Oktober 1800.

semble manquer sous nos pieds.« Unser Freund, unser Geliebter verläßt uns — „wir müßten unser Glück im Lieben finden, das könne uns Niemand rauben“, wie ich das las, kannte ich sie und gelobte ihr Liebe. . . . . Sagen Sie ihr, sie soll mich nicht verachten, weil ich ein Frauenzimmer bin; auch bei mir hätte es schwer gehalten, sie gelten zu lassen. Sagen Sie ihr, ich kenne sie wahrscheinlich besser als irgend Jemand, mit dem sie je liirt war. Sie wissen, was mir Goethe ist. Alles, mein ganzes inneres Leben und er — ist Eins bei mir. Aber ich glaube nicht, daß Goethe ihr geholfen hätte; freilich, wenn sie ihn verstanden hätte, so hätte sie das andere auch gewußt, und ein Probirstein ist er, ausbilden thut man sich durch ihn, der Stern im Leben ist er, aber ohne ihn muß man alles sein. Vielleicht, wenn sie eine Deutsche wäre. Im Grunde muß man Alles von selbst sein“ [1]).

Dieser stürmische Brief findet seine Erklärung darin, daß Rahel damals unter der Lösung des Verhältnisses zum Grafen Finkenstein, Sohn des preußischen Staatsministers litt, dem sie nie verzeihen zu können meinte, „nie, wenn sie nicht ein ganz neues Herz kriege, mit diesem nie;“ wohl deshalb hatte sie ein Buch so mächtig ergriffen, das die Spur ähnlicher Erfahrungen bewahrte [2]).

Für einen Erfolg anderer Art hatte der Erste Consul Sorge getragen, indem er den Kurfürsten von Sachsen veranlaßte „Delphine“ zu verbieten, worauf das Buch, von welchem drei Uebersetzungen in deutscher Sprache erschienen, von den Buchhändlern nicht genug angeschafft werden konnte, denn das Verbot des Kurfürsten beschränkte sich auf den Verkauf in Leipzig und förderte ihn überall sonst nicht wenig [3]). Das Vorhaben

---

[1]) Varnhagen von Ense, Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, I, 182—183, Rahel an Brinckmann, 9. März 1799.

[2]) Ludmilla Assing, Aus Rahels Herzensleben, 1—18 u. 121.

[3]) J. F. Reichardt, Vertraute Briefe aus Paris, I, 473, III, 14—16. Bonstetten, Briefe an F. Brun, I, 171.

von Goethe, den Roman zu besprechen, kam zwar nicht zur Ausführung, aber er nannte „Delphine" eine dem Zeitalter Ehre machende Erscheinung.

So traf, im unvermeidlichen Geleit von Sympathien und Antipathien, vor welchem nun einmal im Lauf der Welt selbst völlige Passivität nicht schützt, der erwartete Gast an jenem 13. Dezember „Abends bei Licht um 1/25 Uhr", wie Henriette von Knebel mit kleinstädtischem Sinn fürs Détail an ihren Bruder Karl zu berichten nicht unterließ, in Weimar ein. Wohnung nahm sie im Haus der Gräfin Werthern, das im Ruf stand, von Gespenstern bewohnt zu sein. Frau von Staël blieb von ihnen verschont, fand aber eines Abends alle verschlossen gewesenen Thüren offen, und berief, Diebe fürchtend, die Dienstleute zusammen; sie versicherte am nächsten Tag über das Vorkommniß befragt, die Leute hätten gesprochen, wie die Chöre in der Braut von Messina [1]).

Der erste Eindruck, den die deutsche Musenstadt vom Besuch von Frau von Staël empfing, war unleugbar der eines in seinem gewohnten Treiben gestörten Ameisenhaufens. Das erste Zeichen der Beunruhigung kam von Schiller. Die Reisende war noch in Frankfurt, als er an den in Jena befindlichen Goethe schrieb: „Frau von Staël dürfen wir bald hier erwarten. Wenn sie nur deutsch versteht, so zweifle ich nicht, daß wir über sie Meister werden; aber unsere Religion in französischen Phrasen ihr vorzutragen, und gegen ihre französische Volubilität aufzukommen, ist eine zu harte Aufgabe. Sie würden nicht so leicht damit fertig werden, wie Schelling mit Camille Jourdan, der ihm mit Locke angezogen kam — Je méprise Locke, sagte Schelling, und so verstummte denn freilich der Gegner" [2]). Am Tag der Ankunft von Frau von Staël schrieb Goethe, dessen Rückkehr

[1]) H. Düntzer, Aus Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, 1774—1813, Henriette Knebel an Karl, 7. Januar 1804.

[2]) Schiller und Goethe, Briefwechsel, II², Berlin, 1870. An Goethe, 30. Novbr. 1803.

Karl August besonders dringend wünschte, in nicht viel besserer Stimmung an Schiller: „Vorauszusehen war es, daß man mich, wenn Madame de Staël nach Weimar käme, dahin berufen würde. Ich bin mit mir zu Rathe gegangen, um nicht vom Augenblick überrascht zu werden, und hatte zum Voraus beschlossen, hier zu bleiben. Ich habe, besonders in diesem bösen Monat, nur gerade so viel physische Kräfte, um nothdürftig auszulangen, da ich zur Mitwirkung an einem so schweren und bedenklichen Geschäft verpflichtet bin. . . . Will Frau von Staël mich besuchen, so soll ein Theil des Loder'schen Quartiers möblirt sein, um sie aufzunehmen; sie soll einen bürgerlichen Tisch finden; wir wollen uns wirklich sehen und sprechen, und sie soll bleiben so lange sie will. Was ich hier zu thun habe, ist in einzelnen Viertelstunden gethan, die übrige Zeit soll ihr gehören; aber in diesem Wetter zu fahren, zu kommen, mich anzuziehen, bei Hof und in Societät zu sein, ist rein unmöglich, so entschieden als es jemals von Ihnen, in ähnlichen Fällen ausgesprochen worden.

„Dies Alles sei Ihrer freundschaftlichen Leitung anheimgegeben, denn ich wünsche nichts mehr als diese merkwürdige, so sehr verehrte Frau wirklich zu sehen und zu kennen, und ich wünsche nichts so sehr, als daß sie diese paar Stunden Weges an mich wenden mag. Schlechtere Bewirthung, als sie hier finden wird, ist sie unterwegs schon gewohnt. Leiten und behandeln Sie diese Zustände mit Ihrer zarten, freundschaftlichen Hand, und schicken Sie mir gleich einen Expressen, wenn sich etwas bedeutendes ereignet“ [1]).

Indessen hatte Frau von Staël am Tag nach ihrer Ankunft bei Hof gespeist, wo nach hergebrachter Tradition die Pflicht fürstlicher Gastfreundschaft auf das liebenswürdigste geübt wurde. De vieux châteaux ou l'on s'amuse, hatte Voltaire

[1]) Schiller und Goethe, Briefwechsel, II, 350, No. 925. An Schiller, Jena, 13. Dez. 1803.

die deutschen Residenzen genannt. Auch Frau von Staël urtheilte von Weimar, „es sei nicht wie eine kleine Stadt, sondern wie ein großes Schloß". Wenige Monate vor ihrer Ankunft hatten Karl August und die Seinen ihren Einzug in das neue Schloß gehalten, von welchem Lotte Schiller die bekannte Schilderung gibt: „Es war ein évènement, das uns Alle interessirte. Es ist wirklich sehr schön in den Zimmern, und alles Alte ist jetzt verschwunden, da die Meubles die Harmonie hineingebracht haben. Das Audienzzimmer ist noch nicht fertig. Die Sonntage verbringen sie im Orangezimmer und Pappelzimmer. Bei allem Prächtigen aber ist es einem doch behaglich darin. . . . Als den ersten Tag im Schloß gegessen wurde, wobei die Herzogin sehr munter war, führte der Herzog sie nach dem Essen im ganzen Schloß herum, und so auch in die Küche; da kam eine alte, garstige Scheuerfrau heraus, und war so entzückt, daß sie den Herzog küßte. Kurz es war ein wahres Fest an diesem Tag. Der alte Schmidt ergoß seine Entzückungen in das Wochenblatt, in einem Gedicht, die Bürger brachten Ständchens, in allen Gassen wurde getanzt. Die Arbeiter bekamen jede Klasse einen Ball; am schönsten aber war der Himmel, denn so schön wie der Mond über dem langen Gebäude an diesem Abend über den Bäumen im Stern hervorkam, habe ich lange nichts gesehen" [1]).

Ueber das erste Erscheinen von Necker's Tochter in diesen Räumen berichtet eine andere weibliche Feder, die von Henriette Knebel, Erzieherin und Begleiterin der Tochter Karl August's, spätern Erbprinzessin von Mecklenburg, Prinzessin Karoline: „Sehr lebhaft, gut und viel sprechend", schreibt diese dem Bruder, „außerordentlich geschwind, doch deutlich und angenehm. . . Sie ist eine Frau von der großen Welt und adressirt sich meistens nur an die Vornehmsten von der Gesellschaft, doch ist sie sehr höflich, artig und freundlich gegen Jeden. Ihr Auge ist schön

[1]) Caroline von Wolzogen, Literärischer Nachlaß, II, 205. Lotte Schiller an Wilhelm von Wolzogen, Weimar, 4. Sept. 1803.

und geistreich, aber ihr Gesicht etwas mohrenartig. Sie ist von mittlerer Größe und etwas dick, schwarze Augen und Haare. Diesen Abend kommt sie wieder. Gore's auch, Schiller's, u. s. w."

Bei dieser Gelegenheit sah Frau von Staël den Dichter des Wallenstein zum ersten Mal beim Thee der Herzogin in Hofuniform, und hielt ihn für einen General. Ueber ihren Irrthum aufgeklärt, leitete sie die Bekanntschaft mit ihm durch Besprechungen über die Kant'sche Philosophie und die Ueberlegenheit des französischen Dramas ein[1]). Schiller's ernste, selbstlose Einfachheit imponirte ihr so sehr, daß sie den anfangs scherzend lebhaften Ton schnell wechselte, später das Gewissen Schiller's Muse genannt hat und gleich anfangs von der bewundernden Verehrung erfaßt wurde, die ihr Urtheil über ihn durchdringt. Das erste Stück von ihm, das sie in Weimar aufführen sah, war Wallensteins Lager, an dem sie sich sehr erfreute; eine besondere Vorliebe behielt sie für Maria Stuart „als der pathetischsten seiner Tragödien" [2]).

Schiller entledigte sich des Auftrags, das Nichterscheinen seines Freundes zu entschuldigen. Goethe, und Deutschland mit ihm, standen damals nicht unter ihren glücklichsten Sternen. Im vorhergehenden März war Klopstock geschieden. Kant sollte am 12. Februar 1804 folgen. Schiller hatte kaum einen gesunden Tag mehr; durch des Dichters Seele klangen, wie letzte Akkorde, die Freiheitslieder des Tell. Herder rang in jenen Wintertagen mit dem Tod und starb am 18. Dezember 1803. Bei Hof empfand man den Verlust als einen persönlichen. „Die Herzogin-Mutter jammert mich", schrieb Henriette Knebel, „sie glaubte nicht, das zu erleben. Unsere Herzogin zeigt sich wie das ewige Schicksal, doch sagt Prinzeßchen, daß sie sehr angegriffen wäre und sich mit ihr mit Wehmuth davon unterhielte. Madame de Staël aber darf nichts gewahr werden; von dieser ihrer Lebendigkeit läßt sie sich hinreißen und elektri-

[1]) H. Düntzer, Goethe und Karl August, II, 458. Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. VIII.

[2]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XVIII.

siren. Dagegen habe ich eben nichts, daß sie Geschmack an ihrem Verstand und ihrer schönen Redekunst findet, doch würde ihr's die Staël gewiß nicht übel deuten, wenn ihr die Herzogin auch mehr Gefühl zeigte. Den Herzog ergötzt die Staël auch sehr, und er glaubt einen seltenen Mann zu hören, so schnell, richtig und umfassend ist ihre Rede. . . . . Sie hat durchaus nicht das Preziöse und Pedantische, was unsere gelehrten Weiber oft so fatal macht, nichts Ueberspanntes, Halbreifes, sondern gesund bei all ihrer Feinheit. Weniger Drückendes kann man nicht finden; sie kann daher im Umgang nicht anders als angenehm sein. Sie sagt, daß in der Schreckenszeit fast Niemand krank war, und nur Wenige, — das heißt natürlich — gestorben sind. . . . Das Sprechen von Frau von Staël ist wirklich das seltenste Talent, was mir noch vorgekommen ist, die sanfte, volle Kraft, die doch immer ein Talent auszeichnet; nie etwas Schneidendes, Dezidirtes, was eine Frau besonders oft lästig und ungraziös macht; ebensoweit ist sie aber von affektirter Nachgiebigkeit und Koketterie entfernt — und doch weiß Niemand besser als sie nachzugeben und einzulenken. Das Kennzeichen ihres großen Talentes ist doch gewiß, daß ihr Gespräch nur ermuntert, nie ermüdet, und wenn unsereins aus Trägheit oder Ungewohnheit sich ihr den andern Tag mit etwas Widerwillen nähern könnte, so fühlt man sich leicht emporgehoben und die innere Unzufriedenheit verschwindet. Diese Wirkung habe ich an der Herzogin öfters beobachtet. . . . Sie zieht nicht an, man schließt sich ihr an. Von Bonaparte, den sie nicht liebt, spricht sie mit Witz und Gerechtigkeit. Sie sagte neulich, daß er sich Karl V. zum Vorbild genommen hatte, mais qu'elle lui trouvait cette différence que Charles V voulait devancer son siècle et Bonaparte voulait reculer le sien. Sie ist sehr unzufrieden mit seiner Einrichtung der Schulen, und da sie die katholische Religion nicht leiden kann, so schmerzt sie es, daß nun die Jugend soll sehr bigott erzogen werden. . . . Sie war nur kurze Zeit hier oben bei uns (bei der jungen Prinzeß) und

mit dem Herzog, will aber bald wieder mit ihrem Töchterchen zu uns kommen, das ein hübsches Kind ist von sieben Jahren und im Geist der Mutter sehr ähnlich zu werden verspricht"[1]).

So vergingen die ersten Tage in Weimar, ohne daß Goethe dahin zurückkehrte. Mit Arbeit überhäuft und kaum von schwerer Krankheit genesen, war er immer noch in Jena, als er durch Lotte Schiller Nachricht von dem Eintreffen von Frau von Staël in der Residenz erhielt.

„Das ist das Verwünschte in diesen irdischen Dingen", schrieb er an Lotte Schiller zurück, „daß unsere Freundin, der zu Liebe ich zu gelegener Zeit dreißig Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebsten, was ich auf der Welt habe, meine Aufmerksamkeit zu entziehen genöthigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichste im Jahr ist; wo ich recht gut begreife, wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre, daß er begraben wird"[2]). Inzwischen traf ein Brief seiner Correspondentin mit den beruhigendsten Nachrichten über die Lage, soweit sie Frau von Staël betraf, bei ihm in Jena ein. „Ich glaube gewiß", schrieb Lotte Schiller, „sie wird Ihnen auch ein großes Interesse erwecken, ihr Geist, ihre Lebhaftigkeit des Gefühls reißt einem mit fort, und was mich am meisten von ihr freut, ist ihr Ernst um die Sache, und wenn sie sich für etwas interessirt, so ist es ihr nahe. Sie kündigt sich theilnehmend an und einfacher, als unsre deutschen gelehrten Frauen, und gibt mehr auf andre Achtung. Dies ganz unter uns gesagt." Schiller's Frau erwähnt, Frau von Staël sei ohne männliche Begleitung, Villers nach Paris zurück, B. Constant vor der Hand in Göttingen.

---

[1]) H. Düntzer, Aus Knebel's Briefwechsel. Henriette Knebel an ihren Bruder Karl, 23. Dez. 1803 und 3. Januar 1804.

[2]) Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, Anhang, II, 388—389, No. 13, Goethe an Frau Charlotte Schiller, Jena, 20. Dez. 1823.

Sie verstehe sich sehr gut mit dem Herzog, der gern mit ihr sich unterhalte. Wieland, mit dem sie bei der Herzogin-Mutter soupirte, habe den Wunsch ausgesprochen, Frau von Staël im tête-à-tête zu sehen, und sie habe ihn auf den nächsten Morgen eingeladen. „Wir müssen unsere Geisteskräfte immer lebendig halten in dieser Zeit, und da wir nur in der Phantasie reich sein können, in unsern engen äußern Verhältnissen, so wird es uns schwerer uns mittheilend zu stimmen als einer Natur, die nur den Zufluß der äußern Gegenstände verarbeiten darf, um neu und liebenswürdig sich zu äußern. Wenn die Staël länger als einen Tag bei Ihnen bleibt, so lassen Sie sich von ihr deklamiren, sie hat es bei der Clairon gelernt. Sie spricht von der Harmonie der französischen Tragödien, und behauptet, die Deutschen hätten keinen Begriff von Racine, wenn sie ihn nicht schön deklamiren hörten. Sie mag uns viel schönes darüber sagen können, so leicht wird sie uns nicht bekehren, und Schiller nimmt die Deutschen in Schutz, wo er nur kann." Am Schluß des Briefes findet sich auch noch erwähnt, wie es Goethe nicht unerfreulich sein werde zu wissen, daß Frau von Staël keinen Thee trinke, nur etwas rothen Wein bei Tisch, und die physischen Bedürfnisse den geistigen sehr nachständen; „nur unterhalten will sie immer sein" [1]. Am 15. Dezember hatte indessen Frau von Staël selbst Goethe ihre Ankunft gemeldet und sich bereit erklärt, zu ihm nach Jena hinüberzukommen.

»Je vous avais écrit ce matin ici, Monsieur, vous devez croire que mon premier désir en venant en Allemagne est de vous connaître et de m'honorer de votre bienveillance, je reste ici jusqu'au 1er de l'an, si vous y venez plusieurs jours avant ce moment je vous y attendrai; si votre santé ne le permettait pas, ayez la bonté de me l'écrire et j'irai passer deux jours à Jena avec vous, il ne me faut pas moins de temps pour vous exprimer mon admiration et

[1]) Goethe-Jahrbuch, 1883, 245, Lotte Schiller an Goethe, Weimar, 14. Dez. 1803.

pour recueillir quelques-unes de vos pensées qui germeront dans mon esprit le reste de ma vie« [1]).

Diese Zeilen bewogen Achill, nun doch aus seinem Zelt zu treten. Auf französisch, dessen er häufig in seiner Jugend und zuweilen im Briefwechsel mit Frau von Stein sich bediente, schrieb er zurück: »Voilà, Madame, une des contradictions les plus frappantes, Vous Vous trouves à Weimar et je ne vole pas Vous porter les assurances d'un parfait dévouement. Cependant je ne me plaindrai pas ni des affaires momentanément compliquées ni des indispositions phisiques, qui me retiennent ici, ces accidens me sont chers car ils me procurent un bonheur que je n'aurai jamais osé souhaitter. Vous Vous approchez de l'heremite qui fera son possible pour écarter ce qui pourrait l'empecher de se vouer entièrement à la bienvenue. Vous éclairerés ces jour tristes et les soirées infinies passeront comme des moments. Soyez persuadée, Madame, que je sens tout le prix de Votre bonté et que j'attends avec impatience le moment de Vous exprimer combien je vous suis attaché. Je vous arrange un petit logis dans mon voisinage« [2]).

Mittlerweile war aber im Theater zu Weimar eine Vorstellung des Stücks „Die natürliche Tochter" angesagt worden, welches Frau von Staël besonders zu sehen gewünscht hatte, und sie bat deshalb Goethe, ihren Besuch in Jena etwas verzögern zu dürfen. »Je n'ai besoin que de deux chambres«, schrieb sie, »une pour ma fille agée de six ans et l'autre pour moi, je suis la personne du monde la plus indifférente à tout le matériel de la vie et j'y penserai encore moins que de coutume quand je serai avec vous — je vous dis cela pour

---

[1]) Goethe-Jahrbuch, 1887, 5, Frau von Staël an Goethe, Weimar, 15. Dez. (1803).

[2]) Goethe-Jahrbuch, 1884, 113, Goethe an Frau von Staël, Dez. (1803). Zu vergl. 120—123, Stellen aus Briefen von Goethe an Schiller über sie, 1803—1804.

que vous n'imaginiez pas de me recevoir comme une dame de Paris, mais comme la femme du monde qui a le plus pleuré à Verther et au comte d'Egmont — si vous ne revenez pas avec moi lundi je vous avertis que je serai un peu blessée. On prétend ici qu'il n'est pas fier à moi d'aller vous chercher et peu galant à vous de ne pas venir me voir. Moi je consens avec plaisir à ce premier hommage que mon esprit et mon cœur vous rendent avec tant d'abandon. Mais si je ne vous ramenais pas dans ma voiture, je sais d'avance que cela me ferait beaucoup de peine. — Voilà une lettre écrite comme si je vous avais vu toute ma vie, mais ne vous ai-je pas lu toute ma vie? Mais votre Verther n'est-il pas l'ouvrage que j'ai relu cent fois et qui s'est uni à toutes mes impressions. Adieu, Monsieur, Adieu, à samedi, si je ne renverse pas dans vos montagnes, je serai chez vous à une heure.« »Non, Madame«, schrieb jetzt Goethe zurück, »ce ne sera pas Vous qui feres par ces neiges le petit mais très désagréable trajet. Cette semaine me suffit pour arranger les affaires qui me tenait ici. Samedi je viens me vouer tout à Vous et j'espère que vous voudrez prendre le diner chez moi avec Mr. et Mme. de Schiller. Mon impatience de vous voir, Madame, s'accroit de jour en jour et Vous series surement contente d'un ancien ami si Vous pouvies lire ce qui passe et repasse dans mon âme . . .«[1]).

Ein Brief Schiller's, vom 21. Dezember, sollte noch einmal auf die Begegnung mit dem gefeierten Gaste Weimars vorbereiten. „Frau von Staël", schrieb er, „wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie a priori schon konstruirt haben werden; es ist Alles aus einem Stück und kein fremder, falscher und pathologischer Zug in ihr. Dies macht, daß man sich trotz

[1]) Goethe-Jahrbuch, 1884, 113, 114, Frau von Staël an Goethe, Weimar, 18. Dez. 1803, No. 114, Goethe an Frau von Staël, 19. oder 20. Dez. 1803.

des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören und ihr Alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In Allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz allen Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will Alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Allgemeine, Rednerische und Leidenschaftliche zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, und das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich, mit meiner wenigen Fertigkeit im Französischreden ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie, bei Ihrer größeren Uebung, eine sehr leichte Kommunikation mit ihr haben. . . . . Alles kömmt darauf an, daß Sie eilen eine Anschauung von ihr zu bekommen und sich einer gewissen Spannung zu entledigen. Es ist recht schade, daß uns diese interessante Erscheinung zu einer so ungeschickten Zeit kömmt, wo dringende Geschäfte, die böse Jahreszeit und die traurigen Ereignisse, über die man sich nicht genug erheben kann, so traurig auf uns drücken" [1]).

---

[1]) Schiller und Goethe, Briefwechsel, Berlin, 1870, II², No. 1125. Schiller

Während dieser Brief nach Jena ging, traf Goethe's Einladung im Schiller'schen Hause ein. Er schrieb in bester Stimmung an seine fleißige Correspondentin Charlotte von Schiller: „Frau von Staël wird mir verzeihen, wenn ich ihr vorher nicht, der Form gemäß, aufwarte. Ich komme dazu hier nicht früh genug weg. . . Am liebsten wäre mir's, wir hielten uns in so kleiner Gesellschaft; haben Sie aber sonst noch irgend einen Gedanken, wen ich einladen könnte, so theilen Sie mir ihn inzwischen mit. Wir können uns Glück wünschen, daß diese winternächtlichen Kranken- und Todtenbilder durch eine so geistreiche Natur einigermaßen verscheucht und der Glaube ans Leben wieder gestärkt wird" [1]).

Endlich, am Weihnachtsabend, bei der Herzogin-Mutter, trat ihr Goethe zum ersten Mal entgegen. Dafür, daß seine äußere Erscheinung sie enttäuschte, „weil sie sich einen höchstens etwas älter gewordenen Werther phantasirt hatte", liegt nur das Zeugniß Böttiger's vor. »Le voudrais mettre son esprit dans un autre corps«, soll sie gesagt haben, »il est inconcevable qu'un esprit aussi supérieur puisse être si mal logé«. Als er, auf ihre erste Begegnung mit Schiller anspielend, scherzend fragte, wofür sie wohl ihn in der Hofuniform gehalten hätte, entgegnete sie, er würde sie nicht irre gemacht und sich zum besten darin ausgenommen haben, »à cause de votre bonne et belle (avec un geste fort significatif) rotondité« [2]). Sie äußerte von Goethe »qu'il pouvait être aimable quand il était sérieux, mais qu'il ne devait jamais plaisanter.«

In die ersten Momente des Bekanntwerdens mit ihm war ein Mißton gekommen, und dieser führte auf das Drama „Die natürliche Tochter" zurück. Am 21. Dezember war es zum

---

an Goethe, 21. Dez. 1803. Uebereinstimmend damit Lotte Schiller an Goethe, Goethe-Jahrbuch, 1883, 247—249, 18. u. 21. Dez. 1803.

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Anhang, II, 388, No. 12, 389, No. 14, Goethe an Frau Charlotte Schiller, Jena, 19. u. 23. Dez. 1803.

[2]) H. Düntzer, Goethe und Karl August, II, 461, 467.

vierten Mal im Theater zu Weimar aufgeführt worden, aber, wie Henriette Knebel an ihren Bruder schrieb, „Goethe's Eugenia hat der Frau von Staël, einige wenige Stellen ausgenommen, sehr mißfallen. Sie sagt, in Paris hätte man nicht den ersten Akt ausgehalten. . . . . Doch kann ich nicht glauben, daß ihm die Staël weh thun wird" [1]).

In diesen Worten lag wie eine Befürchtung, daß es doch so kommen werde. An die neueste Gabe von Goethe für die deutsche Bühne knüpfte sich für den französischen Gast noch ein anderes Interesse als dieses, daß es überhaupt das erste Stück von ihm war, welches sie aufführen sah.

Zu wiederholten Malen war er durch die Ereignisse der französischen Revolution zu dichterischer Gestaltung angeregt worden. Sie liehen einer Perle seiner Dichtung, dem 1796 vollendeten Epos „Herrmann und Dorothea" den historischen Hintergrund, aber Jahre früher hatte er die Eindrücke der Zeit dramatisch widerzuspiegeln versucht. „Der Großcophta" mit den Reminiscenzen an Cagliostro und an den Kardinal von Rohan, von welch letzterem die Figur des Domherrn Züge entlehnt, ging 1791 über die Bühne von Weimar. Von einer zu Straßburg spielenden Revolutionstragödie „Das Mädchen von Oberkirch" fand sich der Anfang im Goethe-Archiv. Im Jahr 1793 entstand, in wenigen Tagen, als Satire gegen den jakobinischen Proselytismus, das Lustspiel „Der Bürgergeneral". Den Träger der Titelrolle, Schnaps, bringt der deutsche Edelmann mit dem echt Goethe'schen Ausspruch zum Schweigen: „Bei sich fange Jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil: so wird er dem Ganzen Vortheil bringen" [2]).

Nun folgte das politische Drama „Die Aufgeregten", mit den bedeutsamen Worten: „Ein Jeder kann nur seinen eigenen

---

[1]) H. Düntzer, Aus Knebels Briefwechsel. Henriette Knebel an ihren Bruder Karl, 3. Januar 1804.

[2]) Goethe, Der Bürgergeneral, XIV. Auftritt.

Stand beurtheilen und tadeln. . . . Aber eben deswegen, weil ich ein Bürger bin, der es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staat anerkennt und zu schätzen Ursache hat, bin ich auch unversöhnlich gegen die kleinlichen, neidischen Neckereien, gegen den blinden Haß"[1]).

Das Stück blieb unvollendet und, wie die genannten im Hinblick auf die französischen Zustände entstandenen dramatischen Produktionen, besitzt es kaum einen andern Werth als den, die persönliche Anschauung von Goethe zum Ausdruck zu bringen. Der Umstand, daß er seinem Fürsten in den Feldzug gegen Frankreich folgte, modificirte diese Anschauung nicht. Es ist bemerkt worden, daß der Dichter während desselben die Uebersetzung des Reineke Fuchs vollendete, und es in seiner damaligen Stimmung ergötzlich fand, „wie in dieser unheiligen Weltbibel das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich verträgt"[2]). Was sich mit seiner Weltanschauung nicht vereinigen ließ, war nicht der Fall eines Throns, noch weniger der Sturz einer Dynastie. Es war vielmehr die gewaltsame Unterbrechung jener ordnungsmäßigen Entwicklung, die ihm nicht nur die physische, sondern auch die historische Welt erklärte, das Preisgeben der gesetzmäßigen Autorität, die sein Hebel des Fortschritts war. Daher die bekannten Worte:

„Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück."

Und jene andern:

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich."

Die damals empfangenen Eindrücke verwischten sich nicht wieder. In vielen seiner lyrischen Gedichte, in den venetianischen Epigrammen, ist ihre Spur nachweisbar. Es blieb ein

[1]) Goethe, Die Aufgeregten, Akt III, Scene 1.

[2]) Friedr. Vischer, Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethe's. Goethe-Jahrbuch, 1883, 39.

Zug der Menschenverachtung zurück, den auch Schiller's Nähe nicht mehr endgültig überwand. Vielmehr zeigte sich dieser, unter andern im Demetrius, von Goethe's politischer Gesinnung beeinflußt. Aber diese Gesinnung milderte und vertrug sich in seiner harmonischen, von Lebensfülle überströmenden Natur mit einer wohlwollenden, nachsichtigen Beurtheilung des einzelnen Menschen. Der Pessimismus hatte über Goethe keine Gewalt, aber der Glaube an die Verbesserungsfähigkeit des Geschlechtes fand sich, wenn er überhaupt jemals bestanden hatte, seitdem auf ein noch bescheideneres Maß beschränkt. Literärisch äußerte sich die gesteigerte Gleichgültigkeit für das Urtheil der Menge in dem Entschluß, nichts mehr schreiben zu wollen, „was nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch lesen dürften und möchten" [1]). Es war der freiwillige Verzicht auf die Popularität, die, wie Schiller es betont hat, seinem großen Freund niemals zu Theil werden sollte; die stets wachsende Ueberzeugung, „daß alles Große und Gescheidte nur in der Minorität existire". An eine solche auserwählte Minderheit war die letzte der literärischen Produktionen von Goethe, die sich mit der französischen Revolution beschäftigt, war „Die natürliche Tochter" gerichtet. Sie ist als diejenige seiner Dichtungen bezeichnet worden, in welcher sich zuerst die den physischen Gesetzen entlehnte Anschauung der Dinge, wie ein nach rückwärts gewandter Fatalismus Bahn bricht [2]). Das Drama, welches den ersten Theil einer Trilogie bilden sollte, bewegt sich fast lediglich im Dialog zwischen Personen, die keine Eigennamen führen und daher als bloße Typen gedeutet worden sind, die ihre Motive und Absichten in unklarer Symbolik verhüllen. Der

---

[1]) H. Grimm, Goethe an Karl August über Egmont. Goethe, Zwanzigste Vorlesung, 357. Eckermann, Gespräche mit Goethe, 11. Okt. 1828. V. Hehn, Gedanken über Goethe. Goethe u. das Publikum, 169, 173.

[2]) H. Grimm, Goethe. Dreiundzwanzigste Vorlesung, 427.

König hat Züge der Aehnlichkeit mit Ludwig XVI.[1]), aber die Handlung des Stücks beruht nicht auf einem historischen Vorgang, sondern auf den 1798 erschienenen Memoiren einer Betrügerin. Das Interesse, das einmal auf Weltbegebenheiten gerichtet worden war, ließ sich durch das Schicksal der Einzelnen nicht für den Wegfall derselben entschädigen. Durch die großen Schönheiten gewonnen, priesen Schiller und noch mehr Fichte die Kunst der Darstellung, die Alles zum Glied eines idealen Ganzen verkläre[2]). In der anfänglichen Bewunderung des Ehepaars Herder sprach die Opposition gegen Schiller[3]). Ein modernes Urtheil, das Eugenie „eine viel verkannte, tiefe politische Dichtung" nennt, bleibt vereinzelt[4]). Die zeitgenössische Kritik, anfangs durch die meisterhafte Darstellung in Berlin geblendet, verhielt sich im Ganzen ablehnend[5]), und Goethe, obwohl auf das Urtheil des Publikums vorbereitet, äußerte sich verletzt darüber, daß selbst A. W. Schlegel das Stück mit keiner Silbe erwähnte[6]). Wie das Publikum dachte aber auch Frau von Staël über dasselbe. „Sie hatte", berichtet Goethe, „eine Aufführung so gut wie erzwungen. Was wollte sie aber bei der wenigen mimischen Bewegung des Stücks aus der ihr völlig unverständlichen Redefülle herausnehmen? Mir sagte sie, daß ich nicht wohlgethan, diesen Gegenstand zu behandeln. Das Buch, das den Stoff dazu hergegeben, werde nicht geschätzt, und das Original der Heldin, die darin figurire, nicht geachtet. Als ich nun solche Instanzen scherzhaft abzulehnen Humor genug hatte, versetzte sie: das sei eben der Fehler

[1]) Goethe, Natürliche Tochter, Akt I, Scene 6.

[2]) Schiller an Humboldt, August 1803.

[3]) Goethe-Jahrbuch, 1884, 424. C. Herder an Jean Paul, 12. April 1803. R. Haym, Herder, 767.

[4]) V. Hehn, Einiges über Goethe's Vers, Goethe-Jahrbuch, 1885, 218. Fr. Vischer, Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethe's, Goethe-Jahrbuch, 1883, 17.

[5]) Braun, Goethe im Urtheil seiner Zeitgenossen, III, 39, 41—46; 65, 72, 79—84, 97.

[6]) V. Hehn, Gedanken über Goethe, 120, Note. Goethe an S. Boisserée.

an uns Deutschen Autoren, daß wir uns nicht um das Publikum bekümmerten“ [1]).

Soweit Goethe. Ueber seine persönliche Stellung zu den Ereignissen, die einen so gewaltigen Einfluß auf das Denken und Leben von Frau von Staël ausgeübt hatten, ließ auch diese Dichtung keinen Zweifel bestehen. So sagt gleich im ersten Akt der König:

„Wenn Dir die Menge . . .
Bedeutend scheinen mag, so tadl' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge,
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.“

Und wieder:

„O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen!
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünsche finden,
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle
Von Einem Strom vermischt dahingerissen
Im Ocean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerstehen . . .“ [2]).

Auch läßt sich unschwer vermuthen, welche Worte es waren, die Frau von Staël ergriffen. Gehörten doch manche derselben zu den herrlichsten, die Goethe jemals zu den Frauen gesprochen hat:

„Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschlossene Bahn. . .“

Das Ganze aber blieb ihr fremd. Ihren Eindruck gab wohl am besten eine Bemerkung von A. W. Schlegel wieder, Goethe besitze mehr dramatisches als theatralisches Talent, und bald erzählte man

[1]) Goethe, Annalen. Sämmtliche Werke, Cotta'sche Ausgabe, 1840, XXVII. 150, Jahrgang 1804.

[2]) Goethe, Natürliche Tochter, Akt I, Scene 5.

sich in Weimar, wie sie die Eugenie »un noble ennui« genannt und Goethe ihrer Kritik mit dem Bemerken, er sei über 40 Jahre alt, ein Ende gemacht habe[1]).

Unter solchen Umständen war es wohl als günstige Fügung zu betrachten, daß er, am Morgen nach seiner Rückkehr in Folge heftiger Erkältung unwohl geworden, einige Tage hindurch das Bett und mehrere Wochen das Zimmer hüten mußte. Solange freilich bezähmte Frau von Staël ihre Ungeduld nicht. Und das um so weniger, als sie hörte, daß Goethe, der sie nicht sehen wollte, den Besuch des Professor Wolf aus Halle empfing. Es war inzwischen Neujahr geworden und ihr Glückwunsch der folgende: »Schiller vous a-t-il dit que je vous boudais. Je vous dis ce compliment de nouvelle année. Si je m'établissais ici, vous feriez bien de me traiter comme tout le monde, mais pour quinze jours, n'auriez-vous pas du me les donner sans chicaner. Venez demain me voir, je serai seule pour me fâcher sans témoin. Ne faut-il pas que j'avoue que je suis jalouse d'un professeur, nouveau genre de jalousie, dont j'étudierai les sentiments«[2]).

Goethe selbst meldete Schiller, daß er Frau von Staël am 23. Januar zum ersten Mal in seinem Haus gesehen habe. „Es bleibt immer dieselbe Empfindung", schrieb er ziemlich übel gelaunt, „sie gerirt sich mit aller Artigkeit noch grob genug als Reisende zu den Hyperboräern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich so noch ganz wohl zu Nutz und Putz verwenden lassen, indessen nöthigt sie einem doch die alten Teppiche als Gastgeschenk und die verrosteten Waffen zur Vertheidigung hervorzuholen"[3]).

Jedenfalls drang von solchen Regungen des Mißfallens

---

[1]) H. Düntzer, Goethe und Karl August, II, 461, 471.

[2]) Goethe-Jahrbuch, 1884, 115. Frau von Staël an Goethe, 1. Januar 1804, No. 116, 117. Undatirte Billete, No. 118—131.

[3]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, II, 362, No. 942. An Schiller, 23. Januar 1804.

nichts an die Oberfläche, denn Frau von Staël brachte ihm ihre Uebersetzungen der Gedichte, „die Braut von Corinth", „der Gott und die Bajadere" und fand bald wieder die rechte Stimmung ihm zu sagen, »je vous aime de tout mon cœur, de tout mon caractère, et de tout mon talent, si j'en ai«, oder ihm Racine zu citiren: »Bajazet, écoutez, je sens que je vous aime«. Sie bedurfte seiner, nicht nur seines unvergleichlichen Werthes wegen, sondern weil er, mehr als sonst Jemand in Weimar, Verständniß für die geistige Welt, aus der sie kam, bereit hatte.

Goethe ist wiederholt auf das, was er den Franzosen schulde, zurückgekommen. Zu Eckermann hat er als Greis gesagt, wie viel er den Griechen und ihnen verdanke. Ihre Sprache war ihm seit den Kinderjahren geläufig; ohne Grammatik und ohne Lehrer, wie eine zweite Muttersprache, hatte er sie in den Frankfurter Tagen, die er in Wahrheit und Dichtung beschreibt, gelernt, und Stellen aus den Tragödien von Racine seinem Gedächtniß eingeprägt. Auf dem Theater einer französischen Schauspielertruppe sah er Komödien von Destouches, Marivaux, La Chaussée, den »Devin du village« von J. J. Rousseau, der 1759 dort gegeben wurde, Diderot's »Père de famille«, die „Hypermnestra" von Lemierre, auch Einiges von Molière. Fast noch als Kind entwarf er ein französisches Schäferstück; als Student in Leipzig übersetzte er die erste Scene von Corneille »le Menteur«. In Straßburg las er viel Französisches, unter andern Rabelais. Die ältesten seiner Dramen waren unter dem Einfluß französischer Muster geschrieben. In Bezug auf den Antheil von J. J. Rousseau auf die Entwicklung von Goethe genügt es „Werther" zu nennen. „Clavigo" führt auf Beaumarchais zurück. Diderot erschien ihm nicht nur als der deutscheste unter den Franzosen; er hatte noch andere Punkte der Uebereinstimmung mit ihm[1]). Im Briefwechsel mit Schiller

[1]) A. Caumont, Gœthe et le littérature française, Programm des städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M., 1885, 8 u. ff. gibt Einzelnes darüber.

nehmen die Erzeugnisse der französischen Literatur eine hervorragende Stelle ein. Bis an Goethe's Lebensende finden sich hin und wieder französisch geschriebene Briefe in seiner Correspondenz, obwohl ihm der Stil der Umgangssprache seit den französischen Briefen an seine Schwester mehr und mehr abhanden gekommen war. Die Uebersetzung des „Mahomet" von Voltaire fällt in das Jahr 1799. Sein „Tancred", ein Lieblingsstück von Frau von Staël, folgte 1800. Am Schluß des Jahres 1804 unternahm er die Uebertragung von Diderot's »le neveu de Rameau«, mit Noten über französische Schriftsteller. Der Streit über die drei Einheiten, Gesetz und Bau der französischen Tragödie berührte auch ihn, besonders insofern als er ihn früh zum Widerspruch reizte[1]). Am Ende seines Lebens gab er, auf den Gegenstand zurückkommend, sein Urtheil darüber in merkwürdigen Worten ab. „Wünschen wir uns einen neuen Racine", sagte er 1830, „selbst mit den Fehlern des alten. Die Meisterwerke der französischen Bühne bleiben Meisterwerke für immer. Ihre Darstellung hat mich selbst in jungen Jahren, noch in Frankfurt, höchst interessirt; damals faßte ich zuerst den Gedanken, Dramen zu schreiben".

Und auf Viktor Hugo und dessen Auflehnung gegen den Klassicismus übergehend, fügte er hinzu: „Die französische Nation ist die Nation der Extreme, sie kennt in nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Centralpunkt zu finden vermöchte. . . . Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der Vernunft, den Despotismus Ludwig's XIV. und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden. Somit muß man fürchten, daß auch in der Literatur

[1]) H. Düntzer, Goethe's Ansicht über das Wesen der Tragödie. Goethe-Jahrbuch, 1881, 132.

nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verwerfung der Gesetze eintrete" [1]).

Selbst wo dieses rege Interesse von Goethe für französische Dinge im Widerspruch mit ihren eigenen Ansichten sich geltend machte, blieb es für Frau von Staël eine Quelle der Anregung, die sie sonst vergebens suchte. Selbst in Schiller's Nähe war man zuweilen versucht, ihr zu entgegnen:

„Du rufst lauter fremde Götter an,
Die uns nicht heilig noch verehrlich sind" [2]).

Goethe dagegen hatte die weite, intellektuelle Sympathie, die Fremdes wie Eigenes aufnahm und nichts von nationalen Gegensätzen wußte. Aber Goethe war nicht immer zu haben, und selbst Karl August pochte zuweilen vergebens an seiner Thür. „Es wäre recht hübsch", schrieb der Fürst um Mitte Januar, „wenn Du Frau von Staël morgen Abend, Schiller's, die kleine Schardt etwan, Seebach's, die Jagemann, Schlick's, Einsiedeln und mich zum Thee zu Dir bätest und uns etwa Nachts etwas Kaltes oder auch nichts von diesem in den Hals würfest, dabei aber Musik machen ließest, zu welcher niemand sonst wie Destouches nöthig wäre, und höchstens noch Unrein wegen der Violine. Laß mich doch ein paar Zeilen Antwort wissen" [3]). Die Antwort war jedoch ablehnend, und Frau von Staël mußte sich unterdessen ohne Goethe zurecht finden. Von Weimar aus verkündete Böttiger in der Allgemeinen Zeitung vom 31. Januar dem deutschen Publikum aufs feierlichste ihre Anwesenheit. Daß sie die Kunst besaß, sich den verschiedensten Charakteren anzupassen, kam ihr nicht zum wenigsten bei den fürstlichen

---

[1]) Goethe-Jahrbuch, 1886, 226—227, Zwei Besuche eines Polen bei Goethe, 1829, 1830.

[2]) Goethe-Jahrbuch, 1883, 248, Lotte Schiller an Goethe, 21. Dezember 1803.

[3]) H. Düntzer, Goethe und Karl August, II. 463.

Persönlichkeiten zu Statten, die am Thüringer Hof ein gemeinsames Familienband umschlang. Zuerst Karl August selbst, der, freilich zu ungünstiger Stunde, unter dem Eindruck der Ereignisse von 1793, den Franzosen jede Spur eines moralischen Gefühls abgesprochen wissen wollte und deshalb meinte, „ein Jeder solle sich bestreben, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stetig glücklich macht. Denn was hilft der sogenannte und so hoch belobte Atticismus der Franken, dieser Nation, bei der sonst alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloschen ist? Der Mensch war nie zur Treibhauspflanze bestimmt, sobald er diese Cultur erhält, geht er zu Grunde“ [1]).

Die natürliche Neigung Karl August's kam vielmehr den Engländern entgegen; diejenigen unter ihnen, die der Zufall oder ihr Beruf nach Weimar führte, wurden stets aufs freundlichste von ihm empfangen. Allein wenn es sich um einzelne Personen handelte, beengten seine Menschenkenntniß doch keine Vorurtheile der Nationalität. Der Umgang mit Frau von Staël war ihm wohlthuend und erfrischend, und ihre Besucher trafen ihn oft im Werthern'schen Haus, alle möglichen Fragen der Literatur, Philosophie und Politik mit ihr diskutirend. Als sie eines Tages die Tabackpfeife in Voßens „Luise“ anstößig fand, erinnerte er sie an die Schweine des Homer. Ein anderes Mal bestritt er die Wahrheit des von ihr mit Wärme vertheidigten Satzes: Les grandes pensées viennent du cœur. »Monseigneur, voici la philosophie de Kant en italien«, schrieb sie ihm am Geburtstag der Herzogin Luise, »le troisième cahier est le meilleur; il y a, dans les sentiments, une noblesse et une élévation qui m'ont singulièrement captivée, et quoique Votre Altesse prétende qu'elle n'est pas romanesque, je ne crains pas de lui envoyer en ce genre ce qui me plait. . . . Aujourdhui,

---

[1]) H. Geltzer, Die neuere deutsche Nationalliteratur, II, 382. Karl August über die Franzosen, 13. Januar 1793.

ce qui nous occupera tous, c'est un hommage à la meilleure et à la plus noble des femmes. On me mande de Paris que la descente est renvoyée à l'automne prochain. Voilà un bien long billet, n'y répondez qu'à dîner, mais agréez, avec un intérêt bienveillant, un hommage respectueux et reconnaissant« [1]).

Mit der älteren Generation, derjenigen, die noch völlig dem achtzehnten Jahrhundert angehörte und seine unbefangenere Genußfähigkeit sich bewahrt hatte, war das Verständniß ohnehin gesichert. Herzogin Amalie, das Fräulein Thusnelde von Göchhausen, ihre wohlbekannte Hofdame, die seit fünfundzwanzig Jahren bei der fürstlichen Herrin, mit ihr alt geworden und heiter geblieben war [2]), Wieland endlich, übertrafen sich gegenseitig an Lobeserhebungen über den gefeierten Gast. „Warum kommen Sie nicht zu uns, ein Phänomen in Gestalt von Frau von Staël kennen zu lernen?" schrieb Herzogin Amalie an den widerspenstigen Knebel, der von Ilmenau, wo er seit seiner 1797 erfolgten Verheirathung mit der Kammersängerin Rudorf lebte, nicht herüber nach Weimar kommen wollte. „Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie ist voll Liebenswürdigkeit, ohne Egoismus, ohne Prätensionen; sie weiß zu schätzen was zu schätzen ist in jedem Menschen. Man muß sie selber kennen, um ganz andere Ideen von ihr zu bekommen; fast alle Abende bringt sie bei mir zu." Und in einem Postskriptum fügte die Freundin des Dichterfürsten bei, was ihr als das höchste Lob galt: „Die Staël hat einen sehr klaren Begriff über Goethe" [3]).

Im Auftrag von Wieland schrieb Henriette Knebel ihrem Bruder, es werde ihn reuen, so lange er lebe, jetzt nicht nach

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar. Madame de Staël et la Grande-Duchesse Louise, Paris, 1862; 45, Madame de Staël au Duc de Saxe-Weimar, Weimar, 1804.

[2]) Briefe von Goethe's Mutter an Herzogin Anna Amalia, Weimar, 1885, Brief 1 u. Note 4, S. 127.

[3]) Knebel, Literärischer Nachlaß, I, 208. Herzogin Amalie an Knebel, Weimar, 7. Januar 1804.

Weimar zu kommen. Als der Dichter des Oberon sie einst deklamiren hörte, wünschte er sich Glück dazu, in seinem hohen Alter noch solch eine Frau gesehen zu haben[1]. Zuweilen bat er sie, weniger geschwind zu denken und zu sprechen; sie spaßte mit ihm und meinte manchmal, sie werde ihm diesen oder jenen Gedanken stehlen, und wenn er recht liebenswürdig sei, wohl auch sagen woher sie ihn genommen habe[2].

Es blieb aber noch Jemand zu gewinnen, die sich nicht leicht und unbefangen wie die andern gab, sich niemals gehen, geschweige denn hinreißen ließ, ein geschulter Charakter, von gemessener Würde, mitten in dieser Welt, deren höchstes Gesetz eben doch das selbst gegebene ihrer ästhetischen Lebensweisheit oder momentanen Stimmung blieb, und das war Herzogin Luise von Sachsen-Weimar. Unter den vielen Urtheilen über sie sind besonders zwei dazu geeignet, Einblick in ihre edle, schwer zugängliche Natur zu gewähren: das eine, weil es von einer Frau herrührt, die ganz verschieden von der Gattin Karl August's war, das andere von diesem selbst. Die Frau — Charlotte von Kalb nämlich — schreibt: „Herzogin Luise war eine plastische Natur. Viele nahten ihr mit ehrfurchtsvollem Zutrauen. Selbsterwählte Haltung, die in sich keinen Wechsel noch Affekt duldete, die selbst die Klage des Schmerzes der Natur verbietet — ein solches Wesen ist auch gerecht in der Beurtheilung Anderer, denn es weiß wohl: würde ich mein Gesetz verletzen, so wäre ich wie sie! Stets ebenmäßig, unbefangen, frei wie die Jungfräulichkeit, unzugänglich jeder kleinlichen Ansicht“[3].

Den Inhalt dieser Worte, unter welchen sich wohl Selbsterfahrenes dankbar anerkennend birgt, vervollständigt ein Brief

---

[1] Henry Crabb Robinson, Diary, Reminiscences and Correspondence, 1789—1866, I, 117.

[2] H. Düntzer, Aus Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Henriette Knebel an ihren Bruder Karl, S. 194 u. 195, 7. u. 19. Januar 1804.

[3] Emil Palleske, Charlotte, 1879, 173.

Karl August's, über seine damals noch jugendliche Gattin 1788 an Knebel gerichtet: „Die Erscheinung der Gore's zu Weimar", schreibt der Fürst von einer dort sich aufhaltenden englischen Familie, „hatte eine ganz besonders gute Wirkung, welche ich nicht einmal zu hoffen mich unterstand. . . . . Noch nie habe ich meine Frau Jemand so loben hören, und Wenige haben die Verdienste meiner Frau so rein erkannt wie Emilie. Diese Engländer werden endlich sicher des Herumirrens müde, und Emilie, die immer Deutschland besonders liebte, kann in ihren und meiner Frau alten Tagen vielleicht mit uns ein Bündniß knüpfen, das Beiden nöthig ist, indem meine Frau ganz einsam in der Welt lebt, ohne irgend eine weibliche Creatur zu haben, die ihrem Bedürfniß nach Freundschaft Genüge thäte. Die Stein und die Herder, mit vielen Verdiensten, aber zu wenig à leur aise, sind ihr zu leicht. Meine Frau, da sie selbst kein Talent übt, welches ihr Wesen geschmeidig erhielte, läuft Gefahr, zu abgeschlossen zu werden und gänzlich das Bewußtsein einer gewissen Lieblichkeit zu verlieren, die so nöthig zur Existenz ist. Da ich mich dem Dienste unseres allgemeinen Vaterlandes habe verpflichten müssen, kann ich meiner Frau nicht immer die Gesellschaft gewähren, die sie braucht, und bloßer Umgang mit Männern ist Weibern nicht zuträglich; sie verlieren das schöne Weibliche und werden im Charakter Hermaphroditen, welches ich nie liebenswürdig finden konnte" [1]).

Jahre später knüpfte Herzogin Luise denn auch wirklich ein Band weiblicher Freundschaft, wie Karl August es für sie gewünscht hatte. Aber nicht mit einer Jugendbekannten, sondern mit der Französin, die so viele innere und äußere Umstände von ihr zu entfernen schienen. Die Correspondenz zwischen ihr und Frau von Staël hielt dieses Band so lange und so innig als möglich fest. Es war keine conventionelle Phrase,

---

[1]) Knebel, Literärischer Nachlaß, I, 167, Karl August an Knebel, 22. Januar 1788.

sondern tiefe, bewundernde Anerkennung, wenn diese der deutschen Fürstin schrieb: »Je vous révère comme la plus noble personne que j'ai connue et ce sentiment me suivra jusqu'à la mort«. Und wenige Jahre nach ihrem ersten Abschied von Weimar, als die Schicksale von 1806 den still bewahrten, großen Zug in Herzogin Luise zur That weckten, schrieb ihr die Freundin im Vollgefühl befriedigter Erwartung aus der Schweiz: »J'ai eu la gloire, Madame, d'avoir prédit ici ce que vous feriez là-bas«[1]).

Herzlich geboten und dankbar hingenommen wie diese Aufnahme in Weimar blieb, begab sich Frau von Staël in Bezug auf die Verhältnisse dort der Unabhängigkeit ihrer Meinung nicht. Selbst im Verkehr mit Goethe scheute sie den Widerspruch so wenig, daß ein Herz, welches nicht vergessen konnte, die in die Rolle einer bloßen Beobachterin zurückgetretene Frau von Stein ihrem Sohne schrieb: „Ich glaube, Frau von Staël hat Goethe das Bedürfniß beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei sich zu sehen, als bisher es seine Umgebung war". Unter dem Eindruck langer und vertraulicher Gespräche mit ihm äußerte einmal Frau von Staël: »Il y a un double Gœthe, le poète et le métaphysicien. Le poète est lui-même, l'autre est son fantôme. Mais il me semble que lui-même a souvent peur pour son autre Soi, comme on dit qu'il y a des visionnaires, qui se voient double. Quand ce fantôme se met devant ses yeux, Gœthe, qui est lui-même, s'effraye, recule, se renferme en soi-même; puisse un génie bienfaisant le délivrer de cette funeste doublure. Car sans elle il est et il sera toujours le plus grand homme en originalité et en conceptions pures en Allemagne«[2]). Eines Tages schickte er ihr seinen Sohn, mit der Bitte, etwas in das Stammbuch desselben einzutragen. Sie nannte solche

[1]) Coppet et Weimar, 93—94, 156, Madame de Staël à la Duchesse Louise, Coppet, Oct. 1807, 26 Nov. 1809.

[2]) Böttiger, Morgenblatt, 1855, 659.

Sammlungen Sterberegister und that es nicht gern. Benjamin Constant, der anwesend war, rieth spottend zum Motto, das Montesquieu dem Geist der Gesetze vorangesetzt hat. Frau von Staël schrieb: »Mon aimable enfant, je ne puis pas dire: imitez votre père, parceque les dons du ciel ne s'imitent pas, mais soyez le digne héritier de la gloire de votre père et souvenez-vous d'un vers d'un de vos plus célèbres poètes: Der Ruhm ist edler Seelen unvergänglich Erbtheil".

Was sie am meisten in Erstaunen setzte, wenn sie sich die Lebensgewohnheiten der berühmten Männer, die in Weimar vereinigt waren, betrachtete, das war die Einfachheit und Genügsamkeit, mit welcher sie sich mit so geringen Besoldungen begnügten, und das obwohl Frau von Staël in Weimar Alles so theuer fand wie in Paris. In ihrem Urtheil über die sonstige Männerwelt begegnete sie sich mit Goethe. Es war nichts weniger als schmeichelhaft. »Ils ont tous l'air comme s'ils n'étaient pas encore nés«, sagte sie einmal, so im Vorübergehen, zur Prinzessin von Weimar. „Sie befinden sich also noch jenseits der Kindheit", bemerkt Henriette von Knebel dazu, „auch haben sie wirklich ein höchst unschuldiges Aussehen, daß man ihnen immer etwas Neues sagen könnte, wenn man Lust hätte." Besser kamen die Damen weg, bei welchen sie mehr Kultur fand. Den gesellschaftlichen Vergnügungen entzog sie sich nicht. Anfangs speiste sie täglich im Schloß, „wo man nicht wußte, wie es künftig ohne sie werden solle". Auch ging sie auf den Ball, „recht geschmackvoll angezogen und tanzte recht hübsch, wie sie denn Alles mitmacht, was in die Welt gehört. Sie spielt Whist, spielt Klavier und singt sehr artig. Das Reiterlied aus Wallensteins Lager hat sie sehr gern. Sie sagt: Il a toute la gaieté et toute la mélancolie du militaire«.

Es gab noch eine Seite des gesellschaftlichen Lebens, worin dieses kleine Weimar anderen deutschen Städten, leider nicht nur den damaligen, voraus war. Auf dieser beschränkten Bühne galten die Menschen, nicht was sie darstellten, sondern was sie

waren, und es war ein Ausfluß seiner dortigen Erfahrungen, wenn Wieland sagen konnte: „In der guten Gesellschaft gilt kein Unterschied der Stände; a gentleman kann überall tête levée gehen, und ist in der Societät wie ein Anderer. Und gentleman ist man nicht durch Geburt, sondern durch persönliche Eigenschaften. Ist's hie und da in Teutschland anders, so wollen wir wenigstens keine Notiz davon nehmen“ [1].

Andrerseits war es natürlich, daß sich der an andere Verhältnisse gewöhnten fremden Besucherin mehr und mehr das Gefühl bemächtigte, sie sei in einer großen geistigen Werkstatt, in welcher nur Solche ihre Stelle ausfüllen und sich heimisch finden konnten, die mit an die Arbeit gingen. »On s'amuse chez vous quand il n'y a pas de plaisirs«, meinte sie treffend genug, und in immer deutlicheren Umrissen schwebte ihr die Aufgabe, die sie sich erwählt hatte, vor. Gleich Anfangs hatte sie ihre in Deutschland empfangenen Eindrücke in dem Tagebuch festzuhalten begonnen, das noch zum Theil existirt [2], ihr aber bald nicht mehr genügte. Sie schrieb an Gérando, er müsse ihr für einen Theil des Buchs über Deutschland, das sie schreiben wolle, helfen; von Metaphysik solle nur in soweit darin die Rede sein, als sie mit zum Verständniß des deutschen Charakters gehöre. Auch in Weimar entbehrte sie die französischen Freunde. »Ce Camille« (Jordan), schließt der Brief, »est pourtant un insigne paresseux; pas un mot de lui depuis deux mois. Il a une paresse à la Narbonne, et cependant je veux croire qu'il n'a de la légèreté que la grâce; Nous qui sommes solides, mon cher Gérando, nous sommes exacts« [3].

---

[1] Wieland, Briefe an Sophie La Roche, 223, Weimar, 14. Februar 1781.

[2] Comtesse d'Haussonville, La jeunesse de Lord Byron, 122, erwähnt dieses Tagebuch ihrer Großmutter.

[3] Baron de Gérando, Lettres inédites et souvenirs biographiques, 62—63, Madame de Staël à Gérando, Weimar, 26 Févr. 1804.

Indessen warb sie um den Beistand ihrer neuen deutschen Freunde. Auf ihre Bitte wandte sich Böttiger an Knebel, mit dem Ersuchen, Gedanken über deutsche Poesie für sie aufzuzeichnen. Er that es und schrieb seinem Freund bei Uebersendung des Manuskripts: „Der Gegenstand ist reich, und ich habe ihn bei weitem nicht erschöpft. So habe ich das Urtheil über Pilosophie ganz weggelassen. Sie wissen, wie sehr ich die französischen Schriftsteller zum Theil auch hierin schätze, und daß ich sie fast mehr gelesen habe, wie meine Landsleute. Was ich über den Artikel Poesie noch sagen sollte, um mich über die Vorzüge der deutschen Tendenzen ganz verständlich zu machen, ist, daß die französische Poesie weit mehr rhetorisch als bildend ist, und daß dies letztere die Deutschen zu erstreben suchten. Zwischen sprechen und schaffen oder erzeugen, ist aber der Unterschied unendlich. Doch meinen Sie ja nicht, daß ich die Deutschen allzusehr herausrühmen will. Es fehlt ihnen allzusehr an Geschmack, und hier hat Frau von Staël nur gar zu recht. Les Allemands manquent de goût presque généralement. Das ist leider der Fall bei unsern größeren Dichtern, denen ein gewisser Takt fehlt, den man mehr aus dem Umgang und der Welt als aus der Betrachtung nimmt. Die neueste „Eugenie" mag sogar hierzu ein kleines Beispiel liefern. Wieland nehme ich indessen aus. Seine Fehler sind höchstens nur von einem viel producirenden Geiste. Seine „Dialogen", die er neulich an seines Sohnes Roman hingehängt hat, sind mir ein Ausbund von Feinheit und Geschmack" [1]).

Frau von Staël war über dieses wenigstens schriftliche Entgegenkommen Knebel's sehr erfreut; „man möchte ihr nur das beste geben", schrieb Henriette an den Bruder zurück, „denn ihre Art, es aufzunehmen, ist gar zu liebenswürdig" [2]).

---

[1]) Knebel, Literärischer Nachlaß, III, 65, Knebel an Böttiger, 3. Febr. 1804.

[2]) H. Düntzer, Aus Knebel's Briefwechsel, 197, Henriette Knebel an ihren Bruder Karl, 4. Febr. 1803.

Die Zustimmung von Frau von Staël war auch hier eine bedingte. Als ihr von anderer Seite gesagt wurde, daß Wieland's Talent in seiner Art dem französischen Wesen am meisten verwandt sei, erwiderte sie, gerade deswegen vermöge sie ihn nicht so hoch zu stellen: ein Deutscher könne nicht deutsch genug sein[1]). Worin übrigens der Verfasser des Agathon und Musarion selbst nicht anders dachte als sie, denn er spricht einmal vom lächerlichen Wahn der Franzosen, als sei er »le Voltaire de l'Allemagne«, einem Wahn, dem er es zu danken habe, im Oktober 1806 von ihnen nicht geplündert worden zu sein[2]).

Auch verhehlte sich Frau von Staël nicht, wie viel ihr selbst zu thun übrig blieb, bis es gelingen konnte, in diesen deutschen Geist einzudringen, mit welchem sie ein um so vollständigeres Verständniß erstrebte, „als er ja kein Verleugnen des eigenen Vaterlandes, keine Emigration, die noch niemals geglückt ist", von ihr begehrte[3]).

Um dieses Ziel zu erreichen, arbeitete sie „mit voller Kraft", ging selten mehr zur Tafel ins Schloß, sondern gab kleine Diners bei sich; sie suchte auch durch Zuhülfenahme eines in Weimar anwesenden Fremden gleichsam wie eine Brücke zwischen der sie jetzt umgebenden und ihrer bisherigen geistigen Welt zu schlagen. Dieser Fremde war ein sehr talentvoller, auch von Goethe hochgeschätzter junger Engländer, Henry Crabb Robinson, der zu seiner Ausbildung ins Thüringer Land gekommen war, und bald darauf als Timescorrespondent nach Spanien ging[4]).

Ihm schrieb nun Böttiger Ende Januar, Frau von Staël,

---

[1]) Henry Crabb Robinson, Diary, Reminiscences and Correspondence, I, 117.

[2]) Wieland, Auswahl denkwürdiger Briefe, 133.

[3]) M. Isler, Briefe aus dem Nachlaß von Ch. de Villers, 296, Madame de Staël à Villers, Weimar, 28 Déc. 1803.

[4]) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, I, 329 und Briefe von Goethe an Zelter, V, 280.

eifrig mit Anfertigung einer Uebersetzung von Schelling's Aesthetik beschäftigt, die ihr wunderbar zu gelingen scheine, wünsche des Herrn Robinson Bekanntschaft zu machen und bitte ihn zu Tisch. Auch werde er sie sehr verpflichten, wenn er einige Ansichten über Schelling's System, „aus der philosophischen in die Verstandeswelt übertragen", zu Papier bringen wolle. Robinson, obwohl überzeugt, daß kein Satz von ihm über deutsche Philosophie vor berufenen Richtern bestehen könne, meinte doch, einer französischen Dame, und sei es auch Frau von Staël, von einigem Nutzen in solchen Dingen sein zu können, versprach, was sie wünschte, und machte ihr seine Aufwartung. Sie empfing ihn nach französischer Sitte, decorously wie er sagt, im Bett, wo er sie mit Schreiben beschäftigt, die Nachthaube auf dem Kopf fand. Sie behielt ihn in lebhaftem Gespräch bis Nachmittag und lud ihn von da an öfters zu Tisch. Gewöhnlich war bei solchen Gelegenheiten neben der Hausfrau nur eine Dame, das erste Mal Frau von Kalb, anwesend. Ein anderes Mal kam Karl August, dem sie Robinson mit den Worten vorstellte: »J'ai voulu connaître la philosophie allemande; j'ai frappé à la porte de tout le monde, Robinson seul l'a ouverte«.

Der junge Engländer war vor Allem darauf bedacht, ihr das Verständniß Goethe's zu vermitteln, beurtheilte sie aber bald als nicht dazu befähigt, den Grund seiner Ueberlegenheit sich klar zu machen; nur durch Sympathie habe sie die allgemeine Bewunderung für ihn sich bis zu einem gewissen Grad angeeignet, niemals aber den Witz der feinsten seiner Epigramme, wie z. B. des folgenden erkannt:

„Alle neun, sie winkten mir oft, ich meine die Musen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
Doch von Göttern ist voll der Olymp; du kamst, mich zu retten,
Langeweile! Du bist Mutter der Musen gegrüßt."

Als ihr Robinson deshalb freimüthig sagte, sie habe Goethe nicht verstanden und werde ihn nicht verstehen, blitzten ihre Augen, und mit einer schönen, ihr eigenthümlichen Armbewegung und emphatischem Ton sagte sie: „Mein Herr, ich verstehe Alles, was verstanden zu werden verdient; was ich nicht verstehe, ist nichts." Der junge Mann verneigte sich tief. Es war bei Tisch, und nachdem man gespeist hatte, ging Frau von Staël auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte freundlich: „Ich war einen Augenblick ärgerlich, aber das ist vorüber". Ein andermal citirte er ihr die schöne Stelle aus Kant: „Es gibt zwei Dinge, die, je länger ich sie betrachte, meinen Geist mit immer steigender Bewunderung erfüllen: der Sternenhimmel über mir und das Sittengesetz in meinem Innern". Sie sprang auf und rief: „Ach, wie schön ist das!" Als jedoch Robinson nach Jahren die Stelle in ihrem Buch übersetzt las, fand er zu seinem Schrecken, daß sie mit den Worten eingeleitet war: »Pour les cœurs sensibles, etc.«

Bei einer andern Gelegenheit las sie ihm, Böttiger und einigen andern Gästen ihre Uebersetzung der „Braut von Corinth", von Herder, nebenbei bemerkt, stets als „dieses scheußliche Gedicht" erwähnt, vor. Sie lobten Alle ihre Verse, nur Robinson schwieg und sagte erst auf Befragen, sie habe die Pointe wohl nicht bemerkt, und folglich auch nicht übersetzt, worauf sie zu den Uebrigen gewendet meinte: »Vous tous m'avez louée — Robinson seul m'a corrigée«. Sie diskutirte lange mit ihm über Schelling's Bezeichnung der Architektur als „versteinerter Musik", bevor sie den Ausdruck gelten ließ, den sie später lobend hervorhob.

Am 22. Januar kam, auf dem Weg nach Berlin, Johannes von Müller nach Weimar. Frau von Staël begrüßte ihn als einen alten Bekannten, dessen außerordentliche Gaben ihre Bewunderung erweckten. Später, nach seinem Uebergang zu Napoleon, hat sie über den Menschen mit einer bei ihr seltenen

Strenge geurtheilt[1]). Am 17. oder 19. März wohnte er, von Berlin zurückgekehrt, einer der ersten Vorstellungen des Tell auf der Weimarer Bühne bei. Als die Stelle kam, wo Stauffacher den Mord von König Albrecht berichtet, applaudirte stürmisch das ganze Haus, gegen die Loge, wo der große Historiker Platz genommen hatte, gewendet.

Am 1 Pluviose, 20. Januar, war fast gleichzeitig mit ihm Benjamin Constant in Weimar eingetroffen, wo am nächsten Abend Goethe's Clavigo über die Bretter ging. Am Tag nach seiner Ankunft sah er Goethe und verzeichnet den Eindruck in sein Tagebuch: „Feinheit, Selbstgefühl, bis zum Schmerz gesteigerte physische Reizbarkeit, hervorragender Verstand, schöner Blick, etwas verfallene Züge — figure un peu dégradée —, das ist sein Bild." Dann, etwas später: „Mit Goethe gespeist. Ich fühle, daß ein Franzose, der im eigenen Land nicht Alles gutheißen kann, mit Fremden nie unbefangen ist. So geht es mir mit Goethe. Wie schade, daß die deutsche, mystische Philosophie ihn ergriffen hat. Er bekannte mir, der Grund dieser Philosophie sei der Spinozismus. Mystiker wie Schelling haben denn auch wirklich einen hohen Begriff von Spinoza. Aber warum denn religiöse Ideen und vor Allem den Katholicismus damit verbinden wollen? Sie sagen, es geschehe deshalb, weil der Katholicismus poetischer sei. Und Goethe sagt: „Lieber soll der Katholicismus mir Schaden bringen, als daß ich seiner zu Gunsten meiner Produktionen entbehren müßte". Und wieder: „Goethe ist voll Verstand, Tiefe, Witz, neuer Gedanken. Mais c'est le moins bon homme que je connaisse«. Ueber den Faust, der nur als Fragment zu seiner Kenntniß kommen konnte, fällt er das erstaunliche Urtheil: „Ich habe ihn wieder gelesen. Es ist ein Spott auf das Menschengeschlecht und alle Leute der Wissenschaft. Die Deutschen finden wunderbar tiefsinnige Dinge darin, und ich finde, daß er weniger werth ist als Candide;

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XXIX, Schluß.

gerade so unmoralisch, öde und dürr, und nicht weniger leichtfertig, mit nicht so viel treffendem Witz und mehr schlechtem Geschmack".

„Es ist viel Bizarrerie in seinem Verstand", heißt es ein anderes Mal über Goethe, und dann folgt eine Rüge, ähnlich derjenigen von Frau von Staël über die Eugenie: „Sonderbares System, das Publikum für nichts zu zählen und bei jedem Fehler eines Stückes zu wiederholen, es werde sich schon daran gewöhnen". Von Wieland heißt es: „Französischer Geist, kalt wie ein Philosoph, und flüchtig wie ein Poet, liebenswürdig, aber sehr ungläubig". Das große Ereigniß des Tages in Weimar, den Tell, bespricht Benjamin Constant eingehend; seine Anerkennung aber beschränkte sich auf die Hauptfigur des Stücks. Schiller erschien ihm als der Dichter im ausschließlichen, eigentlichen Sinn des Wortes. Die „Luise" von Voß pries er ihrer wunderbaren Einfachheit wegen. Kotzebue's „Hussiten" wird »une pièce détestable« genannt. Mit Frau von Staël in der Titelrolle las er bei Goethe in der Phädra von Racine den Hippolyt. Sein Interesse jedoch gilt vor Allem der Weiterführung des Werkes über die Religionen, das während dieses Aufenthalts eine fast gänzliche Umarbeitung seines bereits vollendeten ersten Theils erfuhr. Dabei war er vornehmlich durch Herder's Schriften und ähnliche Arbeiten des gelehrten Vielschreibers Meiners beeinflußt. Herder's System nennt Benjamin Constant „mild und begeisternd, aber nicht positiv genug". Des Deutschen Auffassung vom Ursprung und Fortschritt des Christenthums wird im Gegensatz zum „absurden Buch" von Chateaubriand gelobt. Seinen damaligen Standpunkt bezeichnet Constant mit den Worten, eine glückliche Unterscheidung trenne das religiöse Gefühl von den positiven Religionen. Diese Unterscheidung bewahre vor brutalem Atheismus und rette zugleich den Begriff der Freiheit. Der dogmatische Unglaube sei der Feind alles Schönen, alles Freien. Die Bemerkung von Herder, eine buchstäblich genommene Religion sei ein Ding der Unmöglichkeit,

alles sei je nach Zeit und Umständen gut oder verwerflich, sollte zur Richtschnur dienen. Mit Johannes von Müller hatte er eine Diskussion „über die interessante Frage der Erschaffung oder Nichterschaffung der Welt. Je nach dem sie entschieden wird, ergibt sich eine diametral entgegengesetzte Entwicklung des Menschengeschlechts. Wurde es erschaffen, dann Deterioration; wurde es nicht erschaffen, Amelioration".

Wie stets, wenn er in Deutschland war, reagirte er gegen das französische Wesen, welches nun einmal die Effekthascherei nicht aufgeben könne, während deutsche Schriftsteller, „selbst sechster Klasse", immer noch verhältnißmäßig sehr unterrichtet und liberaler in ihren Ideen als alle gläubigen Franzosen und sieben Achtel der übrigen seien. Ein Artikel des Mercure über Goethe veranlaßte ihn zum Ausruf: „Diese Leute wären verrückt, wüßte man nicht, daß sie Spitzbuben sind. Je näher ich dem Zeitpunkt meiner Rückkehr nach Frankreich komme, um so wohlthuender wirkt die gesunde Vernunft, die Ruhe der Deutschen, auch der nicht gelehrten, auf mich. Nach dem Abschied vom gastlichen Weimar werde ich das Wohlwollen, welches mir zum Bedürfniß geworden ist, nicht mehr finden, die Unparteilichkeit und die Liebe zur Wahrheit vermissen, die mir in Deutschland so angenehm und nützlich waren" [1]). Obwohl Benjamin Constant vortrefflich deutsch sprach, und Frau von Staël ihm die Wege zum intimen Verkehr mit den Berühmtheiten von Weimar geebnet hatte, ging seine Anwesenheit dort ziemlich unbemerkt vorüber. Nur Goethe gedenkt seiner anerkennend in den Annalen. Es fehlte Constant eben auch hier an der warmen Sympathie, die bei der Frau für das geringere Verständniß deutscher Verhältnisse und Ideen entschädigte. Dagegen wurde bemerkt, daß während sie ihn bei seinem Vornamen nannte und etwa wie einen jüngeren Bruder behandelte, er stets im ehrerbietigsten

[1]) Benjamin Constant, Journal intime, Revue internationale, 10 Janvier 1887, 91—96, 98, 100, 102, 103, 106.

Ton zu ihr sprach, obwohl er häufig anderer Ansicht war als sie, und keine Gelegenheit, es zu sagen, vorübergehen ließ[1]). Weimar hatte übrigens den guten Geschmack, ohne weitern Kommentar Beziehungen hinzunehmen, für welche die damaligen deutschen Verhältnisse es zur Milde vorbereiteten. Da waren, anderer Persönlichkeiten und der Lage im Haus von Goethe gar nicht zu gedenken, Charlotte von Kalb und Caroline von Wolzogen, seit 1794 geschiedene Frau von Beulwitz, aber noch in demselben Jahr mit ihrem Vetter wiederverheirathet, während im nahen Jena eine andere Caroline, der begabteste Kopf der klassischen Zeit, die „Dreimännerfrau" der Romantik, sich wenig Monate früher von ihrem zweiten Gatten, August Wilhelm Schlegel losgesagt hatte, um Schelling's Frau zu werden, indeß Friedrich Schlegel die vorbereitenden Schritte that, um mit Dorothea Mendelssohn, Frau des Banquiers Veit, in die Ehe zu treten. Angesichts solcher Verhältnisse war Frau von Staël diejenige, die sich wunderte, als sie sah, daß man Gatten tauschte, als ob es sich um bloße Zwischenfälle eines erdichteten Dramas handle. Sie staunte mit Recht über diese eigenthümliche Frauenwelt, „zugleich leichtsinnig und sentimental, bis zur Unnatur exaltirt, nicht aufrichtig und doch nicht falsch, an welcher die Wirklichkeit wie eine bloße Fantasmagorie vorüberzog, während eine den Männern wie den Frauen eigenthümliche Gutmüthigkeit diesen raschen Trennungen jegliche Bitterkeit nahm. . . . Denn die Deutschen haben mehr Einbildungskraft als wahre Leidenschaft, weswegen die sonderbarsten Dinge sich mit der größten Ruhe unter ihnen vollziehen"[2]).

Unter diesen Weimarer Damen war Schiller's Schwägerin und spätere Biographin, Caroline von Wolzogen, schon 1802 eines deutschen Erziehers wegen in schriftlichem Verkehr mit Frau

[1]) Henry Crabb Robinson, Diary, Reminiscences and Letters, I, 116, 118—119.

[2]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 1ère partie, Chap. III, Les Femmes.

von Staël gestanden, die durch W. von Humboldt oder Brinckmann der Verfasserin des Romans „Agnes von Lilien“ hatte wissen lassen, dieses sei das erste deutsche Buch gewesen, welches sie im Original gelesen, und dasjenige, was ihr nach Werther den größten Genuß bereitet habe[1]). Ein Lob, welches übrigens mit der deutschen Kritik übereinstimmte, die bekanntlich durch den Mund der Brüder Schlegel den 1798 anonym erschienenen Roman Goethe zuschrieb. Herr und Frau von Wolzogen waren von Weimar abwesend als Frau von Staël dort eintraf, und während dieser Zeit richtete Lotte Schiller einen Brief an ihren Schwager, der ihm jene Wintertage von 1804 schildert. „Wir sind“, schreibt sie, „in einer ewigen Spannung des Geistes; während unsere Gemüther lieber zum stilleren Nachdenken geneigt wären, müssen wir auf der Spitze stehen und Witz und Scharfsinn aufbieten, um der witzig belebten Staël die Spitze zu bieten. Sie ist in ewiger Bewegung und will Alles wissen, Alles sehen und prüfen. Bei diesem Ernst in ihrem Geiste hat sie doch das superficielle Wesen der Franzosen, und ich möchte sagen, beinahe eine Frechheit in ihren Urtheilen, die uns Deutschen, die lieber Alles zum Besten legen möchten, zuweilen anstößt, aber bei ihr aus keiner schlimmen Quelle kommt und aus einer edlen Liebe zur Wahrheit entspringt. Aber in der Societät ist doch das Runde willkommener als das Spitze und immer auf der Lauer sein müssen, die scheinbaren Blößen zuzudecken, ist angreifend. . . . Bei der Staël hört man Alles nicht ungern, weil sie eine schöne Sprache hat und kein unbedeutendes Wort sagt. Aber das Raisonniren über die deutschen Kunstwerke, über die Meisterwerke der Franzosen, über ihre Einheit des Ortes u. s. w. und ihren peuple, würde mir in Paris selbst und von leeren, unbedeutenden Menschen äußerst fatal sein. Die Volubilität der Zunge ist unbeschreiblich. Humboldt ist gar nichts gegen die Staël, und der kann manchmal doch recht

[1]) Caroline von Wolzogen, Literärischer Nachlaß, II, 277.

schwatzen. Sie schreibt über ihre Reise, über Deutschland, über die Philosophie, die sie sehr beschäftigt, über die deutsche Literatur überhaupt ein großes Werk. . . . . Im Palais (bei Herzogin Amalie) ist die Staël auch oft, aber dort betet sie die Göchhausen am meisten an; Böttiger macht ordentlich den petit-maître und ist zum Todtlachen, wenn er französisch spricht. Daß wir diesen verlieren, ohne daß ihn der Tod fällt, ist ein gutes évènement; er kommt nach Dresden zu den Pagen. Goethe war wohl drei Wochen krank, da mußten Schiller und Wieland allein die Ehre der Gelehrten retten; dann war aber Schiller auch beinahe elf Tage krank; jetzt ist er wieder besser und wird zum Geburtstag ausgehen" [1]). Dieser Brief ist vom 28. Januar; einige Tage früher hatte Goethe Frau von Staël zum ersten Mal in seinem Hause bewirthet, und wurde später auch ihr Gast, obwohl er, immer noch Schonung bedürfend, alle sonstigen Einladungen ablehnte und sich auf einen kleinen Kreis beschränkte. Bei einer solchen Gelegenheit schrieb sie an Schiller: »Gœthe s'est engagé à venir vendredi chez moi à sept heurs pour y souper; si vous vouliez honorer de votre présence ce souper tout-à-fait intime — ne me refusez pas, vous qui êtes aussi simple dans vos manières qu'illustre par votre génie, — il n'y aura que Gœthe, vous, Benjamin Constant et moi — vous viendrez sans toilette, n'est-ce pas, et (auf ein Gespräch mit ihm anspielend) vous rendrez heureux tous mes moi, l'empyrique, l'absolu, etc.« [2]). Allein Schiller, mehr und mehr von seinem Werk absorbirt und durch das Berliner Theater wegen Aufführung des „Tell" an einen bestimmten Termin gebunden, war ermüdet und abgespannt, und verlangte nach Ruhe. Diese aber war bei Frau von Staël nicht zu finden. Als bei einem

[1]) Caroline von Wolzogen, Literärischer Nachlaß, II, 217. Lotte Schiller an W. v. Wolzogen, Weimar, 28. Januar 1804.

[2]) Ulrichs, Briefe an Schiller, Frau von Staël an Schiller, 20. Februar 1804.

derartigen Zusammensein mit ihr von seinem Projekt eines Stückes aus der niederländischen Geschichte die Rede war, half ihm ihr gegenüber die Drohung nicht, er wolle es lieber nicht schreiben als im Voraus nennen. Sie brachte ihn doch zum Geständniß, es solle „Margaretha" heißen" [1]).

Unter solchen Umständen geschah was unvermeidlich war. Sie fand, daß diese Deutschen, auch die größten unter ihnen, Alles willig anerkannten, worin sie ihnen überlegen war: die Vertrautheit mit großen Verhältnissen und Staatsaktionen, die von mitdurchlebten politischen Kämpfen geschärfte Beobachtung der Menschen, ihrer Motive und Leidenschaften für die unmittelbare Theilnahme an Dramen, tragischer noch als jene, welche ihre künstlerische Phantasie sich konstruirte. Solche Vorzüge schätzten sie um so höher, als sie den Mangel derselben für das eigene Schaffen peinlich genug empfanden. Wieland, von Frau von Staël aufgefordert, die neueste Zeitgeschichte zum Gegenstand seiner Darstellung zu machen, entgegnete mit einem Glaubensbekenntniß über die Ohnmacht aller Schriftstellerei, wenn es darauf ankomme, Regenten und Staatenschicksale zu beeinflussen: er wälze sein Rad, weil ihn der Müßiggang tödten würde; auf Wirkung rechne er nicht [2]).

Das Bedürfniß, einmal fremdes großes Treiben zu sehen, trieb Schiller im Sommer 1804 nach Berlin, „denn", sagt er, „meine Arbeiten sollen auf eine größere Welt wirken, und ich sehe mich in so engen, kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen etwas leisten kann, das für die größere Welt ist" [3]). Es war dieselbe Empfindung, die ihn während des Entstehens der Wallenstein-Trilogie veranlaßt hatte, an Goethe zu schreiben, „er verliere unsägliche Kraft und Zeit,

---

[1]) K. A. Böttiger, Literärische Zustände und Zeitgenossen, II, 251, Note.

[2]) Ebendaselbst, I, 263.

[3]) Caroline von Wolzogen, Literärischer Nachlaß, I, 421. Schiller an Wolzogen, 16. Juni 1804.

die Schranken seiner zufälligen Lage zu überwinden und eigene Werkzeuge sich zuzubereiten, um einen ihm so fremden Gegenstand als die lebendige und besonders die politische Welt zu ergreifen" [1]).

Mißmuthig wurden er und sein großer Freund erst dann, als Frau von Staël von ihnen verlangte, was sie ihr nicht geben konnten: die Vermittlung ihrer eigenen poetischen Welt und eines intellektuellen Zustandes, von dem sie wußten, daß ihr alle Vorbedingungen zum wahren Verständniß desselben fehlten, und daß er sich auch der genialsten Divinationsgabe nicht plötzlich und unvorbereitet erschließen konnte. Aus diesem Konflikt zwischen persönlicher Neigung und geistigem Getrenntsein, zwischen den sich abstoßenden Polen verschiedenartiger Bildung und Nationalität, und den sich berührenden Strömungen schöpferischen Vermögens und geistiger Ueberlegenheit erklärt sich der Ton, in welchem Schiller wie Goethe, als einmal der erste bewundernde Moment vorüber war, ihre Eindrücke über Frau von Staël tauschten. „Mein Stück nimmt mir den ganzen Kopf ein," schrieb Schiller an Körner, „und nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophin hierher, die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Sie ist aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, und wenn sie nicht wirklich interessant wäre, so sollte sie mir auch ganz ruhig hier sitzen. Du kannst aber denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Cultur stehende, aus einer ganz anderen Welt hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen und vollends mit meinem Wesen contrastiren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab, und ich wundere mich, wie ich jetzt nun noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich wirklich harte

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I, 198, No. 242. Schiller an Goethe, Jena, 18. Nov. 1796 und II, 1, No. 396, 2. Jan. 1798.

Stunden. Man muß sie aber ihres schönen Verstandes, selbst ihrer Liberalität und vielseitigen Empfänglichkeit wegen hochschätzen und verehren" [1]). Das war immer noch glimpflich genug; allein es sollte schlimmer kommen: „Da ich jetzt krank und grämlich bin," schrieb seinerseits Goethe ein paar Tage darauf, „so kommt es mir fast unmöglich vor, jemals wieder solche Diskurse zu führen. Man begeht doch eigentlich eine Sünde wider den heiligen Geist, wenn man ihr auch nur im Mindesten nach dem Maul redet." Worauf Schiller: „Madame de Staël will noch drei Wochen hier bleiben. Trotz aller Ungeduld der Franzosen wird sie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leib die Erfahrung machen, daß wir Deutsche in Weimar auch ein veränderliches Volk sind, und daß man wissen muß, zur rechten Zeit zu gehen . . . Die Staël habe ich gestern bei mir gesehen, und sehe sie heute wieder bei der Herzogin-Mutter. — Es ist das alte mit ihr; man würde sich an das Faß der Danaiden erinnern, wenn einem nicht der Oknos mit seinem Esel dabei einfiele" [2]).

„Es ist mir nach Abreise unserer Freundin nicht anders zu Muthe, als wenn ich eine große Krankheit ausgestanden!" [3])

Nach den Königen die Kärrner, voraus der Philolog Riemer. Durch eine oder die andere unmuthige Aeußerung Goethe's aufmerksam gemacht, fand er es angezeigt, Bemerkungen über die Stimme von Frau von Staël zu Papier zu bringen, die von Goethe's Zimmer bis zu dem Gemach gedrungen war, wo Riemer die klassischen Studien des jungen Goethe förderte [4]).

In seinem Geschmack wohl noch mehr als in seiner Freund-

---

[1]) Schiller und Goethe, Briefwechsel. Berlin, 1870, II², 1127, Schiller an Körner, Weimar, 4. Januar 1804; dann 1129, 1130, Schiller an Goethe, ohne Datum.

[2]) Ebendaselbst, II², 1131, 1132, Schiller an Goethe, 13. u. 14. Januar 1804.

[3]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, II, 365, No. 956, Schiller an Goethe, ohne Datum.

[4]) Dr. F. W. Riemer, Mittheilungen über Goethe, II, 497.

schaft verletzt, hat sich Jahre später, als Goethe's Briefwechsel mit Schiller der Oeffentlichkeit übergeben wurde, Wilhelm von Humboldt gegen Charlotte Diede über diese Aeußerungen seiner Weimarer Freunde ausgesprochen. „Im vertraulichen Briefwechsel," sagt er, „kann man sich, wie im Gespräch, kleine Spöttereien erlauben, da man keine üble Absicht damit verbindet, und genau weiß, wie man verstanden wird. Wenn man aber solche Briefe vor das große Publikum bringt, muß man solche Stellen wegstreichen, und darum ist Goethe, der den Briefwechsel herausgab, zu sorglos gewesen." Und auf die Beurtheilung übergehend, die seiner französischen Freundin in Weimar zu Theil geworden war, äußert Humboldt sehr treffend: „Der Staël mußten Goethe und Schiller Unrecht thun, da sie sie gar nicht genug kannten. Die Staël war bei weitem weniger von ihrer schriftstellerischen Seite als im Leben und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle. Geist und Empfindung waren in ihr auf eine ganz ihr angehörende Weise verschmolzen. Goethe und Schiller konnten das nicht so wahrnehmen. Sie kannten sie nur aus einzelnen Gesprächen, und auch da nur unvollkommen, da sie sich doch beide nicht französisch mit vollkommener Freiheit ausdrückten. Diese Gespräche griffen sie an, weil sie dadurch gezwungen wurden, ohne sich doch in dem fremden Organ ganz und rein aussprechen zu können, und so wurde ihnen die lästig, die solche Gespräche veranlaßte. Von dem wahren, inneren Wesen der Frau wußten sie nichts. Was man von ihrer Unweiblichkeit sagte, gehört zu dem trivialen Geschwätz, das sich der gewöhnliche Schlag der Männer und Weiber über Frauen erlaubt, deren Art und Wesen über ihren Gesichtspunkt steht. Sich über das Höhere alles Urtheils zu enthalten, ist eine zu edle Eigenschaft, als daß sie häufig sein könnte" [1]).

Als Wilhelm von Humboldt diese Zeilen schrieb, wußte er

---

[1]) W. von Humboldt, Briefe an eine Freundin, II, 225—227, 2. August 1832.

nicht, daß ein ähnliches Urtheil bereits von Schiller ausgesprochen war und alle Aeußerungen vorübergehenden Unmuths tilgte, die im Verkehr mit Goethe und unter dem lästigen Zwang der Verhältnisse ihm entschlüpft sein mochten. An seine Schwester Christophine schrieb er in freiem Meinungsaustausch am 5. Januar 1805: „Frau von Staël ist ein Phänomen in ihrem Geschlecht, an Geist und Beredtsamkeit mögen ihr wenige Männer gleich kommen, und bei Allem dem ist keine Spur von Pedanterie oder Dünkel. Sie hat alle Feinheiten, welche der Umgang der großen Welt gibt und dabei einen seltenen Ernst und Tiefe des Geistes, wie man sonst nur in der Einsamkeit sich erwirbt" [1]).

Ein ähnliches Gefühl, als ob hier etwas gut zu machen sei, mag auch Goethe gehabt haben. Den im Sichgehenlassen des intimen Verkehrs geschehenen Aeußerungen ließ er eine Darstellung seiner Beziehungen zu Frau von Staël im sorgsam abgewogenen Ton der Annalen folgen, die das Bild dieser Weimarer Zeit vervollständigen.

Er begann mit einem Zugeständniß, welches er allein ihr gemacht hat. „Ihre Gegenwart," schreibt er, „hatte, wie im geistigen, so in körperlichem Sinne etwas reizendes, und sie schien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben. Auch sagte sie einst: „ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre." Die Bemerkung ist richtig: denn, hat, wie in der Liebe geschieht, ein Mann sein Innerstes aufgeschlossen und sich hingegeben, so ist das ein Geschenk, das er nicht zurücknehmen kann, und es würde unmöglich sein, ein ehemals geliebtes Wesen zu beschädigen oder ungeschützt zu lassen.

„Mit entschiedenem Andrang verfolgte sie ihre Absicht, unsere

---

[1]) Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, 247.

Zustände kennen zu lernen, sie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, sich nach dem Einzelnen so viel als möglich zu erkundigen, als Weltfrau sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, in ihrer geistreichen Weiblichkeit die allgemeinen Vorstellungsarten und was man Philosophie nennt, zu durchdringen und zu durchschauen. Ob ich nun gleich gar keine Ursache hatte, mich gegen sie zu verstellen, wiewohl ich, auch wenn ich mich gehen lasse, doch immer von den Leuten nicht recht gefaßt werde, so trat doch hier ein äußerer Umstand ein, der mich für den Augenblick scheu machte. Ich erhielt soeben ein erst herausgekommenes Französisches Buch, die Correspondenz von ein paar Frauenzimmern mit Rousseau enthaltend. Sie hatten den unzugänglichen scheuen Mann ganz eigentlich mystificirt, indem sie ihn erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren, zu einem Briefwechsel mit ihnen anzulocken gewußt, den sie, nachdem sie den Scherz genug hatten, zusammenstellen und drucken ließen. Hierüber gab ich mein Mißfallen an Frau von Staël zu erkennen, welche die Sache leicht nahm, sogar zu billigen schien und nicht undeutlich zu verstehen gab: sie denke ungefähr gleicherweise mit uns zu verfahren. Weiter bedurft' es nichts, um mich aufmerksam und vorsichtig zu machen, mich einigermaßen zu verschließen [1]).

„Die großen Vorzüge dieser hochdenkenden und empfindenden Schriftstellerin liegen jedermann vor Augen, und die Resultate ihrer Reise durch Deutschland zeigen genugsam, wie wohl sie ihre Zeit angewendet.

„Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über Alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt sein, und suchte daher ihre Ansichten ebenso geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsere Denkweise zu erforschen. Allein

---

[1]) Vergl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, II, 357, No. 937. An Schiller, Weimar, 16. Januar 1804 und Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, 16. Januar 1804.

dabei konnte sie es nicht lassen; auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf.

„Da sie keinen Begriff hatte von dem was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, so wie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden.

„Die Weimaraner sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das französische Auflodern ließ sich nicht von ihnen erwarten, am wenigsten zu einer Zeit, wo die französische Uebergewalt so allseitig drohte und stillkluge Menschen das unausweichliche Unheil voraussahen, das uns im nächsten Jahre an den Rand der Vernichtung führen sollte.

„Auch vorlesend und deklamirend wollte Frau von Staël sich Kränze erwerben. Eine Vorlesung der „Phädra", der ich nicht beiwohnen konnte, hatte jedoch einen vorauszusehenden Erfolg: es ward abermals klar, der Deutsche möchte wohl auf ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemessenen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben. Den darunter verborgenen hübschen natürlichen Kern mag er lieber entbehren, als ihn aus so vieler nach und nach darum gehüllten Unnatur gutmüthig herausklauben.

„Philosophiren in der Gesellschaft heißt sich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten. Dies war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlicherweise trieb sie es in Reden und Wechselreden gewöhnlich bis zu denen Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten. Dabei hatte sie, als Frau und Französin, immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andere sagte.

„Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und proble-

matisch alles Vorkommende behandelte, und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war, und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendste Weise darthat.

„Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Gespräche mit ihr, wobei sie jedoch auch nach ihrer Weise lästig war, indem sie über die bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick stilles Nachdenken erlaubte, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigsten Gegenständen ebenso schnell bei der Hand sein, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte.

„Ein Geschichtchen statt vieler möge hier Platz nehmen: Frau von Staël trat einen Abend vor der Hofzeit bei mir ein und sagte gleich zum Willkommen, mit heftiger Lebhaftigkeit: „Ich habe euch eine wichtige Nachricht anzukündigen: Moreau ist arretirt mit einigen Anderen, und des Verraths gegen den Tyrannen angeklagt." — Ich hatte seit langer Zeit, wie Jedermann, an der Persönlichkeit des Edlen Theil genommen, und war seinem Thun und Handeln gefolgt; ich rief im Stillen mir das Vergangene zurück, um, nach meiner Art, daran das Gegenwärtige zu prüfen und das Künftige daraus zu schließen, oder doch wenigstens zu ahnen. Die Dame veränderte das Gespräch, dasselbe wie gewöhnlich, auf mannigfach gleichgültige Dinge führend, und als ich in meinem Grübeln verharrend ihr nicht sogleich gesprächig zu erwidern wußte, erneuerte sie die schon oft vernommenen Vorwürfe: ich sei diesen Abend wieder einmal, gewohnter Weise, maussade und keine heitere Unterhaltung bei mir zu finden. — Ich ward wirklich im Ernst böse, versicherte, sie sei keines wahren Antheils fähig; sie falle mit der Thür ins Haus, betäube mich mit einem derben Schlag, und verlange sodann, man solle alsobald sein Liedchen pfeifen und von einem Gegenstand zum andern hüpfen.

„Dergleichen Aeußerungen waren recht in ihrem Sinn; sie wollte Leidenschaft erregen, gleichviel welche. Um mich zu ver-

söhnen, sprach sie die Momente des gedachten wichtigen Unfalls gründlich durch und bewies dabei große Einsicht in die Lage der Dinge, wie in die Charaktere.

„Ein anderes Geschichtchen bezeugt gleichfalls, wie heiter und leicht mit ihr zu leben war, wenn man es auf ihre Weise nahm. An einem personenreichen Abendessen bei Herzogin Amalie saß ich weit von ihr, und war eben auch für diesmal still und mehr nachdenklich. Meine Nachbarschaft verwies es mir, und es gab eine kleine Bewegung, deren Ursache endlich bis zu den höheren Personen hinaufreichte. Frau von Staël vernahm die Anklage meines Schweigens, äußerte sich darüber wie gewöhnlich, und fügte hinzu: „Ueberhaupt mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat." Ich sagte darauf halblaut, so daß es nur meine Nächsten vernehmen konnten: da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitzt haben. Ein mäßiges Gelächter entstand darauf; sie wollte den Anlaß erfahren, niemand konnte und mochte meine Worte im eigentlichsten Sinne Französisch wiedergeben; bis endlich B. Constant, auch ein Nahsitzender, auf ihr anhaltendes Fordern und Drängen, um die Sache abzuschließen, es unternahm, ihr mit einer euphemistischen Phrase genug zu thun. . . .

„Mit B. Constant wurden mir gleichfalls angenehme, belehrende Stunden . . . Wenn ihm auch meine Art und Weise, Natur und Kunst anzusehen und zu behandeln, nicht immer deutlich werden konnte, so war doch die Art, wie er sich dieselbe redlich zuzueignen, um sie seinen Begriffen anzunähern, in seine Sprache zu übersetzen trachtete, mir selbst von dem größten Nutzen, indem für mich daraus hervorging, was noch Unentwickeltes, Unklares, Unmittheilbares, Unpraktisches in meiner Behandlungsweise liegen dürfte.

„Abendlich verweilte er einige Male mit Frau von Staël bei mir, späterhin langte noch Johannes von Müller an, und es konnte an höchst bedeutender Unterhaltung nicht fehlen, da auch der Herzog, mein gnädigster Herr, an solchen engen Abend-

kreisen Theil zu nehmen geneigt war[1]). Freilich waren alsdann die wichtigsten Ereignisse und Verhängnisse des Augenblicks unaufhaltsam an der Tagesordnung, und um hievon zu zerstreuen, kam die von mir angelegte Medaillensammlung aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts glücklich zu Hülfe, indem die Gesellschaft sich dadurch veranlaßt sah, aus dem Bedenklich-Politischen, aus dem Allgemein-Philosophischen in das Besondere, Historisch-Menschliche hinüberzugehen."

Soweit Goethe. Selbst in Bezug auf eine Kritik, die ihm empfindlich gewesen war, zeigte er sich später, in den Gesprächen mit Eckermann, von duldsamer Güte. Er habe, sagte er zu diesem, zu oft motivirt und damit seine Stücke vom Theater entfernt. So sei seine „Eugenie" eine Kette von lauter Motiven und habe deshalb auf der Bühne kein Glück gemacht[2]).

Ganz gerecht für Frau von Staël konnte Goethe erst dann werden, als sie durch eine große literärische That bewies, wie sie nicht vergebens unter den Palmen Goethe'scher Dichtung und Lebensweisheit geruht hatte. Und dafür hielt er mit seiner Anerkennung nicht zurück. „Was man jedoch von solchen Verhältnissen hinterher denken und sagen mag," schließt die betreffende Stelle der „Annalen", „so ist immer zu bekennen, daß sie von großer Bedeutung und Einfluß auf die Folge gewesen. Jenes Werk über Deutschland, welches seinen Ursprung dergleichen geselligen Unterhaltungen verdankte, ist als mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die Chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über dem Rhein und in Gefolg dessen, über den Canal, von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernen Westen zu gewinnen hatten. Segnen wollen wir also jenes Unbequeme

---

[1]) Vergl. Schiller und Goethe, Briefwechsel, III[1], Goethe an A. v. Wolzogen, Weimar, 4. Febr. 1804 und Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, II, 361, No. 945. An Schiller, Weimar, 26. Januar 1804.

[2]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, I, 197.

und den Conflikt nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten“ [1]).

In diesen bedeutenden Worten über Frau von Staël hat Goethe neben dem geistigen Gewinn noch etwas angedeutet, das ihr selbst fast unbewußt und wie ein Keim in ihre Seele gelegt, nach und nach darin Wurzel faßte, sich ausbreitete, und zu einer höheren, besseren und beruhigteren Weltanschauung gedieh.

Als Frau von Staël nach Weimar kam, stand sie selbst noch größtentheils im Ideenkreis der Aufklärung und des XVIII. Jahrhunderts. Ihr galt die Revolution nicht nur als ein Ereigniß, das weit über die Grenzen Frankreichs hinaus einen bleibenden Einfluß auf die menschlichen Schicksale zu üben bestimmt war. Sie hatte von dieser Revolution eine unmittelbare Wirkung auf die Geschicke des französischen Volkes durch Begründung der politischen Freiheit erwartet. Auch in Deutschland war diese optimistische Auffassung von Vielen getheilt worden. Allein das war vorüber, und die deutschen Verhältnisse hatten sich in direktem Gegensatz zu jenen des Nachbarlandes entwickelt. Es lag im innersten Wesen der französischen Philosophie des XVIII. Jahrhunderts und ihrer logischen Consequenz, der französischen Revolution, das ganze Problem des Fortschritts nach Außen zu verlegen, eine Besserung des Bestehenden vom Bruch mit der Vergangenheit, vom Neubau der staatlichen Institutionen zu erwarten, äußere Zustände für innere Schäden verantwortlich zu machen. In ihrem Ursprung gegen religiöse Lehren und damit zusammenhängende politische Zustände gerichtet, deren Inhalt verloren gegangen oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden war, blieb die ganze Bewegung polemisch und dogmatisch, fanatisch und absolutistisch, wie die religiösen und politischen Inquisitionen, deren Verurtheilung sie stets auf den Lippen hatte und deren Praxis sie wieder aufnahm.

Sie zwang zur Freiheit, oder zu dem, was sie so nannte, wie man in den Tagen der Philipp und Alba zum Glauben

[1]) Goethe, Annalen, Sämmtliche Werke, Cotta'sche Ausgabe, 1840, XXVII, 143—149.

zwang, beugte die Menschen unter das Joch der Theorie, und strafte ihren Widerstand mit dem Tode.

Nach zehn Jahren eines solchen Experimentes glich Frankreich einer Kaserne, und die Charaktere waren entweder gebrochen oder mit einem so unauslöschlichen Haß gegen ihre Bedrücker erfüllt, daß die fortan in zwei Lager gespaltene Nation das Gefühl der Zusammengehörigkeit nur im Kampf nach Außen wiederfand.

Entgegengesetzte Wege war man, wie gesagt, in Deutschland gegangen.

Dort ließ man die äußeren Verhältnisse, auch da wo sie wahrhaft unerträglich erscheinen konnten, vorläufig wie sie waren, erkannte das Gute, wo es bestand, bereitwillig an, und baute den inneren Menschen auf. Gleichviel ob seine Umgebung eng und unscheinbar, seine staatlichen Einrichtungen mangelhaft und sein materielles Wohlergehen beeinträchtigend waren, sein eigenes sittliches Selbst sollte frei sein, am freiesten dann, wenn er es im Kampf gegen die Mühen und Sorgen des Alltaglebens, gegen den Widerspruch von Außen und die Ungunst des Schicksals sicher stellen mußte. In diesem Streben begegneten sich alle Träger der deutschen Cultur, Lessing mit Kant, Fichte mit Schiller. In ihren Folgen freilich bestimmten ihre Lehren die Weiterbildung des Rechtes und die Entwicklung des Staates. Allein ihr nächstes Ziel war das nicht. Sie legten den Nachdruck auf die Heranbildung unabhängiger Charaktere und sittlicher Individualitäten; sie wollten vor dem Bürger den Menschen, vor dem Gemeinwesen die Persönlichkeit schaffen. Ebenso klar als schön hat das, und zwar noch in vorrevolutionären Tagen, gerade Derjenige ausgesprochen, den sein begeistertes Gemüth den französischen Verheißungen am zugänglichsten machte.

Damit ist Friedrich Schiller genannt, der 1788 an seine Schwägerin, Caroline von Beulwitz, schrieb: „Und dann, dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschen-

werk, der Mensch ist ein Werk der großen, unerreichbaren Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen! Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens" [1]).

Nicht allein ihre Verirrungen und Greuel, sondern gerade dieses Bewußtsein, daß ihre ethische Aufgabe gescheitert sei, entfremdete die Deutschen der Revolution. Mochte immerhin Kant, an seinem Lieblingsgedanken des ewigen Friedens festhaltend, „von der dereinstigen Erreichbarkeit ihrer nie mehr aus der Welt verlierbaren Ideale in einer freien, den Angriffskrieg ausschließenden Verfassung gereifter Völker" sich fest überzeugt halten, oder die Philosophie von Fichte den ihr eigenthümlichen revolutionären Zug aufweisen, nichts war von der Zurückforderung der Denkfreiheit des Einen, von dem nach vernünftigen Denkgesetzen gebildeten Einzelwillen des Andern weiter entfernt, als der tyrannische Vernunftstaat, der nichts von subjektiver Freiheit wußte.

Als sie das ihr so ungewohnte, bescheidene Sichunterordnen und Begnügen in die beschränkten, stillen Verhältnisse einer Kleinstadt, diese willige Anerkennung der gesellschaftlichen Ordnung und staatlichen Einrichtungen, diese echt deutschen Eigenschaften der Anhänglichkeit an das Ueberkommene und der Achtung vor der gesetzten Obrigkeit sah, wurde Frau von Staël an uns irre und beschuldigte noch im Buch über Deutschland die Nation im Großen der Servilität, des Mangels an Thatkraft, der Pedanterie, „die sich damit zufrieden gebe, nach den Regeln geschlagen zu werden"; sie nannte uns: »flatteurs avec énergie et rigoureusement soumis; se servant de raisonnements philoso-

[1]) Caroline von Wolzogen, Literärischer Nachlaß, I, 216.

phiques pour expliquer ce qu'il y a de moins philosophique au monde: le respect pour la force« [1]).

Der Irrthum, so groß er war, ließ sich bis zu einem gewissen Grad entschuldigen, denn er stammte aus der Zeit der tiefsten Erniedrigung, aus den Tagen des Rheinbunds und von Jena. Vor dem 1813 erwachten Geist hat Frau von Staël feierlich Abbitte dafür geleistet [2]). In anderer Weise aber, und in Bezug auf den ethischen Werth der deutschen philosophischen Doktrinen täuschte sie sich nicht. Es mag dahin gestellt bleiben, ob es ihr jemals, auch nach jahrelangem Bemühen und unter Schlegel's Führung, gelungen ist, sich in der wissenschaftlichen Terminologie zurechtzufinden und Systeme zu durchdringen, über deren Inhalt noch heute die Bibliotheken sich mit bändereichen Kommentaren füllen. Die Bedeutung der Doktrinen von Fichte und Kant, der Weltanschauung von Goethe und des Schiller'schen Idealismus auf ihre eigene sittliche Welt aber war entscheidend.

In dieser reinen, unter das Gebot des Gewissens gestellten Atmosphäre verschwanden für immer die Truggebilde der auf das Interesse begründeten Moral und die Sophismen, die das Glück zum Zweck des Daseins gesetzt wissen wollten. Es war vorüber mit der Theorie von „Delphine", vorbei mit dem Versuch, das Pflichtgebot nach persönlicher Neigung zu deuten. Aus diesem Zustand, den Goethe in der ihm eigenthümlichen Weise durch die Aeußerung angedeutet hatte, „sie habe keinen Begriff von dem, was Pflicht heiße", erhob sie sich langsam aber stetig zum Bewußtsein, daß „die Bestimmung des Menschen auf Erden durchaus nicht auf Glück, sondern auf Vervollkommnung gerichtet sei." „Vergeblich ist das eitle Beginnen," schließt das Kapitel über die Moral, „diese beiden Begriffe als in eins verschmolzen darstellen zu wollen. Wir fühlen mit nicht mißzuverstehender

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, IIIème partie, Chap. XI; De l'influence de la nouvelle philosophie sur le caractère des Allemands.

[2]) Ebendaselbst, Note zu Kapitel VI.

Schmerzfähigkeit den Unterschied zwischen Entsagung und Genuß. Aber während wir fast nichts zur Erreichung und Sicherung des Glücks vermögen, sind unzählige Mittel zur Vervollkommnung in unsere Hand gelegt. Wie könnten demnach die von Zufall, Schmerz, Alter und Krankheit bedrohten Güter dieses kurzen Lebens das Ziel unserer sittlichen Freiheit sein? Und wie anders verhält es sich mit den Bedingungen unseres inneren Fortschritts, den jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick, glückliche oder unglückliche Zufälle gleichmäßig zu fördern im Stande sind, der, wie immer unsere äußere Lebenslage beschaffen sein mag, stets nur von uns allein abhängt" [1]).

So mächtig hier auf moralischem Gebiet der Einfluß der deutschen Ideenwelt zu Tage trat, ergab sich ihr Frau von Staël doch niemals bis zum Verzicht auf die eigene Selbständigkeit. Nicht nur, daß selbst Kant eine Etappe auf dem Weg innerer Entwicklung bezeichnet, der sie durch seine Sittenlehre hindurch dem positiven Christenthum entgegenführte; es gab ein anderes Gebiet, in welchem sie die Deutschen noch nicht für stimmberechtigt hielt, und das war das praktisch-politische. Hier blieb sie ihrer Vorliebe für den germanischen Bruderstamm, ihrer eigenen Vergangenheit und dem Kultus ihrer Jugend treu.

Wie sie im Buch über die Literatur die Staatskunst und Beredsamkeit der Römer vor jenen der Griechen gepriesen hatte, so entschied sie jetzt wieder zu Gunsten der modernen Römer, der Engländer, und glaubte in der Ueberlegenheit der zeitgenössischen Deutschen auf dem Gebiete der Spekulation einen weiteren Grund ihrer Unfähigkeit in der Handhabung öffentlicher Dinge zu erkennen. „Denn", sagt sie, „in den modernen Zeiten schwächen ausgebreitete Kenntnisse die Energie des Charakters, wenn dieser nicht durch die Gewohnheit der Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten und beständige Uebung des Willens gestärkt wird. Alles erkennen und begreifen wollen veranlaßt Unentschiedenheit im

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, IIème partie, Chap. XIV, Du principe de la morale dans la nouvelle philosophie allemande.

Handeln, und lebendige Thatkraft ist nur in jenem freien und mächtigen Gemeinwesen zu finden, wo die politischen Interessen wie das Blut in den Adern zirkuliren."

Frau von Staël, in ihrer warmen menschlichen Theilnahme, hätte es nicht vermocht, ruhig betrachtend wie Goethe, die welterschütternden Ereignisse der nächsten Jahre an sich vorüberziehen zu lassen, noch würde das Maß der Freiheit, mit dem er sich zufrieden gab, ihren politischen Hoffnungen genügt haben.

„Es ist mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und Jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß," lautet eine denkwürdige Aeußerung bei Eckermann. „Und was hilft uns ein Ueberfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können . . . Hat einer so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und soviel hat leicht ein Jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen . . . Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und werth sind, seines Gleichen zu sein" [1]).

Solche Betrachtungen hätte Frau von Staël wohl dahin ergänzt, daß wenn auch die Welt, die Goethe in sich trug, groß und weit genug war, ihn selbst zu befriedigen, doch die Nationen, um ihre Bestimmung zu erfüllen, noch andere Forderungen stellen müssen. An ihn mochte sie gedacht haben, als sie schrieb: „Philosophische Spekulationen entsprechen einer kleinen Zahl von Denkern, aber sie vermögen die einzelnen Glieder einer Nation nicht zusammenzuhalten und eröffnen eine zu weite Kluft zwischen den Unwissenden und den Gebildeten. In Deutschland gibt es zu viele neue, dagegen zu wenige allgemein zugängliche Ideen. Die Begriffe und Interessen, welche die Menschen miteinander

---

[1]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, I, 306—307, 1827.

verbinden, müssen stets einfach und von überzeugender Wahrheit sein."

Von diesem Standpunkt aus wagte sie den Versuch, der von ihr vertretenen politischen Doktrin den sittlichen Inhalt zu geben und die öffentliche auf die Höhe der persönlichen Moral zu erheben. „Wenn der Theorie ein einziger Fall bekannt wäre," sagt sie im Anschluß an Kant, „wo es gerechtfertigt erschiene, das Pflichtgebot zu verletzen, so wären damit auch alle Vorschriften der Religion und Philosophie untergraben, und was übrig bliebe, nur Klugheit oder Heuchelei".

Und auf die ihr gemachte Einwendung, es sei unmöglich, bei Ausübung der Macht sich stets nur auf den Gebrauch vollkommen rechtmäßiger Mittel zu beschränken, gab sie zur Antwort: »Avec du génie, on n'aurait jamais besoin d'immoralité, et sans génie il ne faut pas accepter les places difficiles«[1]).

Damit war sie auf die Höhe der Lebensanschauung gelangt, welche das Buch über Deutschland mit dem Werk über die Revolution zu innerer Einheit verbindet.

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, IIIème partie, Chap. XIII; De la morale fondée sur l'intérêt national. Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël, Conversations, opinions politiques.

Zweites Kapitel.

In den ersten Märztagen traf Frau von Staël von Weimar in Berlin ein, und schon am 10. März wurde sie vom preußischen Hof mit zuvorkommender Aufmerksamkeit empfangen. Königin Luise, noch im Glanz der Jugend und des Glücks, kam ihr mit der Versicherung entgegen, wie ungeduldig sie erwartet worden sei. Die Königin-Wittwe, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, war eine Schwester der Herzogin Luise von Sachsen-Weimar. In dem eben anwesenden Prinzen von Oranien fand sie einen alten Bekannten aus Pariser Tagen wieder, lernte den Kurfürsten von Hessen, den Prinzen und die Prinzessin von Braunschweig kennen, und verband sich in Freundschaft mit Prinz Louis Ferdinand. Damals einunddreißig Jahre alt, war er nicht mehr „der junge Achill des Heeres und hohe schlanke Jüngling mit dem braunen Gelock", als den ihn Fouqué im Rheinfeldzug von 1794 schildert; dafür stand er jetzt in der Vollkraft der Jahre. Er war ein glänzender Offizier und ein feuriger Geist, den unbefriedigter Thatendurst verzehrte. Als einer der ersten, die das fast erstickte Feuer des preußischen Patriotismus in entscheidender Stunde zur Flamme entfachten, sollte er kaum zwei Jahre später manche Verirrung seiner Jugend durch den Heldentod auf dem Schlachtfelde sühnen, der diesen Hohenzoller allen Deutschen ins Herz geschrieben hat. Auch der französische Gesandte, Laforest, empfing sie mit Auszeichnung, und sie konnte

dankend ihrem Gönner, Joseph Bonaparte berichten, wie seine muthige Freundschaft ihr auch in Berlin die Wege geebnet habe. Sie sprach ihm von literärischen Plänen, die sie in Bezug auf Deutschland beschäftigten, von der Bedeutung seiner gelehrten und den Mängeln seiner gesellschaftlichen Welt. Der Augenblick, meinte sie, könne nicht fern sein, wo der Erste Consul anerkennen werde, daß die republikanische Gesinnung ihm nicht schaden, die Verbreitung einer besseren Erkenntniß nur nützen könne[1]).

Diese Berliner Gesellschaft, die als der Versuch bezeichnet worden ist, die Theorie der schönen Individualitäten im Leben zu realisiren, besaß unzweifelhaft ihre Vorzüge. Der einer anmuthigen Natürlichkeit war jedoch kaum unter denselben zu finden. Als Frau von Staël nach Berlin kam, war einer der glänzendsten Vereinigungspunkte der Hauptstadt, das Haus der schönen und gebildeten Israelitin Henriette Herz, bereits geschlossen. Dort war Mirabeau zu Gast gewesen und hatte die Hausfrau, die tragische Muse, wie man sie nannte, bewundert. Zehn Jahre später dissertirte sie mit Schleiermacher über das Wesen der Liebe, schloß mit ihm und mit Wilhelm von Humboldt einen idealen Freundschaftsbund, führte die Brüder Schlegel und Jean Paul in die Berliner Gesellschaft ein, deklamirte ihren Gästen Stellen aus der neuesten Tragödie von Schiller oder Goethes letztes Gedicht, und hielt, vierzigjährig, die Liebe des jungen Studenten Ludwig Börne in platonischen Schranken. Durch den 1803 erfolgten Tod ihres Mannes verarmt, gab sie Sprachstunden und schlug die Hand des Grafen Dohna, eines Zöglings von Schleiermacher aus, um ihre alte Mutter nicht durch einen Uebertritt zu betrüben, der später aus Ueberzeugung erfolgte. Im Jahre 1803 stellte Prinz Louis Ferdinand sie der Herzogin von Kurland mit den Worten vor, sie möge sich Henriette Herz wohl betrachten: niemals sei sie so, wie sie es verdient habe,

[1]) Du Casse, Mémoires du roi Joseph, X. appendix, 424, Madame de Staël à Joseph, Berlin, 17 Avril 1804. Der Brief ist falsch datirt, Frau von Staël war zu dieser Zeit nicht mehr in Berlin.

geliebt worden. Von diesem Zeitpunkt an trat Dorothea von Medem, dritte Gemahlin des Herzogs von Kurland, eine selten liebenswürdige und geschmeidige Frau, von der man rühmte, daß sie die entgegengesetztesten Ansprüche zu befriedigen wisse, an die Spitze einer Gesellschaft, die Mitglieder des preußischen Königshauses, wie die Prinzen August und Louis Ferdinand, die Fürstin Radziwill, die geistreichen Jüdinnen Frau Sarah Levy und Rahel Lewin, Künstler und Diplomaten, Weltleute und Gelehrte, Einheimische und Fremde zu den Ihrigen zählte. Dort fand Frau von Staël ihren Landsmann, den Grafen Tilly, Frau von Genlis und Johannes von Müller wieder. Das absterbende Geschlecht der Aufklärer lernte sie in der Person von Nicolai selbst kennen, der für seinen Roman, „Briefe der Adelheid", ihr Urtheil erbat. Mit der Annäherung an seine Widersacher, die Brüder Schlegel, hörten jedoch seine Beziehungen zu ihr bald wieder auf[1]).

Die jüngere Generation der Romantiker war fast noch unbekannt. A. von Chamisso bewohnte mit seinem jungen Freund Varnhagen ein paar Stübchen in einem dritten Stock, wo sie zusammen Griechisch trieben und das Musenalmanach herausgaben, zu dem Fouqué, Bernhardi und einige Andere, zum Nordsternbund vereinigt, Beiträge lieferten. Arnim bereitete „des Knaben Wunderhorn" vor. Clemens Brentano war weniger durch seine Erstlingsarbeiten als durch die Angriffe auf Kotzebue bekannt, dessen Zugeständnisse an die Romantik auch die Gebrüder Schlegel nicht versöhnten. Frau von Staël fand sie unerbittlich für den Theaterdichter, der eben von Paris nach Berlin zurückgekehrt war. Das erste deutsche Stück, „die Kreuzfahrer", das sie in Frankfurt aufführen sah, war von ihm gewesen und hatte sie an Produktionen von Sedaine erinnert. Weder damals noch später ließ sie sich in ihrer Anerkennung seiner Bühnen-

[1]) Maurer-Constant, Supplement zu J. v. Müllers sämmtlichen Werken, IV, 148, Nicolai an J. v. Müller, Berlin, 4. April 1804.

fertigkeit von ihrer Umgebung beeinflussen, obwohl es über ein halbes Jahrhundert währte, bis man ihr in Deutschland darin Recht geben und es wieder laut sagen durfte[1]).

Die nähere Bekanntschaft von Rahel wurde in einer Abendgesellschaft bei Brinkmann, nunmehr schwedischem Gesandten in Berlin gemacht. Dieser erzählt, wie er Alles eingeladen habe, was der Verfasserin von „Delphine" Theilnahme erwecken konnte, königliche Prinzen, Gelehrte jeder Farbe, Frauenzimmer vom Hof, Fichte, die Unzelmann, Iffland. Aber kaum war Rahel der Frau von Staël vorgestellt worden, als diese sich mit ihr in die Ecke eines Sophas setzte, wo sie sich über anderthalb Stunden allein unterhielten, ohne sich um die übrige Gesellschaft zu bekümmern. „Späterhin", fährt Brinkmann fort, „kam Frau von Staël ganz ernsthaft zu mir und sagte: »Je vous fais amende honorable; vous n'avez rien exagéré. Elle est étonnante. Je ne saurais que répéter ce que j'ai dit mille fois pendant ce voyage: que l'Allemagne est une mine de génie, dont on ne connaît nulle part les richesses ni la profondeur. Vous êtes bien heureux de posséder ici une amie pareille.« — Hierauf winkte sie Rahel herbei: »Écoutez, Mademoiselle! vous avez ici un ami qui sait bien vous apprécier comme vous le méritez, et si je restais ici, je crois que je deviendrai jalouse de votre supériorité«. — »Vous, Madame,« lächelte Rahel. »Oh non, je vous aimerais tant et cela vous rendrait si heureuse, que vous ne deviendriez jalouse que de mon bonheur, car qui pourrait jamais vous en inspirer un pareil» [2]).

Nicht ohne Vorbereitungen wurde die Begegnung mit Fichte eingeleitet. Zuerst sollte der Philolog Spalding das Verständniß seiner Philosophie vermitteln. „Ach", seufzte er, „morgen ist ein

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XXV. M. Isler, Briefe aus dem Nachlaß von Ch. de Villers, 292, Frau von Staël an Villers, Frankfurt, 19. Nov. 1803. Treitschke, Zur Geschichte der deutschen Romantik. Preußische Jahrbücher, Bd. 49, 35.

[2]) Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten, VIII, 662—663.

harter Tag für mich. Ich soll beim Diner ein Buch, das ich nicht verstehe, in eine Sprache, die mir nicht geläufig ist übersetzen"[1]). Prinz August von Preußen suchte Frau von Staël von der anscheinend hoffnungslosen Aufgabe abzubringen. „Fürchten Sie nichts," entgegnete sie, „nach und nach wird es gelingen."

So fand denn endlich das Gespräch mit Fichte selbst statt, das Ancillon, damals Prediger der französischen Gemeinde Berlins, dem amerikanischen Schriftsteller Ticknor geschildert hat. Nachdem sie eine Weile mit Fichte sich unterhalten hatte, sagte sie: „Nun, Herr Fichte, können Sie mir in kürzester Zeit, etwa in einer Viertelstunde, einen Ueberblick, einen Begriff Ihres Systems geben, so daß mir klar würde, was Sie denn eigentlich unter Ihrem Ich, — votre moi — verstehen, denn ich bin darüber vollständig im Dunkeln." Die Zumuthung, in einer Viertelstunde Jemandem, der nichts davon zu wissen gestand, das System auseinanderzusetzen, welches aus einem Grundprinzip zu entwickeln die Aufgabe seines ganzen Lebens gewesen war, bis es endlich sozusagen wie ein aus seinem tiefsten Innern herausgesponnenes Gewebe das Universum umfaßte, diese Zumuthung verletzte seine philosophische Würde. Aber dennoch gab er der immer dringender werdenden Aufforderung nach und suchte ihr in schlechtem Französisch so gut als möglich zu entsprechen. Er hatte jedoch noch keine zehn Minuten geredet, als Frau von Staël, die ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt war, ihn plötzlich mit glücklicher Miene unterbrach: „Oh, es ist genug, Herr Fichte, ganz genug; ich verstehe Sie vollkommen. Ihr System ist durch eine der Reisegeschichten des Baron Münchhausen aufs Treffendste illustrirt." Fichte's Gesicht nahm einen tragischen Ausdruck an, und alle Anderen begannen darein zu sehen, als ob sie dem fünften Akt eines Drama's beiwohnten.

---

[1]) K. Hillebrand, La société de Berlin, Revue des Deux Mondes, Mai, 1870, 83.

Frau von Staël allein schien nichts zu bemerken und fuhr fort: „Als einmal der Baron ans Ufer eines mächtigen Flusses kam, über den weder Brücke noch Fähre, weder Schiff noch Boot führte, und er schon beinahe verzweifelte, kam ihm plötzlich ein glücklicher Einfall zu Hülfe. Er packte mit festem Griff seinen eigenen Aermel und schwang sich ans andere Ufer. Das ist es gerade, wenn ich Sie recht verstehe, was Sie, Herr Fichte, mit Ihrem Ich, — votre moi — gethan haben". Der Eindruck dieser Worte wirkte unwiderstehlich auf Alle, nur auf Fichte nicht, der die Episode weder vergeben noch vergessen konnte[1]. Bei aller Anerkennung, die sie ihm später zollte, hat Frau von Staël doch eingestanden, daß Fichte ihr zum großen Theil unverständlich geblieben sei[2], bis der historische Augenblick kam, wo seine Philosophie, von der Theorie in der That übersetzt, sich einer ihr geläufigen Sprache bediente. Dieser Augenblick war jener der Reden an die deutsche Nation. Der Weckruf, den dieser große Verkünder und Lehrer von der Macht und Unbeugsamkeit des geläuterten Willens, und damit vom endlichen Sieg einer idealen Welt des Guten über Unwahrheit, Zwang und Gewalt ergehen ließ, fand Niemanden so bereit, ihm zu folgen, als Frau von Staël.

Mit Schleiermacher fand keine persönliche Annäherung statt. Er lebte während einiger Zeit in der Nähe der Hauptstadt, zu Stolpe, wo er Herstellung seines Seelenfriedens suchte, den eine ideale Freundschaft für die unglücklich verheirathete Frau von Grunow etwas gestört hatte. Frau von Staël gedachte später nur vorübergehend seiner „philosophischen Theologie".

Im Uebrigen war die Hauptstadt Friedrichs des Großen, als Frau von Staël sie besuchte, nur mit Paraden und Vergnügungen, insbesondere mit Vorbereitungen zu einem großen Maskenfest beschäftigt, für das man ihren Sohn als Theilnehmer

---

[1] Ticknor, Life, Letters, and Journals 1791—1871. I, 410.

[2] Bonstetten, Briefe an F. Brun, herausgegeben von Matthisson, I, 218, Coppet, 11. Juni 1804.

warb und in welchem die schöne Königin, vor zweitausend Zuschauern, in einer Pantomime, den Einzug Alexanders in Babylon darstellend, tanzte. Das Fest beschrieb Necker's Tochter der Herzogin Luise als prächtig; Kotzebue, erzählt sie, erschien dabei im Gewande eines Priesters des Merkur, das Haupt mit Mohn bekränzt und so häßlich, daß man seines Bildes nicht mehr los werden zu können meinte, wie denn überhaupt diese Nachahmungen ihrer vaterländischen Sitten der Französin als bloßer Zeitverlust erschien, der ihr das wahre Bild deutschen Lebens unter künstlichem Beiwerk verhüllte [1]).

Sie hatte Recht, die Festzeit ging zur Neige. Preußens, während eines fast zehnjährigen Friedens festgehaltener Politik entzogen die Ereignisse täglich, ja stündlich den Boden. Das seit den Tagen des Baseler Friedens von ihm aufgestellte System der Neutralität hatte das Gleichgewicht der europäischen Staaten zur Voraussetzung gehabt und mit diesem Gleichgewicht war es seit Wiederaufnahme des Krieges zwischen Frankreich und England, seit der Besetzung Hannovers durch französische Truppen zu Ende. Die Sophismen, mit welchen man sich in Berlin über den Verlust des linken Rheinufers hinweggesetzt hatte, hielten vor der Bedrohung norddeutschen Gebietes nicht mehr Stand; die äußere Wohlfahrt und das materielle Gedeihen, in welchen man Entschädigung für höhere Ziele gesucht hatte und gefunden zu haben glaubte, waren jetzt nicht minder als die Zukunft der preußischen Monarchie bedroht. In Weimar mochte man sich noch in trügerische Sicherheit wiegen und im Sturm der Zeiten wie in einem intellektuellen Delos geschützt glauben; in Berlin galt es schon die Frage, ob man im Stand sein werde, für Sein oder Nichtsein des Vaterlandes einzutreten. Es fehlte nicht an Solchen, die darauf vorbereitet waren, sie zu beantworten. Im selben Jahr mit Frau von Staël, aber etwas später als sie,

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 50. Madame de Staël à la Duchesse Louise, Berlin, 13 Mars 1804.



kam, vom König zum Finanzminister ernannt, der Freiherr von Stein aus Westphalen nach Berlin, wohin Johannes von Müller schon vor ihm berufen worden war. Beide Männer fanden die Patrioten ihrer Gesinnung unter dem Eindruck der Schrift „Ueber den Ursprung und Charakter des Kriegs gegen die französische Revolution", deren Verfasser der 1802 von Stadion „als Volontär im Kampf gegen die Revolution" nach Wien gerufene Gentz war. Von dort aus arbeitete er, wie J. v. Müller in Berlin, an Herstellung der Allianz zwischen Oesterreich und Preußen, dessen feige Zurückhaltung er im Namen einer politischen Doktrin verurtheilte, die von Edmund Burke und der praktischen Staatsweisheit Englands ausgehend, den Krieg wider die Revolution auf die sittlichen Forderungen der Kantischen Lehre gestützt wissen wollte. Durch die eigene Erfahrung zwar nicht persönlich gebessert, aber doch politisch gereift, suchte Gentz „das Uebel der Zeit an dem Punkt, wo er selbst gescheitert war, der Revolution in der eigenen Brust, der Frivolität, der Genußsucht, der Sinnlichkeit, der einseitigen und ausschweifenden Verstandescultur, die in keinem Ebenmaß mit der Bildung des Charakters stand" [1]).

Die literärische Waffe hatte sich Deutschlands großer Publicist zuerst 1793 durch die Uebersetzung von Burke [2]), dann durch jene von Mallet du Pan [3]) und hierauf von Mounier [4]) geschärft.

Seine erste selbständige Leistung war jenes „Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III.", das 1797 unter dem durch Wilhelm von Humboldt befürworteten Einfluß Schiller'scher Ideen geschrieben, vom König bei seiner Thronbesteigung, wie Posa von Philipp, Begründung eines Reiches der Freiheit und des Gesetzes begehrte. Staatsmännischer bestimmt waren die Gedanken, die

---

[1]) R. Haym's vortreffliche Studie über Gentz, bei Ersch und Gruber, Encyclopädie, Thl. I, 58, 324.

[2]) Betrachtungen über die französische Revolution, 1793.

[3]) Ueber die französische Revolution und die Ursachen ihrer Dauer. 1794.

[4]) Entwicklung der Ursachen, welche Frankreich gehindert haben, zur Freiheit zu gelangen. 1795. Unvollendet.

sein historisches Journal 1799—1800 in der Absicht vertrat, die deutsche öffentliche Meinung auf das Verständniß englischen politischen Denkens und Lebens vorzubereiten. So entwickelte sich der Ideengang der Schrift „Ueber den Ursprung und Charakter des Kriegs gegen die französische Revolution", welche das Verlangen stellte, „der Revolution durch den geläuterten Geist der Revolution zu begegnen" und damit dem Programm von Stein die Wege bahnte. In England, wohin er sich 1802 begeben hatte, verkehrte er mit Grenville, Fox, Mackintosh, Pitt und Sheridan; in Berlin war er mit Brinkmann, Friedrich Schlegel und Rahel befreundet; Frau von Staël kannte ihn dem Namen nach, obwohl die persönliche Begegnung mit ihm in spätere Jahre fällt. Sie gab sich noch nicht Rechenschaft darüber, wie Niemand in Berlin und kaum ein Anderer in Deutschland ihrem eigenen Ideenkreis so nahe stand als der Gentz von 1804, der noch den Glauben an den auf freiheitlichen Garantieen errichteten Staat festhielt und „um die moralische Fäulniß der Welt zu überwinden, den Bund der Starken, Reinen und Guten" predigte. Im Berlin von damals konnte sie nur sehen, was vor ihr lag, eine Stadt und Gesellschaft, die der theuer erkaufte, zu lange erhaltene Friede verweichlicht und allen hohen Bestrebungen abwendig gemacht hatte; eine öffentliche Meinung, die noch so gut wie theilnahmslos dem Zusammenbruch der europäischen Staatengebilde zuzuschauen schien; eine Regierung, die den Geist Friedrichs in leeres Formenwesen auflöste. Unter solchen Eindrücken ist ihr Brief an Goethe, vom 7. April 1804 geschrieben:

»Je vous devrais des excuses, my dear sir, pour ne vous avoir pas encore écrit, si je ne savais pas que l'on vous fait toujours un petit plaisir secret en retardant pour vous l'occasion de répondre. Vous êtes si sûr de mon amitié et de mon admiration que vous aimez autant qu'elle reste dans le vague, et vous ne désirez pas que manquant à toutes les loix de la nouvelle poétique, je vienne tout

directement sans vague et sans mystère vous exprimer ce que je sens. Vous avez bien voulu me dire que vous auriez été bien aise de voir Berlin avec moi. En vérité, ce que j'ai de vif et de jeune dans les impressions ne peut guère s'exercer ici. C'est un pays qui ne frappe point l'imagination. La société y est alignée à la prussienne, et les femmes ici doivent être tout étonnées de vieillir, car elles disent et font la même chose pendant soixante ans de suite et le temps ne devrait pas marcher quand les pensées, les sentiments et les circonstances sont stationnaires. Si je vivais en Allemagne, je ne m'établirais certainement pas dans une grande ville. Les Allemands ne savent pas tirer parti d'une grande ville, on n'y choisit pas sa société, on l'augmente; on n'y sait guère plus de nouvelles publiques, mais seulement mille fois plus de commérages; on n'y a pas plus de liberté que dans une petite ville, mais seulement un plus grand nombre d'observations, et la vie physique, boire, manger, danser, jouer, y tient mille fois plus de place qu'à Weimar. Au milieu de tout cela l'on décerne dans le monde littéraire ce qui caractérise l'Allemagne, érudition, philosophie, droiture, mais il n'y a pas l'ombre de comparaison entre ce que nous appelons société en France et ceci. Et je ne suis pas étonnée que les savants ayent en Allemagne plus de temps pour l'étude que partout ailleurs, car la séduction de la société n'existe pas. Je n'en ai pas moins été bien aise de voir un pays nouveau, d'être reçue vraiment à merveille et de rencontrer, au milieu de cette foule, des hommes et des princes, des reines et des femmes qui ont un goût aimable et bon pour tout ce qu'ils croyent distingué. Vous avez des fanatiques ici comme à Weimar, et si vous y arriviez, je suis sûre que la cour et la ville serait aussi en mouvement que par l'arrivée d'un Bonaparte; c'est beaucoup que le génie soit à l'égal de la puissance . . .« Und von der geplanten Rückkehr nach Weimar

sprechend, fügte Frau von Staël hinzu: »Ces trois semaines, peut-être hélas les dernières que je passerai de ma vie avec vous, je veux les consacrer à vous entendre, je veux vous voler tout ce qui se vole, cela vous laissera bien riche encor, et revenir en France avec un butin tout-à-fait différent de celui que nos généraux y rapportent. Adieu, vous n'avez pas besoin d'être aimé et je vous aime, c'est une preuve de plus de ce que j'ai toujours remarqué, c'est qu'on obtient aisément ce qu'on désire peu. Adieu, dictez sans gène votre réponse, j'ai de votre écriture que je ne perdroi point.« »Soyez sûr, stand im Postskriptum, qu'il n'y a pas un prince à Berlin ni un homme du monde aussi spirituel que notre duc« [1]).

Je unsympathischer die Gegenwart auf sie wirkte, um so lebendiger trat der französischen Reisenden das Bild des großen Königs vor die Seele, an welchen Alles in seinem Reich erinnerte. In keinem Theil des Buchs über Deutschland hat später die Napoleonische Censur verhältnißmäßig mehr zu streichen gefunden, als in dem kurzen Kapitel, worin die Charakteristik Friedrichs sich wie eine Satyre auf die heimathlichen Zustände las [2]). Wenn es aber des Läuterungsfeuers von 1806 bedurfte, um die Welt zu überzeugen, daß der Geist, der Preußen groß gemacht hatte, wohl verdunkelt, aber nicht erloschen war, so entfaltete sich dafür auch in der nordischen Hauptstadt neben den unerquicklichen politischen Verhältnissen ein jugendkräftiger Reichthum geistiger Produktion. Von den Anfängen der deutschen klassischen Literatur sprechend, bemerkt Frau von Staël im Abschnitt über Winkelmann und Lessing fein und treffend, diese Literatur sei unter allen bekannten wohl die einzige, die mit der Kritik begonnen habe [3]), freilich, was sie hinzuzufügen unterläßt, mit

[1]) Madame de Staël à Goethe, Berlin, 7 Avril 1804. Goethe-Jahrbuch, 1887, 5.

[2]) Madame de Staël, De l'Allemagne 1ère partie, Chap. XVI.

[3]) Madame de Staël, De l'Allemagne 2de partie, Chap. VI.

einer Kritik, die schöpferisch anregte wie keine andere. Jetzt trat ihr eine vom entgegengesetzten Pol, dem der Poesie, ausgegangene Bildungsform entgegen.

Da, wo Voltaire und Friedrich für einen Kreis von Auserwählten das Reich des Verstandes errichtet hatten, das die Epigonen zu dem der Vernünftigkeit und Aufklärung erweiterten, in dem alle Mittelmäßigkeiten wuchsen und gediehen, in diesem als die feste Burg des Rationalismus gepriesenen Berlin herrschte jetzt die Romantik.

Zur Zeit, von welcher hier die Rede ist, war ihr größtes Talent und ihr Prophet, Novalis, seit 1801 nicht mehr unter den Lebenden; die bis dahin veröffentlichten Produktionen von Tieck bestimmten das Maß dessen, was dieser, ihr erster Bahnbrecher und fruchtbarster Dichter, der neuen Richtung zu geben und nicht zu geben hatte. An die Kritik des von ihr beanspruchten „Wilhelm Meister“ knüpfte sich die Definition der romantischen Dichtung; sie lautete, daß wenn dieses Buch nicht nach den bisherigen Gattungsbegriffen der Poesie beurtheilt werden könne, man genöthigt sein werde, nicht etwa den Roman von Goethe zu verurtheilen, sondern die bisherige Klassifikation zu verändern[1]). Schleiermachers Reden über die Religion gaben das Programm einer neuen Theologie, die Friedrich Schlegel „ihrer absoluten Subjektivität wegen selbst einen Roman“ nannte. Mit dem philosophischen Glaubensbekenntniß von Fichte vollzog sich die entscheidende Wendung, welche die sittliche Freiheit als höchstes Ziel setzt und die Revolution bekämpft, indem sie ihr Princip überbietet[2]).

Nachdem Schelling, als jüngster Repräsentant der Schule, die Vermittlung zwischen Goethe und Fichte versucht, und den romantischen Theorieen ihren philosophischen Ausdruck gegeben hatte, konnte die erste, vorwiegend poetisch-philosophische Phase

---

[1]) R. Haym, Die romantische Schule, 251 u. 280.

[2]) Ebendaselbst, S. 214. H. v. Treitschke, Fichte, Histor. und polit. Aufsätze, I, 125, 135—136.

der Bewegung als abgeschlossen betrachtet werden und nunmehr ein Berufener die Geschichte der romantischen Poesie erzählen. Es geschah durch A. W. Schlegel, in den während zweier Winter, von 1802 bis 1804, zu Berlin gehaltenen Vorlesungen.

Seiner Bestimmung der Romantik als der Poesie der Hauptnationen von Europa, die wie das Lateinische mit den Dialekten der germanischen Eroberer, so das Altdeutsche mit dem christlich gewordenen Römischen vermischten, sind zahlreiche andere Definitionen gefolgt.

Die Meisten aber beurtheilten die romantische Bewegung nach ihren Ausgangspunkten und im Gegensatz zur gedankenarmen intoleranten Nützlichkeitslehre, die Alles wegleugnete, was sie nicht begriff. Sie erschien daher vor Allem als eine literärische Gegenrevolution, als die Reaktion des Gefühls, der Seele und der Poesie, die Anspruch erhob auf das Recht liebender Verehrung dessen, was ihr in der Vergangenheit nachahmungswürdig galt, die den Menschen nicht auf sich gestellt, sondern im Zusammenhang mit der gesammelten Weisheit früherer Geschlechter erfaßt wissen wollte, und damit auf die Tradition zurückgriff und das der revolutionären Doktrin abhanden gekommene historische Bewußtsein wieder erweckte.

Das eben war der Punkt, an welchem die später Gekommenen anknüpften, als ihnen die romantische Bewegung selbst wieder historisch geworden und die Zeit gekommen war, den bleibenden Sinn und Werth derselben zu bestimmen. Sie erkennen ihn, nicht in der Bewunderung des Mittelalters, zu welcher Johannes von Müller den ersten Anstoß gegeben hatte, und die selbst wieder nicht minder einseitig als die revolutionäre Verachtung desselben verfuhr, sondern vielmehr in dem großartigen Zug, der die Bestimmung der Deutschen in der Universalität der Bildung suchte und dem Verlangen Goethe's nach einer Weltliteratur durch nachdichtende Uebersetzungen der Meisterwerke aller Völker entgegenkam. Dadurch wurde die Vergangenheit lebendig, der Orient erschlossen, Griechenland und Rom vom Anfang in die

Mitte der Geschichte verlegt, die Wissenschaft der historischen Methode unterworfen und auf dem Baum, den die Dichtung gepflanzt hatte, die edelsten Früchte der Arbeit und Erkenntniß gereift[1]).

Das Alles lag vorerst noch im Keim verborgen, als jene Wintervorlesungen über Geschichte der Poesie in Berlin gehalten wurden. In mehr als einer Hinsicht blieben sie bedeutungsvoll, auch für Frau von Staël. In denselben traten ihr so manche der Gedanken und Probleme wieder entgegen, die das Buch über die Literatur mehr angedeutet als ausgeführt hatte. Seine poetische und ästhetische Doktrin fand sie in diesen Vorträgen von A. W. Schlegel zu einem System abgeschlossen wieder. Es bot ihr, neben vielen Punkten der Uebereinstimmung, auch Elemente des Widerspruchs, mit welchen sie sich damals und später auseinanderzusetzen hatte. Sie that es in selbständiger Weise und nicht ohne Vorbehalt.

Literärisch zunächst fand sie den Standpunkt des Buchs über die Literatur zwar erweitert, aber nicht prinzipiell verändert. Sie hatte den Nachdruck auf die ihr besser bekannten nordischen Literaturen und auf Shakespeare gelegt; die Uebertragungen der Gebrüder Schlegel und ihrer Schule beanspruchten jetzt im Namen von Dante und Calderon den poetischen Vorrang für Italien und Spanien. Frau von Staël folgte ihnen nicht so weit, daß sie die romantische über die klassische Kunstform gestellt hätte, aber sie gestand ihre Gleichberechtigung und Bedeutung als Ausdruck des christlichen Bewußtseins zu, das den Menschen verinnerlicht und den Charakter entwickelt, weil es den Schwerpunkt nicht wie die Antike, in das unbeugsame Fatum, sondern in den Willen, und damit den höchsten dramatischen Konflikt in das Gewissen verlegt[2]).

---

[1]) W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 616—639. Lord Acton, German Schools of History. Historical Review, January 1886.

[2]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XI, De la poésie classique et de la poésie romantique.

In historischer Beziehung dagegen verständigte sie sich mit dieser ersten Phase der deutschen Romantik nicht. Wenn diese das Alte vor dem Neuen pries, ihr politisches und religiöses Ideal in geträumten mittelalterlichen Zuständen fand, die mit der Wirklichkeit von damals kaum mehr als den Namen gemein hatten, wenn sie, mit F. Schlegel und Novalis, die Reformation anklagten, die europäische Bildung mehr gehemmt als gefördert und die Blüthe der Künste zerstört zu haben, so erkannte sie, die französische Protestantin, einen solchen Standpunkt keineswegs als Fortschritt an.

Es kam der Augenblick, wo A. W. Schlegel, nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern bloß aus mystisch angeregter Laune und ästhetischem Gefallen an den äußeren Formen der alten Kirche sich in Uebereinstimmung mit gläubigen Katholiken glaubte und seinen Uebertritt in Aussicht stellte. Als er den Irrthum erkannte, beschränkte er sich nicht darauf, die Reformation wieder „als Denkmal deutschen Ruhmes, jeder Erweiterung der Erkenntniß, jeder sittlichen und geselligen Verbesserung förderlich" zu feiern; er wurde aggressiv und schrieb wegwerfend einer Uebergetretenen in seiner Familie, „höchstens Maler und etliche Bildhauer würden katholisch, Architekten nie!" [1]).

Vor solchen Wandlungen bewahrte Frau von Staël das treue Festhalten am Kultus ihrer Jugend. Ebensowenig als in revolutionären Tagen die populäre Tyrannei, vermochten sie jetzt die Träumereien der Romantik dazu, ihm abtrünnig zu werden. Mit wahrhaft genialer Divination eilte sie den großen Geschichtsschreibern des XIX. Jahrhunderts in der Erkenntniß voraus, daß die Rückkehr in die Vergangenheit nicht gleichbedeutend mit der Reaktion wider die Gegenwart sei. Zuerst in den »Dix années d'exil«, und später in ihrem politischen Testament

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 194. A. W. Schlegel à M. de Montmorency. A. W. Schlegel, Berichtigung einiger Mißdeutungen, Berlin 1828.

findet sich die mit Recht so oft gerühmte Stelle: „Man gefällt sich in der Behauptung, als ob der Anspruch auf Freiheit in Europa erst im vergangenen Jahrhundert erhoben worden sei, während vielmehr der Despotismus eine moderne Erfindung ist. Allen Anhängern der aus der Vergangenheit überlieferten Rechte muß immer wieder gesagt werden, daß zuerst die Freiheit und dann der Despotismus war, daß die Freiheit alt, der Despotismus modern ist!" [1]). Auf dem mühsamen Weg zur Erkenntniß ist dieses Wort ein Markstein, der den Namen von Frau von Staël vor Vergessenheit bewahren wird.

Zwischen ihr und den Romantikern knüpfte sich noch eine weitere, ganz persönliche Beziehung. Im Bestreben, den gewünschten Erzieher für ihre Söhne zu finden, hatte sie sich unter Anderen auch an Goethe gewendet und von diesem einen Brief nach Berlin miterhalten, der A. W. Schlegel bei ihr einführen sollte: „Frau von Staël wünscht Sie näher kennen zu lernen," schrieb er; „sie glaubt, daß einige Zeilen von mir die erste Einleitung erleichtern. Ich schreibe sie gern, weil ich mir Dank von beiden Seiten verdiene, wo sich Alles von selbst gegeben hätte. Erhalten Sie mir ein freundliches Andenken" [2]).

Der Gedanke von Goethe, einen Mann von A. W. Schlegel's Bedeutung, wenn auch unter außergewöhnlich günstigen Verhältnissen, als Erzieher in Vorschlag zu bringen, wirft ein charakteristisches Licht auf die einfache Genügsamkeit deutscher Verhältnisse. Beide Brüder, August Wilhelm und Friedrich, waren nicht nur hervorragende Gelehrte, sie besaßen, wenn auch nicht große schöpferische Gaben, so doch Talente ersten Ranges, witzig, geistreich und scharf, der Eine ein Aneigner des Fremden,

[1]) Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. XV. Considérations sur la Révolution française. Oeuvres comp. XII 25, dann 136 u. ff.

[2]) Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, Leipzig, 1846, 51. Goethe an A. W. Schlegel, 1. März 1804.

wie nach ihm nicht wieder ein solcher erstand; der Andere ein Kritiker von universeller Bildung und überströmendem Reichthum der Gedanken, dessen Leistungen für die griechische Poesie jenen von Winkelmann für die griechische Kunst zur Seite gestellt worden sind. Die Arbeitskraft beider Brüder war eine staunenswerthe, die verschiedensten Gebiete umfassend. Im „Athenäum" hatten sie seit 1798 die Grundlagen zur ästhetischen Doktrin der Romantik gelegt, die Goethe zuerst als Bestimmung der Begriffe klassischer und romantischer Poesie aufgestellt zu haben beanspruchte, während der reizbarere Schiller nur das Oppositionelle herausfühlte und an Goethe schrieb, diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier thue ihm physisch wehe. An der unartigen und undankbaren Art der Polemik gegen Humboldt, der immer ein gutes Verhältniß zu den Schlegel gehabt habe, könne man aufs Neue sehen, daß sie doch nichts taugten. Das, was man Gemüth heiße, fehle ihnen beiden[1]). Insofern der Vorwurf gegen Taktlosigkeiten sich richtete, war und blieb er verdient. Daß aber „die Schlegel doch etwas taugten", gestand Schiller selbst, als er August Wilhelm's an Goethe gerichteter Elegie „über die Kunst der Griechen" sein Lob nicht versagen konnte. Es folgte der „Ion", der im Verein mit Tieck herausgegebene Musenalmanach, endlich die Vorlesungen in Berlin, Arbeiten, welche die Shakespeare-Uebersetzungen nicht unterbrachen. Die Hingebung an seine Kunst, die ihn so mächtig beherrschte, daß ihm Thränen in die Augen traten, wenn er von Calderon sprach, war einer der schönsten Züge bei A. W. Schlegel. „Kritik geht unter", hatte ihm einst Karoline geschrieben, „leibliche Geschlechter erlöschen, Systeme wechseln, aber wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, so werden die Kunstwerke die letzten leben-

---

[1]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, II, 203 und Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I, 343, II, 78, 88, 194. Schiller's Briefe vom 22. Dez. 1797, 28. Juni, 23. Juli, 16. August 1798.

digen Funken sein, die in das Haus Gottes gehen — dann erst kommt Finsterniß." Dieser treu festgehaltene ästhetische Glaube verlieh ihm die Beredsamkeit, über die schon Henry Beyle bei Gelegenheit eines Zusammentreffens in Weimar gestaunt hatte[1]).

Allein bei aller geistigen Rührigkeit und Bedeutung stand die Gefährtin so vieler hervorragender Persönlichkeiten der deutschen klassischen Zeit, die Sorge, auch den Brüdern Schlegel unentwegt zur Seite. Friedrich und sein etwas älterer Bruder Wilhelm standen 1804 in den dreißiger Jahren; jeder von ihnen war in seiner Weise berühmt und noch hatte keiner von beiden eine gesicherte Lebensstellung. Im Jahre 1802 begab sich Friedrich nach Paris, um dort eine Zeit hindurch ausschließlich dem Studium der indischen Literaturen zu leben, worauf sein erst 1808 in Deutschland bekannt gewordener Uebertritt zur katholischen Kirche erfolgte. Während er sich mit Dorothea, der Frau des Banquiers Veit verband, löste sich die Ehe seines Bruders mit der Wittwe von Böhmer, Karoline Michelis. Wilhelm's Bund mit ihr, in der trübsten Stunde ihrer vielverschlungenen weiblichen Schicksale geschlossen, war ein Rettungsakt gewesen, der bleibenden Dank verdient hätte. Sie verstand es anders und wurde 1803 Schelling's Frau. In dem „Taubenschlag", zu welchem, diesmal ohne Unterschied, die deutschen klassischen wie die romantischen Kreise den Ehestand gemacht hatten, hinderte so etwas nicht, daß der Philosoph der Romantik und ihr Aesthetiker in guten Beziehungen zu einander blieben. Während Karoline mit ihrem dritten Gatten nach Süden zog, knüpfte A. W. Schlegel so innige Freundschaftsbande mit Tieck's Schwester, Sophie Bernhardi, der späteren Frau von Knorring, daß Frau von Staël sie kennen zu lernen wünschte. Vergebens wandte man ein, daß Sophie kein Wort französisch spreche. „Das ist ganz gleich", erwiderte die nicht zu entmuthigende

---

[1]) Stendhal (Henry Beyle), Correspondance inédite, I, 31.

Frau von Staël, „ich werde sie sprechen sehen." Als Dolmetsch zwischen ihnen mußte Schlegel dienen, und Frau von Staël, die beständig fragte „was hat sie jetzt gesagt?" noch obendrein über den Inhalt des Gesprächs täuschen, denn Sophie Bernhardi trieb ihr Spiel mit den Beiden und sagte Dinge, die sich nicht übersetzen ließen.

Goethe behielt mit der Voraussetzung Recht, daß A. W. Schlegel eine völlige Aenderung seiner Lage willkommen sein werde. Auch ohne den Rückschlag, der seinen persönlichen Erfahrungen eben doch folgen mußte, waren die letzten Jahre durch die Polemik gegen Wieland nach der einen, gegen die Aufklärung nach der andern Seite, die Streitigkeiten in der Jenaer Literaturzeitung, Uneinigkeit und Zwist im eigenen Lager getrübt worden. In Weimar vor Allem war, seit dem Bruch mit Schiller, die Stimmung den beiden Brüdern so wenig günstig, daß Frau von Staël in ihren Gesprächen mit Goethe sich davon beeinflußt zeigte[1]). Diese Eindrücke, die er sich möglichst fern gehalten hatte, verschwanden auch bei ihr nach der persönlichen Begegnung mit A. W. Schlegel. In dem bereits erwähnten Brief an Goethe schreibt sie darüber: »Il faut aussi que je vous remercie de la société la plus intéressante que j'aye rencontrée à Berlin, Wilhelm Schlegel. Je suis punie ou récompensée de toutes nos plaisanteries sur les Schlegel. Je ne crois pas possible d'avoir une critique littéraire plus spirituelle, plus ingénieuse que Wilhelm, et des connaissances si étendues en littérature, que lors même qu'on n'est pas de son avis, c'est de lui qu'il faut emprunter des armes. Enfin je trouve dans son caractère quelque chose qui ne répond pas à l'amère réputation qu'on lui a donnée et je veux attribuer à son frère ce qu'il y a de trop rude dans l'esprit de la famille pour aimer à mon aise celui-ci.«

---

[1]) H. Düntzer, Goethe und Karl August, II, 461.

Auch Schlegel fühlte sich angezogen und gewürdigt, und ging auf das Anerbieten ein, wodurch Frau von Staël mit einem Jahrgehalt von 12 000 Franken und Zusicherung einer Pension ihm die Unabhängigkeit verbürgte. Von jenem März an trat er in ihre Familie, und es begannen Beziehungen, die während sieben Jahren fortdauerten, hierauf durch einen Napoleonischen Machtbefehl auf einige Zeit unterbrochen, 1814 wieder aufgenommen wurden und bis zum Tode seiner Gönnerin währten. Wie so manche andere wußte sie auch diese Freundschaft mit nie sich verleugnender Treue und schonender Nachsicht durch manche Klippe hindurch zu steuern. Schlegel, ein Talent, doch kein Charakter, machte solche Störungen unvermeidlich, aber im Labyrinth der deutschen Gedankenwelt blieb er ihr ein unvergleichlicher Führer und wie sie den seinigen, so erkannte er ihren Werth. In ihrer beider Leben ist die Begegnung in Berlin ein glücklicher Wendepunkt geblieben.

Zunächst wollten es die Ereignisse, daß für die geistigen Interessen, welche diesem Zusammensein Bedeutung gaben, kein Raum blieb. Die Aufmerksamkeit von Europa war noch auf den Prozeß von Moreau, Pichegru und George gerichtet, dessen geheime Geschichte jüngst von der Hand eines Freundes von Frau von Staël, Claude Fauriel, aufgezeichnet gefunden worden ist[1]). Fauriel war nach dem 18. Brumaire Sekretär von Fouché, hatte sich aber schon im Mai 1802 zur Niederlegung dieser Stelle veranlaßt gefunden. „Sie sind nicht recht gescheidt", erwiderte der Polizeiminister auf sein Entlassungsgesuch, „das ist der Augenblick zu bleiben; wir gewinnen"[2]). Aber zu seinem Glück war der republikanisch gesinnte Fauriel seinen historischen und literärischen Studien längst zurückgegeben, als die Ereignisse von 1804 sich abspielten. Von seinem kurzen Verweilen bei der Polizeiverwaltung blieb ihm nur der Vortheil, sich besser als

[1]) Claude Fauriel, Les derniers jours du Consulat. Manuscrit inédit, Paris 1886.

[2]) Sainte-Beuve, Portraits contemporains, Claude Fauriel, II, 492.

Andere über die verborgene Entwickelung des Dramas von Vincennes informiren zu können. Seine Darstellung, die, wie man vermuthet, durch Benjamin Constant stellenweise corrigirt worden ist[1]), läßt sich in den Hauptzügen in derjenigen von Frau von Staël's »Dix années d'exil« wiedererkennen. Hier wie dort wird der Erste Consul beschuldigt, die Emigranten und Moreau durch Intriguen seiner geheimen Agenten förmlich zur Conspiration getrieben zu haben, die ihm die Gelegenheit bot, sich seines größten militärischen Rivalen zu entledigen[2]).

Die Erregung, die solche Befürchtungen bei Frau von Staël hervorriefen, war seit jener Unterredung mit Goethe in Weimar, auf die erste Nachricht der Verhaftung des Siegers von Hohenlinden, nicht mehr gewichen. Mit ängstlicher Spannung sah sie dem weiteren Verlauf der Dinge entgegen, als eines Morgens früh acht Uhr, während sie noch ruhte, Prinz Louis Ferdinand zu Pferd vor den Fenstern ihrer am Spree-Quai gelegenen Wohnung hielt und sie zu sprechen verlangte. Sie beeilte sich, ein Morgenkleid überzuwerfen und ihm entgegen zu gehen. „Wissen Sie", rief er ihr zu, „daß der Herzog von Enghien auf badischem Territorium aufgegriffen, einer Militärcommission überantwortet und vierundzwanzig Stunden später erschossen worden ist?"

Frau von Staël kannte die Abneigung des Prinzen gegen Bonaparte. „Welche Erfindung", erwiderte sie, „sehen Sie denn nicht, daß die Feinde Frankreichs dieses Gerücht ausgestreut haben?" — „Nun, so will ich Ihnen den Moniteur schicken", entgegnete Prinz Louis Ferdinand, „da können Sie das Urtheil abgedruckt lesen". Es stand in der Nummer vom 21. März gegen den »nommé Louis d'Enghien«. »Le nommé Louis de Prusse«, war am andern Tag ein Billet des ritterlichen

---

[1]) Claude Fauriel, Les derniers jours du Consulat, Introduction, VIII u. Note.

[2]) Ebendaselbst, 148 u. ff., 287, 373. Madame de Staël, Dix années d'exil, 1ère partie, Chap. XIV und XVII.

Prinzen an sie unterzeichnet. Er fühlte aufs tiefste den allem fürstlichen Blut in der Person dieses Opfers angethanen Schimpf und schwur, ihn zu rächen.

Zwei Tage vor dem 20. März hatte Chateaubriand, zum französischen Residenten im Veltlin ernannt, Audienz beim Ersten Consul. Er fand ihn so verändert, daß er ihn krank glaubte. Die Mémoires d'Outre-Tombe begleiten die Schilderung des Geschehenen mit den Worten: „Ein überlegener Geist gebärt das Böse nicht ohne Schmerz; denn es ist nicht seine natürliche Frucht, und er sollte sie nicht bringen“ [1]).

Der Mord des Herzogs von Enghien hatte zum nächsten Zweck, den Jakobinern ein Pfand des Bruchs mit den Royalisten zu geben. »Enfin, le voilà des nôtres!« wird Bernadotte in den Mund gelegt, als er das Geschehene seinem Schwager Joseph mittheilte [2]). Weit über dieses Ziel hinausgreifend eröffnete die That die seit Nivôse noch immer überbrückte Kluft zwischen Bonaparte und den ehrlichen Leuten. Vorher hatte er zwar Feinde, aber auch solche Verdienste gehabt, daß seine entschiedensten Widersacher die ersten Jahre des Consulats nur mit den besten Zeiten französischer Geschichte, wie sie etwa einige Regierungsabschnitte Heinrich's IV. aufweisen, vergleichen zu können meinten [3]). Nach dem Drama von Vincennes dagegen erhoben sich unversöhnliche Gegner und der Widerstand gegen ihn wurde zum sittlichen Gebot. „Er hatte den Rubikon des Verbrechens überschritten und das Schicksal herausgefordert, seinen Namen in das Buch der Vergeltung zu schreiben“ [4]).

Der bekannte Ausspruch: »c'est pis qu'un crime, c'est une faute« wird von Frau von Staël nicht, wie es gewöhnlich geschieht, Talleyrand, sondern Fouché in den Mund gelegt. Er war zur Zeit der That nicht an der Spitze der kaiserlichen

---

[1]) Chateaubriand, Mémoires d'Outre-Tombe, II, 299.

[2]) Th. Jung, Lucien Bonaparte et ses Mémoires, II, 431.

[3]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 33.

[4]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres comp. XIII, 321.

Polizei; unmittelbar nach derselben wurde er jedoch als unentbehrlich dahin zurückgerufen, „denn", heißt es darüber in den Dix années d'exil, „er war derjenige, der besser als irgend Jemand Bonaparte dadurch unterstützen konnte, daß er, zum Unglück für die Welt, klug genug war, um ein schrankenloses System mit anscheinender Mäßigung zu vertreten". Metternich hat später diese Bemerkung hervorgehoben, weil er fand, daß sie Fouché vortrefflich charakterisirte[1]). Frau von Staël hebt in den Dix années d'exil das Votum von La Fayette gegen das Kaiserreich hervor. Sie war falsch unterrichtet; er hatte mit Vorbehalt gegen das Consulat auf Lebenszeit gestimmt und sich nicht an der Abstimmung von 1804 betheiligt[2]). Mit freudiger Genugthuung vernahm sie, daß Chateaubriand unmittelbar nach dem 20. März seine Entlassung genommen hatte. Talleyrand dagegen gab vier Tage später ein großes Ballfest[3]).

Der letzte Brief Necker's an seine Tochter sprach von seiner tiefen Entrüstung über die That vom 21. März. Nichts hatte sie auf die wenige Tage später eingetroffene Nachricht von seiner plötzlichen Erkrankung vorbereitet, die sie zur schleunigen Abreise von Berlin veranlaßte. Am 10. April starb Necker im Alter von zweiundsiebenzig Jahren. Man wagte nicht, Frau von Staël zu sagen, daß die Todesbotschaft eingetroffen war, bevor sie die preußische Hauptstadt verließ, um den Heimweg, der über Weimar führte, anzutreten. Man wußte dort, mit welchem Schmerz man zu rechnen haben würde. Zum Schrecken der Anwesenden war Frau von Staël eines Tags in Weimar, aus Aufregung über das Nichteintreffen der Post, die Briefe von Necker bringen sollte, bewußtlos zusammengesunken. Fräulein von Göchhausen wurde jetzt mit der schweren Aufgabe

---

[1]) F. R. Metternich, Aus Metternich's nachgelassenen Papieren, III, 446—447. Th. Jung, Lucien Bonaparte et ses Mémoires, III, 294. Madame de Staël, Dix années d'exil, 1ère partie, Chap. XV, XVII.

[2]) La Fayette, Mémoires, V, 198—200, 217.

[3]) Miot de Melito, Mémoires, II, 159.

betraut, ihr den vollen Umfang ihres Verlustes zu sagen; es war an ihrem Geburtstag, den 22. April[1]). Der Zustand, der nun folgte, war ein solcher, daß Herder's Sohn, der Arzt, nie einen solchen gesehen zu haben meinte[2]). Benjamin Constant, der inzwischen nach der Schweiz zurückgekehrt und auf die Nachricht von Necker's schwerer Erkrankung nach Coppet geeilt war, ohne ihn mehr lebend zu finden, kam jetzt mit Sismondi nach Deutschland zurück. Er hatte den Verstorbenen aufrichtig lieb gehabt und dieser seine Neigung erwidert. Nun wußte er Frau von Staël allein unter Fremden, und fühlte, „daß sie nicht nur seines Trostes, sondern auch seines Schmerzes bedürfe"[3]).

Bei der Ankunft in Weimar fand er sie in Convulsionen. Er versuchte nicht, wie die Andern, ihr Trostgründe zu bieten, sondern theilte ihr Leid mit der ganzen Fähigkeit der Anempfindung, die er besaß.

Sie fand kaum die Kraft, sich brieflich von der Herzogin Louise zu verabschieden, von der Stadt, die ihr so gastfrei gewesen und „wo ihr Erdenglück gescheitert war". Es lag nur scheinbar etwas Uebertriebenes in solchen Aeußerungen; sie fühlte sich von einem Schmerz erfaßt, den keine Zeit mehr ganz heilen sollte. Die Schlaflosigkeit, an welcher sie litt, und die sie später durch den verderblichen Genuß von Opium zu bekämpfen suchte, datirt aus jener Zeit.

Erst Anfang Mai vermochte sie Zürich zu erreichen, wohin das Ehepaar Necker de Saussure ihr den zweiten Sohn entgegenführte. Ihre Cousine sprach später nicht gern von den herzzerreißenden Scenen, welche diesem Wiedersehen folgten; doch erzählte sie, wie Frau von Staël während ruhigeren Augen-

[1]) Lettere inedite del Foscolo, del Giordiano, e della Signora di Staël a Vincenzo Monti. Livorno, Vigo, 1876, 255. Frau von Staël an Vincenzo Monti, Bologna, 23. Januar 1805.

[2]) H. Düntzer, Aus Knebels Briefwechsel. Henriette an ihren Bruder, 25. April 1804.

[3]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 10 Janvier 1886, 108—109.

blicken sich doch noch zu einem Wort oder einer Bemerkung aufraffte, die Schlegel Gelegenheit gaben, sich während dieser Reise seiner neuen Umgebung in günstigem Licht zu zeigen. Sie pflegte dann die Andern aufzufordern, ohne Rücksicht auf sie, von verschiedenen Dingen zu reden. Madame Necker de Saussure war mit Bonstetten an Necker's Todtenbett gestanden und konnte ihr seine letzten Augenblicke schildern. Er hatte noch allen seinen Freunden und Untergebenen für ihre Liebe gedankt, die Hoffnung, mit der theuren Gattin wiedervereinigt zu werden, ausgesprochen, und war betend hinübergegangen, bis zuletzt mit dem Gedanken an seine Tochter beschäftigt: »On ne doit pas la blâmer de n'être pas ici«, sagte er; »je l'ai voulu ainsi; c'est au cœur d'un père de la juger.« Letzteres wiederholte er mehrmals, hinzufügend, in seinem Herzen wenigstens sei sie niemals verkannt worden. Es wurde von Bonstetten bemerkt, daß er, auch in Fieberphantasien, mit keinem Wort auf die große Rolle zurückkam, die er in der Welt gespielt hatte [1]).

Seine letzten Lebensjahre und die Scheidegrüße seiner Seele gehörten ihr nicht mehr. Er war ein christlicher Weiser, der Vater der Armen, der Freund der Bedrängten geworden, und die Tochter, zu welcher er einst gesagt hatte, er wünschte, ihr Bruder zu sein, um sie bis ans Ende beschützen zu können [2]), fand Trost in dem Gedanken, ihn nicht allein zu beweinen.

In den ersten Zeiten ihres Verlustes bemächtigte sich ihrer eine eigenthümliche Stimmung. Necker pflegte von seiner Tochter zu sagen: sie sei wie die Indianer, die des Morgens ihre Hütte abbrechen ohne zu wissen, wo sie des Abends Obdach finden

---

[1]) Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël. Relations domestiques. Bonstetten, Briefe an F. Brun, I, 205, 207, Genf, 10. u. 13. April 1804. Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker et de sa vie privée. Oeuvres comp. XVII, 123.

[2]) Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker et de sa vie privée. Oeuvres comp. XVII, 96 u. 118.

werden. Aber er machte sie so glücklich, weil er sie gewähren und dem Zug der Unabhängigkeit folgen ließ, dessen ihre energische Natur nun einmal bedurfte, um sich nicht in nutzlosen Kämpfen aufzureiben. Er begriff, daß wenn sie sich Zwang auferlegte, um ihr Leben wie alle anderen Leute hinzubringen, ihre Fähigkeiten darunter litten, und dachte wohl wie Madame Necker de Saussure, »que Madame de Staël domptée n'était plus tout-à-fait Madame de Staël«. Sie lohnte es ihm durch die Innigkeit und Vollständigkeit eines Vertrauens, das keine zeitweilige Trennung, keine Meinungsverschiedenheit jemals unterbrachen. Unschlüssig in kleinen Dingen, fragte sie ihn bei Allem um Rath, vom Geringfügigsten, wie die Wahl eines Kleidungsstückes, bis zum Folgenschwersten und Wichtigsten. Was dem Erlebten und fern von ihm Erfahrenen erst Werth verlieh, war die Aussicht, es ihm zu schildern und so noch einmal mit ihm durchzuleben. Er sorgte für Alles, und der lebhafte Antheil an ihrem Schicksal erhielt ihn selbst wieder anscheinend jung und thatkräftig und täuschte sie über die Gesundheit des physisch früh gealterten Mannes. Nun, da sie ihn verloren hatte, schien es, als ob ein Schwindel sie erfaßt habe, und die sie umgebenden Verhältnisse mit ins Wanken gerathen seien. Sie begann an der Hingebung ihrer Dienstleute, am Gehorsam ihrer Kinder, am Bestand ihres Vermögens zu zweifeln, verlor sich in kleinlichen Sorgen und antwortete, wenn ihre Cousine von diesen letzteren meinte, sie seien ihr ja doch im Grunde gleichgültig, seit dem Tode ihres Vaters finde sie sich nirgends mehr zurecht. Es bedurfte eines heroischen Entschlusses, um sich über einen solchen Zustand zu erheben, und sie fand ihn im Bewußtsein, daß, was ihr Vater erworben habe, ihren Kindern nicht verloren gehen dürfe. Ihnen zu Liebe lernte sie das Vermögen von drei Millionen, das Necker ohne die Schuldforderung an die französische Regierung hinterließ, mit pünktlicher Genauigkeit verwalten. Darauf bezieht sich eine Reihe von Briefen, die sie an Gouverneur Morris schrieb, mit welchem Necker ein

finanzielles Abkommen zum Zweck der Erwerbung von Ländereien in den Vereinigten Staaten getroffen hatte. Frau von Staël vermehrte diese Geldanlagen im Gefühl der Unsicherheit heimathlicher Verhältnisse, „seitdem sie einzig auf Willkür beruhten" [1]). Schon damals beschäftigte sie der Plan, selbst einmal über den Ozean zu gehen. „Wäre ich fünfundzwanzig statt vierzig Jahre alt, ich würde es thun und Sie aufsuchen", schrieb sie an Morris. „Halten Sie mich nur dazu gut, der Gesellschafter junger Damen zu sein?" schrieb dieser zurück. „Ich bitte, sich vom Gegentheil überzeugt zu halten und zu glauben, daß die Jahre der Vernunft allein auch die zum Reisen bestimmten sein sollten. . . . Ich muß Sie warnen, daß Sie hier nicht finden würden, was die Gewohnheit Ihnen unentbehrlich gemacht hat. Die Güte Ihres Herzens würde überall anerkannt werden. Sehr Wenige unter uns aber stehen auf Ihrer geistigen Höhe, und von den Annehmlichkeiten der guten französischen Gesellschaft wissen wir nichts, obwohl wir mehr Geschmack dafür als unsere kalten Vorfahren, die Engländer, besitzen. . . . Luftschlösser bauen ist stets und überall unterhaltend gewesen; Schlösser in Amerika bauen wollen, wäre eine verderbliche Spekulation, die Arbeit ist zu theuer. Aber eine Sommerwohnung in diesem neuen, rasch aufblühenden Lande für drei bis fünf Monate der schönen Jahreszeit, ein ebenso langer Aufenthalt in Philadelphia oder New-York, und der übrige Theil des Jahres auf Reisen verwendet, erschiene mir als eine, der Vernunft entsprechende Lebensweise" [2]).

Das Vorhaben einer Reise nach den Vereinigten Staaten wurde weder damals noch später verwirklicht. Aber die kluge und haushälterische Verwaltung ihres Vermögens ermöglichte es Frau von Staël, Andern großmüthig zu helfen, und Madame Necker de Saussure bestätigt, daß sie es that. Auch A. W. Schlegel

---

[1]) Jared Sparks, Life of Gouverneur Morris, III, 110, 111, 121, 182, 207.

[2]) Ebendaselbst, III, 210, 220, 236, 242.

bewahrte ein Zeugniß davon: „Sie verletzen mich durch die geschäftsmäßige Art, mit welcher Sie mir von Ihren Geldangelegenheiten sprechen", schrieb sie ihm in den sorgenvollsten Tagen von 1813, „wissen Sie doch, daß es meine höchste Freude ist, Sie bei mir aufzunehmen. Erheben Sie Geld von mir, so gilt mir das als eine Bürgschaft Ihrer Wiederkehr. Nehmen Sie also, was Sie wollen, ohne sich im Geringsten zu beschränken, und vergessen Sie nicht, daß ein auf mich ausgestellter Wechsel in meinen Augen einer Anhänglichkeitserklärung gleichkömmt" [1]).

Nach Sainte-Beuve, der noch Gäste von Coppet darüber befragen konnte, herrschten dort, inmitten steten Wechsels, Kommens und Gehens, Gewohnheiten der Ordnung mit der Behaglichkeit des Reichthums, ohne daß diese jemals zur Verschwendung ausgeartet wäre[2]). Die Herrin des Hauses war für sich von so anspruchsloser Einfachheit, daß sie erst nach dem Erscheinen von „Corinna" zu einem ordentlichen Schreibtisch kam. „Ich hätte schon lange gern einen solchen gehabt", sagte sie zu ihrer Cousine, „nun habe ich vielleicht Anspruch darauf, ihn zu erhalten". Bis dahin schrieb sie wie sie konnte, an der Ecke des Kamins oder mit der Mappe auf dem Schoß, aus Rücksicht für ihren Vater, der den schriftstellerischen Beruf niemals für sie gewünscht hatte. Sie bewahrte sich die Eigenthümlichkeit, immer zum Schreiben bereit zu sein, ohne daß sie sich von ihren Gedanken der sie umgebenden Wirklichkeit entfremden ließ, und ihr Leben war so eingerichtet, daß Madame Necker de Saussure sie einst fragte, wie sie, welche die ganze Nacht hindurch schlafe, den ganzen Tag thätig oder sprechend zubringe, denn überhaupt dazu komme, einen literärischen Plan, so wie sie es that, bis in seine kleinsten

---

[1]) Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël, Genre de vie, affaires, etc. A. W. Schlegel, Briefwechsel. Im Besitz der Dresdener Bibliothek. Frau von Staël an A. W. Schlegel, London, 25. Sept. 1813.

[2]) Sainte-Beuve, Nouveaux Portraits et critiques littéraires, III, 27 u. ff. Petit-Senn, Le Château de Coppet. Revue Suisse, 1854, XVII, 492.

Einzelnheiten durchzudenken? „Nun ja", erwiderte sie lachend, „in meiner Sänfte denke ich darüber nach". Sie war aber niemals länger als etwa fünf Minuten zu dieser Art der Lokomotion zu vermögen, empfand sonderbarer Weise überhaupt nicht das geringste Verlangen nach körperlicher Bewegung, hatte keine Gewohnheiten und fast keine materiellen Bedürfnisse. Ihr eigenes Zimmer in Coppet hatte keine weißgetünchte Decke, und als man sie darauf aufmerksam machte, daß man die Balken sehe, entgegnete sie, das habe sie nie bemerkt; in einem Jahr wie dieses, wo es so viel Elend gebe, möge man ihr gestatten, es dabei zu lassen. Nur das Gastrecht für ihre Freunde ließ sie sich nicht beschränken. »J'ai pris un cuisinier qui court la poste«, äußerte sie, »n'est-ce pas là exactement ce qu'il me faut pour donner à dîner au débotté dans toute l'Europe?« Es ist ein rührender Zug von ihr, daß sie, die den Armen großartig gab, mit besonderer Vorliebe die durch Alter und Gebrechen Gebeugten bedachte, weil sie durch diese an ihren Vater erinnert wurde.

Als ein näherer Bekannter, zwar nicht arm, aber bejahrt, aller Wahrscheinlichkeit nach der Däne Baron Vogt, ihr einst begründeten Anlaß zur Klage gab, antwortete sie, die er tief verletzt hatte, auf die Bemerkung ihrer Cousine, es sei nicht vernünftig, sich das so sehr zu Herzen zu nehmen: „Was willst Du, ich weiß es wohl; aber er war gut, er war alt, er hatte seinen gewohnten Platz an meinem Tisch; ich richtete meine Stunden nach den seinigen; das Alles bewegte mir das Herz".

Mit der Zeit verklärte sich das Andenken ihres Vaters zu dem eines Trösters und Beschützers, von dessen Bild sie sich niemals trennte, in dessen unsichtbarer Gegenwart sie lebte, zu dem sie betete und dessen Vermittlung sie anrief, so daß sie besondere Fügungen ihres Lebens ihm danken zu dürfen glaubte. Dieser großen und seltenen Liebe setzte sie das Denkmal von Necker's Biographie, die literärisch zu den besten ihrer Leistungen gehört, obwohl sie gerade bei dieser Arbeit am wenigsten an bloß for-

melle Vorzüge gedacht und sogar Alles gethan hatte, um sich selbst in den Schatten und das ganze Licht ihrer bewegten Schilderung auf den Gegenstand derselben zu vereinigen. Um dieses Ziel desto sicherer zu erreichen, gelang ihr, was sonst der Art ihres Talentes am seltensten gelang: sie mäßigte ihre überströmende Empfindung und gewann es über sich, mit Zurückhaltung von Necker zu sprechen. Die innere Erregung, welche die Schrift durchzittert, wirkt um so mächtiger, weil sie niedergekämpft erscheint und der Schmerz sich verhüllt.

Weniger mit fortgerissen als überzeugt, und mit für den Menschen, der ein solches Gefühl einzuflößen wußte, erwärmt, stimmt man mit dem Schlußsatz jenes Lebensbildes überein: „Gewiß hat es glücklichere Schicksale, ruhmreichere Namen, glänzendere Laufbahnen, gesichertere Erfolge gegeben; aber eine solche Hingebung an die französische Nation, einen so tugendhaften Genius, einen so gütigen Charakter, ein so edles und so weises Herz, weder die Menschheit noch ich selbst werden es jemals wiederfinden“ [1]).

Ueber zehn Jahre waren verstrichen, als sie auf dasselbe schmerzliche Ereigniß zurückkommend, hinzufügte: „Dankbarkeit schulde ich auf dieser Erde nur Gott und meinem Vater. Mein ganzes Leben ist im Kampf verbracht worden, gesegnet hat er es allein. Alles, was ich durch mich selbst gewann, kann verschwinden. Meine eigene Identität beruht auf der Treue, die ich seinem Andenken bewahre. Ich habe Solche geliebt, die ich nicht mehr liebe, geachtet, die ich nicht mehr achte. Die Woge des Lebens hat Alles mit fortgetragen, Alles, mit Ausnahme dieses großen Schattens vor mir auf dem Gipfel des Berges, der mich auf das Leben, das da kommen soll, verweist“ [2]).

Die ihr am nächsten standen, haben nach ihrem Tode auf die Schrift über Necker als auf diejenige ihrer Produktionen

[1]) Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker et de sa vie privée. Oeuvres comp. XVII, 126—127.

[2]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres comp. XIII, 306.

verwiesen, die den tiefsten Einblick in ihre eigene Seele gewährt[1]). Johannes von Müller, der im Juni 1804 wiederholt nach Coppet kam, widmete Necker's Andenken einen Vortrag, der mit den Worten schloß, wenn aus den Trümmern des untergehenden Europa sein Leichenstein hervorrage, so werde man darauf schreiben, er habe es gut gemeint und gethan, was er konnte[2]). Im Großen und Ganzen ist dieses das Urtheil der Nachwelt über den ersten Minister des modernen Frankreich geblieben. Sein damals gegebenes Versprechen, Necker's politisches Leben zu schreiben, hat J. von Müller nicht gehalten. Wohl zum Theil aus dem von Bonstetten angeführten Grunde, daß es ihm schwer wurde, nach Frau von Staël an den ihm zufallenden Theil der Aufgabe zu gehen[3]). Sie übernahm ihn später selbst in den Betrachtungen über die Revolution, in welchen sie sich bis zuletzt dem Andenken ihres Vaters weihte.

Die letzte Seite seiner von ihr geschriebenen Biographie trägt das Datum des 25. Oktober 1804. Neben der Beschäftigung mit dieser Schrift half ihr die Hingebung ihrer Cousine und ihrer Freunde durch den Sommer. Bonstetten, Sismondi, Mathieu de Montmorency, B. Constant[4]), die Genfer und die aus der Ferne Kommenden theilten ihre Trauer und suchten auch wieder, sie auf alle Weise zu zerstreuen. Als sie einmal eine im Besitz von Sismondi befindliche Genfer Druckerei besuchte, veranlaßte er sie, selbst einen Bogen zu drucken, der aus der Presse genommen, Verse auf sie und Necker enthielt. Eine große Quelle der Unterhaltung und Anregung bot Schlegel. Bei Tisch zankte er sich eines Tages heftig mit J. v. Müller und

[1]) Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël. Vie domestique. Benjamin Constant, Mélanges de littérature et de politique. De Madame de Staël et de ses ouvrages, 171—172.

[2]) J. v. Müller, Sämmtliche Werke, VII, Briefe, 131, 200.

[3]) Bonstetten, Briefe an Fr. Brun, I, 219, 221, 225.

[4]) M. Isler, Briefe aus dem Nachlaß von Ch. v. Villers, 5, Benjamin Constant an Villers, 26. Mai 1804.

beschloß die Diskussion damit, daß er das historische Dasein nicht nur des mythischen Ossian, sondern auch Homer's und endlich das von Moses bestritt, worauf Müller bekanntlich in einem gelehrten Werk beweisen zu wollen erklärte, daß auch Karl der Große niemals existirt habe. Ebenso meinte Schlegel, die Franzosen seien der höchste Beweis des Reichthums der Schöpferkraft Gottes, denn alle wären sich ähnlich, und doch seien ihrer dreißig Millionen Exemplare [1]).

Frau von Staël erkannte dankbar, was ihr geboten wurde; der Verkehr mit geistreichen, anregenden Leuten blieb ihr nach wie vor Bedürfniß. Aber wieder war es Mathieu de Montmorency, der ihr am wohlsten that. „Ihn erwarten, und noch Freude darüber empfinden können, ist meiner zerrissenen Seele ein fremd gewordenes Gefühl, und doch schmerzen meine Wunden doppelt bei dem Gedanken, daß er sie zu verbinden kömmt. »Oh, comme le cœur bouleverse la vie«, schrieb sie an Gérando [2]).

Mathieu de Montmorency's Besuch fiel im Juli, und schon damals war sie entschlossen, den kommenden Winter in Italien zu verbringen. Noch einmal tauchte der Wunsch auf, Camille Jordan möge sich ihr anschließen. Er war in Coppet während der Anwesenheit seines Freundes Montmorency erwartet worden, aber nicht dort eingetroffen, weshalb ihn Frau von Staël brieflich aufforderte, die Gelegenheit einer italienischen Reise nicht vorschnell zurückzuweisen. Von dem ihrer schwer kranken Seele damit zu erzeigenden Liebesdienst wolle sie nicht sprechen; Schlegel und die Kinder würden sie begleiten. Ihn möge ein Funke von Begeisterung für Italien, Theilnahme für Freundschaft und Unglück bestimmen. Allein Camille Jordan kam nicht. „Man möchte bei ihm", sagt die Biographie von Sainte-

---

[1]) Bonstetten, Briefe an Fr. Brun, I, 221, 225.

[2]) Baron de Gérando, Lettres inédites et souvenirs biographiques. Madame de Staël à Gérando, 18 Juillet 1804. (Fälschlich von 1806 datirt.)

Beuve, „etwas mehr Wärme, einen lebhafteren Zug der Sympathie für den schwesterlichen Genius, der ihn so oft gerufen hatte, finden“ [1]).

Joseph Bonaparte, nunmehr kaiserlicher Prinz, schickte, von ihrem Vorhaben unterrichtet, Empfehlungsbriefe für verschiedene Personen in Rom an Frau von Staël, darunter einen solchen an seinen Onkel Fesch, der die Worte enthielt, dieser möge sie so aufnehmen, wie sie selbst wünschen würde, Joseph, wäre er an ihrer Stelle, aufgenommen zu sehen.

„Mein Prinz, mein lieber Joseph“, schrieb sie ihm gerührt zurück, „Höflinge werden nimmermehr den Ton des Herzens treffen, mit welchem sich meine Dankbarkeit aussprechen wird... Möge es Ihnen wohlergehen“ [2]).

Um dieselbe Zeit schrieb sie nach Weimar, wo die Hochzeit des Erbprinzen mit der Großfürstin Maria Paulowna gefeiert wurde, und wo sie wenigstens durch ihre Wünsche gegenwärtig sein wollte. Der Brief, von Genf datirt, ist an die Herzogin Luise gerichtet. „Ich habe die mir durch Stimmung und Umstände gebotene Einsamkeit verlassen müssen“, schrieb Frau von Staël, „um der Herzogin von Kurland, die in Berlin so liebenswürdig für mich war, die Honneurs von Genf zu machen. ... Mit oder wegen ihr trifft eine Schar von Italienern hier ein, die mich auf meine Reise in ihr Land vorbereiten. So stellte man mir gestern den Commandeur Carraccioli vor, dessen Gesicht wirklich einem Wald, in dem gemordet wurde, oder dem Schloß Udolphs [3]) gleicht, und doch ist er ein ganz gutmüthiger, ziemlich gewöhnlicher Mensch. Wenn überhaupt noch etwas mich anregen könnte, so wäre es die Aussicht, Italien kennen zu lernen. Aber seit meinem Unglück bin ich so beständig von Todesgedanken

---

[1]) Sainte-Beuve, Camille Jordan. Nouveaux Lundis, XII, 255 und Madame de Staël à Camille Jordan, 21 Juillet 1804.

[2]) Du Casse, Mémoires du Roi Joseph, X, Appendice, 426, Madame de Staël à Joseph, Coppet, 18 Sept. 1804.

[3]) Bekannte Romanfigur von Anne Radcliffe.

verfolgt und umgeben, daß ich Tag und Nacht mit nichts Anderem beschäftigt und in meinen Nerven vollständig zu Grunde gerichtet bin. Die Güte Ihrer Hoheit ermuthigt mich, so über mich zu reden, denn was Sie selbst betrifft, so richten sich Ihre Handlungen so genau nach Ihren Pflichten, daß wer diese kennt, auch über jene nicht in Zweifel ist. Eine solche Unterwerfung ist mir noch nicht gelungen, aber die Zeit wird thun, was Seelenstärke nicht vermochte. Seiner Hoheit dem Herzog will ich von Rom aus antworten, als dem rechten Ort, um einen Brief zu datiren. Noch lieber hätte ich es von Paris aus gethan, und es ist wohl nicht ganz ohne Verdienst, die von dort mir zukommenden Vorschläge abzulehnen, denn unter Allen, die sich vor dem Gebieter beugen, bedürfte wohl Niemand mehr als ich der in Aussicht gestellten Belohnung. Nach der Rückkehr des Kaisers[1]) werde ich seine Entscheidung in Bezug auf mein Guthaben erfahren und mich auf meinem Weg mit dem Papste kreuzen. Ich empfände nicht übel Lust, an seiner Statt den päpstlichen Stuhl einzunehmen, denn es will mir dünken, als sei meine Abreise katholischer als seine Ankunft"[2]). Papst Pius war bekanntlich auf dem Weg zur Kaiserkrönung nach Paris.

Einen ihrer letzten Briefe vor der Abreise richtete Frau von Staël an Madame Récamier, die versprochen hatte, im Lauf des nächsten Sommers nach Coppet zu kommen. Sie empfahl ihr den Grafen Copertino-Pignatelli, dessen Bruder, der Fürst Belmonte, sich ihr aufs Entgegenkommendste für Italien zur Verfügung gestellt hatte. „Zahlen Sie meine Schuld", schrieb sie der Freundin, „dann wird Jedermann mir zu leihen geben. Ich umarme Sie, was Graf Copertino zu thun nicht das Glück haben wird, obwohl er Sie anbetet. Was mich betrifft, so

---

[1]) Napoleon war an den Rhein und nach Aachen gegangen.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 61—64. Madame de Staël à la Duchesse de Saxe-Weimar, Genève, 30 Sept. 1804.

liebe ich Sie mehr als jede andere Frau in Frankreich, aber wann werde ich Sie wiedersehen?“ [1])

Bald nach diesem Abschiedsgruß ging Frau von Staël über die Alpen. Das Reiseziel war Rom.

Einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt nannte Goethe den Tag, an welchem er die ewige Stadt zum ersten Mal betrat. Dort, sagt Winckelmann, sei die hohe Schule für alle Welt, in der auch er geprüft und geläutert worden sei. Wenn auch in anderer Beziehung als für den Dichterfürsten und den Gelehrten, ist die italienische Reise bedeutungsvoll für Frau von Staël geworden.

In politischer Beziehung freilich war in dem wo nicht ganz unter französischer Herrschaft, so doch ganz unter französischem Einfluß stehenden Nord- und Mittelitalien kein befriedigender Eindruck für sie zu gewinnen. Was von Patriotismus vorhanden war, löste sich in Klagen auf oder versöhnte sich mit der Macht. Seit der Papst darin gewilligt hatte, Napoleon in Paris zu krönen, hing es von des letzteren Willen ab, auch den eisernen Reif der lombardischen Krone sich um die Stirn zu legen, welche von der Natur dazu vorbestimmt erschien, den Schmuck der Imperatoren zu tragen. Mit Ausnahme Toskanas hatte das italienische Staatsleben wenig dabei zu verlieren. Schon 1797 war General Bonaparte mit den Worten begrüßt worden:

»César asservit l'Italie
Et tu lui rends sa liberté.«

Als er, aus Aegypten zurückgekehrt, den italienischen Boden wieder betrat, galt er über den Alpen mehr denn je als ein Befreier. Ihm kam das Interregnum der plündernden, verfolgenden, religiös intoleranten Direktorialregierung zu Gute, der es in kurzer Zeit gelungen war, die letzten etwa noch bei den Bevölkerungen vorhandenen Illusionen zu zerstören. Den

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 65. Madame de Staël à Madame Récamier, Coppet, 2 Nov. 1804.

Freisinnigen und Gebildeten wurde die Revolution ohnedies bald genug zuwider; gegen ihre wilden Ausschreitungen schleuderte Alfieri seine Invektiven, schrieb Monti die Baßvilliana; der geschulte Rechtssinn des gebildeten Italieners empfand nur Abscheu vor „all diesen raisonnirenden Masaniellis", die das Werk der Beccaria und Leopold auf unbestimmte Zeiten zu vertagen drohten. Im Gegensatz zu ihnen erschien Bonaparte als Wiederhersteller der Ordnung, und als er Kaiser geworden war, auch als der mögliche Wiederhersteller der Nationalität. Cesare Cantù hat die Stammliste der italienischen Dichterpleïade gegeben, die den Sieger von Marengo verherrlichte. An ihrer Spitze steht Monti mit der Mahnung, daß

»L'amina altera
Che nel gran cor di Bonaparte brilla
Fu del'italo sole una scintilla.«

Aber auch Ugo Foscolo fehlt nicht mit einer Ode, »Bonaparte liberatore«, die ihn mit „republikanischer Energie" feierte und Cesarotti, der Uebersetzer Ossians, verherrlichte das Schwert, das nach einem Jahrtausend aus den Händen des Magno in die des Massimo übergegangen sei[1]). Noch auf St. Helena schrieb Napoleon, jener Huldigungen gedenkend: „Wo ich vorüberkam, erdröhnte die Luft von Beifallsrufen. Alles lag mir zu Füßen, Gelehrte und Ungelehrte, Reiche und Arme, der Klerus und die Magistratur. Der Klang meines Namens war den Italienern theuer, und ich selbst wurde gefühllos für Alles mit Ausnahme des Ruhmes. Umsonst suchten die schönen Italienerinnen mich mit ihren Reizen zu bestricken, ich sah nur die Nachwelt und die Geschichte" [2]).

Es war kein Zufall, daß der höchste Tribut von Kunst und Poesie, der Marmor Canova's und Manzoni's »Cinque Maggio«, ihm von Italienern gezollt wurde.

---

[1]) Cesare Cantù, Vincenzo Monti e l'età che fu sua, 59 u. ff.
[2]) Mémorial de Sainte Hélène.

Der Enthusiasmus für ihn stand auf dem Höhepunkt, als Frau von Staël in Mailand eintraf. Es wäre ebenso ungerecht als vergeblich gewesen, der Erfahrung vorgreifen zu wollen und die Thatsache zu verkennen, daß die Gefühle der Italiener für Napoleon eines realen Hintergrundes nicht entbehrten [1]). Mit der vorhergegangenen Fremdherrschaft verglichen, war die seinige der Uebergang zu einer nationalen Monarchie und Marengo fast ein patriotischer Sieg zu nennen, den die Muse Vincenzo Monti's, als des größten lebenden italienischen Dichters, im Einklang mit der Nation als einen Triumph über die Barbaren feierte:

»Il giardino di natura
No pei barbari non è.«

Selbstlos freilich und ohne Schatten brannte das Feuer dieses Patriotismus nicht. Das unbestimmte Ziel seiner Wünsche war die Unabhängigkeit Italiens; bestimmter und klarer sprach sich das Verlangen nach Würden und Ehren, nach allen so lange vorenthaltenen Preisen des Ehrgeizes aus. Welche moralischen Opfer man bereit war dafür zu bringen, zeigte eben das Beispiel Monti's, an welchen seit dem 1803 erfolgten Tode Alfieri's das Scepter der italienischen Dichtung übergegangen war und den sein größerer Nachfolger, Manzoni, mit den Worten grüßte:

Salve, o divino, a cui largi natura
Di Dante il core e del suo duce il canto,
Fia questo il grido dell'età futura,
Ma l'età che fu tua tél dice in pianto.«

Monti, 1754 zu Fusignano als schlichter Landleute Kind geboren, war als Jüngling im Gefolge des Cardinals Borghese nach Rom gekommen und dort als Abbate und Sekretär in die Dienste des Fürsten Braschi, Neffen Pius VI., getreten.

Seine ersten Dichtungen verherrlichten das Papstthum. Die klassische Tragödie „Aristodemo" entstand 1786, im Gegensatz,

[1]) Madame de Staël, Considérations, XIII, 334—335.

aber doch auch wieder unter dem Einfluß von Alfieri's „Virginia". Das Entstehen der »Bassvilliana« führt auf die Ermordung des gleichnamigen französischen Gesandtschaftssekretärs durch den Pöbel von Rom zurück, und richtete sich gegen die Ausschreitungen der Revolution, deren Urheber, die Lebenden wie die Todten, von des Dichters Fluch getroffen, vor den Richterstuhl Gottes geladen werden. In dem in Terzinen verfaßten Gedicht glaubte Italien Dante's Stimme wieder zu hören, so mächtig klangen diese Verse, die er nicht mehr übertreffen sollte. Der Einfluß von Milton und noch mehr jener von Klopstock auf den mythologischen Theil und die Composition des Ganzen ist erst kürzlich von einem kompetenten italienischen Kritiker nachgewiesen worden [1]). Das Erscheinen der republikanischen Armeen veranlaßte den Verfasser der Baßvilliana zur Flucht aus Rom, die ihm übrigens durch den französischen General Marmont selbst erleichtert wurde. Monti, der vom geistlichen Beruf nur den Namen und das Kleid angenommen hatte, heirathete 1791 die schöne Theresa Pickler, Tochter des berühmten Steinschneiders, ging nach Mailand, wurde Commissär der cisalpinischen Republik in der Romagna und il cittadino Monti. Als solcher feierte er die Sieger des Tages, die Franzosen und Bonaparte, und 1798 die Revolution selbst in Gedichten, die das Lob bis zur Servilität erniedrigten und den Erfolg vergötterten, so daß dieselben Verse, die er wenige Jahre früher gegen die fremde Tyrannei gerichtet hatte, jetzt mit veränderten Namen zu Huldigungen für sie umgestaltet wurden. Da kam das Jahr 1799 und mit ihm der Einmarsch der siegreichen Russen und Oesterreicher in die Lombardei. Monti, zum zweiten Mal zur Flucht gezwungen, fand im Grafen Marescalchi, Minister der äußern Angelegenheiten der Cisalpina, welcher in dieser Eigenschaft bei Bonaparte residirte, einen gütigen Beschützer, der ihn mit sich nach Paris nahm,

[1]) B. Jumbini, Sulle Poesie di Vincenzo Monti, Firenze, Le Monnier, 1886. Vicchi, Vincenzo Monti, le lettere e la politica in Italia, 1885. Noch unvollendet.

bis die Siege des Jahres 1800 seine Rückkehr in die Heimath ermöglichten. In Mailand verdankte er dem Herzog Melzi-Eril, Vicepräsidenten der neuen unter dem Präsidium des Ersten Consuls geschaffenen Regierung, seine Ernennung zum Professor der schönen Literatur am Institut der Brera und den Lehrstuhl der Beredsamkeit an der Universität zu Pavia. Bevor er seinen Wohnsitz dorthin hatte verlegen können, wurde der Sänger von Marengo als Cavaliere Monti zum offiziellen Dichter des künftigen italienischen Königreichs bestimmt und dadurch in Mailand festgehalten[1]).

An diesem Punkt seines bewegten, meist in drückenden materiellen Sorgen verbrachten Lebens lernte ihn Frau von Staël durch Vermittlung ihres beiderseitigen Freundes, des seines fleckenlosen Charakters wegen hoch von ihr geschätzten Herzogs Melzi kennen. Ihr erstes Billet an den Dichter, mit der Bitte sie aufzusuchen, ist aus Mailand vom 30. Dezember 1804, Auberge de la cité, gerichtet. Sie spricht ihm darin von seinen Dichtungen als denjenigen, die noch die Ehre der modernen Literatur Italiens aufrecht erhielten[2]).

Das war nicht zu viel gesagt, denn Alfieri war todt, A. Manzoni, 1784 geboren, veröffentlichte sein erstes großes dramatisches Gedicht, den Carmagnola, erst auf der Mittagshöhe des Lebens und der Kunst; Niccolini und Silvio Pellico standen noch im Jünglingsalter, Leopardi war ein Kind, Giusti nicht geboren. Der Einzige, der mit Monti um die Palme ringen konnte, Ugo Foscolo, schrieb seinen politischen Werther-Roman, „Jacopo Ortis", viele Jahre später; die „Sepolchri" erschienen erst 1807, und wie der ihm damals noch in Freund-

---

[1]) Paul Heyse's schöne Studie über Vincenzo Monti, im Anhang zu G. Giusti's Gedichten. C. Cantù, Vincenzo Monti e l'età che fu sua, 11—53. Galerie historique des contemporains, VII, 139. Madame A. Dupin, Poëtes modernes d'Italie, Revue de Paris, 1842, VII, 178.

[2]) Lettere inedite del Foscolo, del Giordano e della Signora di Staël a Vincenzo Monti, Livorno, 1876, 249.

schaft verbundene Monti stand Foscolo innerhalb der klassischen, von französischen Vorbildern beherrschten Tradition[1]). Sie blieb in Italien unangefochten bis zum Tag, wo mit dem Erscheinen des „Carmagnola", 1819, die Kriegserklärung gegen die alte Schule erfolgte und kaum sechs Jahre später die Romantik auf klassischer Erde mit den „Promessi Sposi" ihr vollendetstes Kunstwerk schuf.

Als Frau von Staël sich mit Monti begegnete, war der Dichter fünfzig Jahre alt, nach Appiani's schönem Bild von ihm zu schließen, nicht ohne die Spur mancher Enttäuschung in den beweglichen Zügen. Seine Rede hatte den Wohllaut seiner Verse, die nach seiner eigenen Definition der Poesie, „die Musik des Gedankens" sein sollten[2]), nach der Definition eines Andern dem Gesang des Vogels glichen, »que tout bruit fait chanter«. Diesem ausschließlichen Reiz sprachlicher Melodie war Frau von Staël so zugänglich, daß sie wohl selbst darüber, wie über eine Schwäche zu scherzen pflegte. „Was ich darin liebe, ist die Abwesenheit jedes Gedankens", meinte sie oft scherzend nach dem schwungvollen Vortrag mancher schönen Verse oder lyrischen Strophen ohne besondern Inhalt, und bekannte, nie ohne Rührung die Verszeile vernommen zu haben:
»Votre nom? — Moncassin — Votre pays? — la France.«

Allein wenn es sich nicht mehr um bloße Empfindungen, sondern wie bei Monti, um Preisgeben des Charakters handelte, dann fühlte Niemand schneller als sie die Gefahr, die in einem so ausgesprochenen Mangel an selbständigen Ueberzeugungen lag. „Glauben Sie mir", schrieb sie ihm, „Ihre Kraft und Unabhängigkeit liegen in Ihrem Talent, und in den Meisterwerken, die es schafft. Die Beziehungen zu den Regierenden

---

[1]) Honegger, Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten, 339 u. ff. Martinetti e Traversi, Ultime lettere di Jacopo Ortis. Saluzzo, Molino, 1887.

[2]) Madame A. Dupin, Vincenzo Monti, Revue de Paris, 1842, VII, 178.

lösen oder trüben sich von einem Augenblick zum andern: Sie wird Ihr wachsender Ruf schützen. . . . . Lassen Sie politische Interessen nicht zu nahe an sich herankommen; damit schwindet auch die Frische. Ihr Genius bedarf hienieden nur des Stützpunktes eines ungetrübten Namens. Die Begeisterung für Ihr Talent scheint mir im Wachsen begriffen, und manchmal »mi lusingo« als könnte ich, wenn ich in diesem Lande lebte, Ihnen von einigem Nutzen sein. Wollen Sie ein unabhängiges Werk schaffen, so kommen Sie zu mir nach Coppet" [1]). Und nach einem Besuch in Alfieri's Haus zu Florenz und bei seiner Wittwe, sagte sie in ähnlichem Sinne zu Monti: „Alfieri war bewunderungswürdiger wegen seines Charakters als wegen seines Talentes, und das in einem Lande, wo der Charakter eine so seltene Sache ist. Er schätzte Ihr Talent hoch, aber Ihr Leben konnte nicht so unabhängig wie das seinige bleiben." „Wann werden Sie Ihre Aufgabe als Poeta laureatus gelöst haben? Erst dann will ich nach Mailand kommen", schrieb sie ihm ein anderes Mal. Die klare Erkenntniß dessen, was ihm fehlte, verhinderte aber nicht, daß ihr Monti's Persönlichkeit die wärmste Sympathie einflößte. Sie hatte nicht länger als vierzehn Tage zugleich mit ihm in Mailand verbracht, als sie nach ihrer Abreise, von Lodi aus schrieb: „Es ist mir eine so liebe Gewohnheit geworden, caro Monti, mit Ihnen meine Tage hinzubringen, daß ich Ihnen von nun an schreiben will. Eine Gewohnheit von vierzehn Tagen? Ja, das ist ganz möglich. Ich habe Sie ja nur wiedererkannt, meine eigene Natur in der Ihrigen gefühlt. Sie waren ein Freund, der auf mich wartete, kein neuer Bekannter. Auf Sie habe ich das Recht der Zeit, denn sind nicht seit Jahren so viele unserer Gedanken die gleichen? Und war nicht das Ende unserer heftigsten Meinungsverschiedenheiten immer dieses, daß es zu einer besseren Verständigung zwischen uns führte! Zwanzig Mal habe ich mir

[1]) Lettere inedite, etc., 277, 281, 283, 288. Briefe der Frau von Staël vom 3. April, 21. Mai, 13. und 16. Juni 1805.

heute wiederholt: »ahi vista, ahi conoscenza«. Der Ton Ihrer Stimme klingt mir im Herzen wieder, und Sie haben mir die italienische Sprache durch alle Eindrücke veredelt, die ich Ihnen danke. Als ich Italien betrat, dachte ich an die unter großen Mänteln verborgenen Dolche, jetzt vertraue ich diesen Gestalten und Stimmen, die wenn auch in weiter Ferne, eine Heimath mit Ihnen theilen. Schicken Sie mir das Sonnet: Quando Gesù . . .[1]), ich will versuchen, es in französischen Versen wiederzugeben. Caro Monti, leben Sie wohl für heute Abend. Morgen, in Piacenza, will ich den Brief schließen. Pflegen Sie Ihre Gesundheit, gedenken Sie der Freundschaft, die uns für immer verbinden wird, wenn Sie es so wollen, wenn Sie bereit sind, eine Zuneigung zu erhalten, die Ihr ganzes Wesen schnell erweckt hat und der Ihre Eigenschaften Dauer verleihen werden." Von Piacenza aus fügte sie hinzu, sie fühle sich leidend, mit heftigen Brustschmerzen. Das Leben sei wieder, was es vordem für sie gewesen, ein Erinnern[2]).

In Mailand, das ihr lieb geworden war, lernte sie noch den berühmten Arzt Moscati, den Geologen Breyslak, die Schriftsteller Benincasa und Bossi, später den Cardinal Caprara und das Ehepaar Cicognara kennen. Der Gatte war Verfasser einer Geschichte der Skulptur; seine schöne und gebildete Gemahlin Massimiliana, geschiedene Frau des Grafen Rotari, hat über den damaligen Aufenthalt von Frau von Staël eine Anekdote aufbewahrt, die auch Talleyrand während seiner Anwesenheit in Mailand bei dem Krönungsfest von 1805 mitgetheilt erhielt und in etwas veränderter Gestalt zu erzählen pflegte[3]). Monti hatte eben damals den römischen Satyriker Persius übersetzt und der Verfasserin von „Delphine" ein Exemplar dieser Uebersetzung gegeben, worauf sie ihm als Gegengabe einen

---

[1]) Onofrio Minzoni's Sonnet, „Quando Gesù coll'ultimo lamento".

[2]) Lettere inedite, etc., 250. Brief von Frau von Staël, Lodi, Januar 1805.

[3]) Greville, Memoirs. Edited by Reeve, II, 187.

Band von Necker's Werken überreichte. Als Monti sie hierauf verließ, um sich zu Cicognara zu begeben, ließ er das Buch mit dem Bemerken dort liegen, er werde es bei seinem nächsten Besuch mitnehmen. Kaum war er fort, so kam Frau von Staël angefahren, gleichfalls mit einem Buch in der Hand, in welchem sie während der Fahrt geblättert hatte. Es war der Persius, und, wie Monti, bat jetzt auch sie, es möge liegen bleiben, bis sie wiederkäme und es mitnehme. Noch lange nachher pflegte die Frau des Hauses, die Bücher vorzeigend, an die Vergeßlichkeit ihrer beiden Freunde zu erinnern [1]).

Während der ganzen Dauer ihrer italienischen Reise blieb Frau von Staël in so regem schriftlichen Verkehr mit Monti, daß der Briefwechsel mit ihm fast ein Tagebuch ersetzt. Ihr nächster, aus Parma datirter Brief berichtet, wie das Austreten des Taro sie vierundzwanzig Stunden lang im kleinen Orte San Donnino zurückhielt, wo sich ihr gleich ein echtes Bild italienischen Volkslebens darbot. Mehrere Kutscher waren von einem tollen Hund gebissen worden; dasselbe widerfuhr dem Aufwärter ihres Gasthofs und nun ließen sich Alle, statt Gegenmittel anzuwenden, von einem Priester segnen, dem zum gleichen Zweck nun auch sämmtliche Pferde vorgeführt wurden, denn es war der Tag des hl. Antonius. „Ach Monti", fügt die mit dem Süden noch nicht vertraute Frau von Staël hinzu, „wird ein Volk sich jemals von allem Dem erholen?" In Parma machte ihr der französische Generalgouverneur Moreau de Saint Méry seine Aufwartung, und begleitete sie in die Oper. Bei dem Typographen Bodoni wurde ihr Monti als der erste Dichter Italiens und als »sulfureo« gerühmt, so daß sie ihm schrieb, er scheine wirklich alle Eigenschaften des Feuers zu besitzen. Zur Erinnerung an ihren Besuch gab ihr Bodoni Minzoni's Sonnette und Parini's, des 1799 gestorbenen lombardischen Dichters satyrische Composition, »Il Giorno«. Eine be-

---

[1]) Cesare Cantù, Vincenzo Monti e l'età che fu sua, 102—103.

rühmte, 1789 erschienene Ausgabe von Tasso's „Aminta" war mit der warmen Zueignung Monti's an die Marquise Malaspina eingeleitet. „Dichten Sie eine Tragödie mit einer mir zugedachten Note", schrieb Frau von Staël, „oder vielmehr halten Sie mich werth genug, um meinen Namen nicht laut zu nennen. Ihr Schweigen wird mir lieb sein."

Parma mit seinen von Mönchen und Bettlern angefüllten Straßen schien ihr traurig und elend, ein treues Abbild der Persönlichkeit des zum Napoleonischen König von Etrurien erhobenen Infanten. In Bologna verschaffte ihr der Professor Abbate Luigi Biamonti den Genuß einer Improvisation; sie wurde allseitig mit größter Auszeichnung empfangen, und fand noch Zeit zu einem Ausflug nach der Villa des Grafen Marescalchi. Dann eilte sie dem Ziel entgegen, nach Rom. Eine Ueberschwemmung des Tiber „wie seit 70 Jahren nicht", hielt sie zwei Tage vor den Thoren der ewigen Stadt, die sie am Abend des 3. Februar 1805 zum ersten Mal betrat[1]).

Ihr erster Besuch galt dem Dom von St. Peter, der sie mit Trauer und Bewunderung erfüllte, wie so Vieles, was ihr zum Contrast herauszufordern, die höchste Erhabenheit neben das tiefste Elend zu stellen schien. Die Betrachtung über die Menschen auf diesem schicksalreichen Boden erweckte bei ihr überhaupt mehr demüthigende Schwermuth als Ergebung. Sie liebte vor Allem die römischen Nächte, wo das Mondlicht die Ruinen wieder aufbaute. Was sie störte, waren die Leute, in die sie sich nicht recht finden konnte. „Was wäre aus mir geworden, wenn ich, statt des auserwählten Menschen, der den Mittelpunkt meines Lebens bildete, dasselbe mit diesen Frauen ohne Liebe, mit diesen Männern ohne Stolz hätte hinbringen müssen", schrieb sie. „Hier gilt die Manier für Geist, die Frauen sind Despoten, die Liebhaber Sklaven. Verrathen Sie um des

---

[1]) Lettere inedite, etc., 252, 254, 257. Briefe von Frau von Staël, Parma, 18. Januar, Bologna, 23. Januar, Rom, 5. Februar 1805.

Himmels willen niemals, was ich Ihnen da schreibe, denn bei allem Dem ist ein Grundton von Güte, der mich rührt, ein persönliches Wohlwollen für mich, das um so großmüthiger, weil gänzlich unmotivirt ist. Mit keinem Wort vermag ich hier etwas aus meiner Seele Kommendes zu sagen; wenn ich gefalle, so ist es nur durch ganz oberflächliche, geistige Eigenschaften. . . Doch sind einige Weltmänner und ein paar Cardinäle als Ausnahmen zu nennen. Die letzteren entsprechen mir, die Wahrheit zu sagen, am besten. Denn da sie regiert und um Menschen und Dinge sich bekümmert haben, ist nichts Dürres in ihren Köpfen. Consalvi, La Somaglia, Erskine, gefallen mir besonders. Wenn ich Ihnen jemals untreu werde, soll es nur für einen Cardinal sein" [1]).

Derselbe Ton klingt in einem Brief an Bonstetten wider. Ihm schreibt sie: „Ueber dieses Land ist so Vieles, so viel Schlimmes und so viel Gutes zu sagen, daß sich kein Satz niederschreiben läßt, ohne den Wunsch, ihn wieder auszustreichen oder einer eben angestellten Betrachtung die entgegengesetzte folgen zu lassen. Das Gefühl der Liebe für Rom wirkt wie ein Zauber, bei mir besonders, die unter den Römern nicht eine Seele findet, mit welcher die meinige sich verständigen könnte. Es bildet sich hier wie ein geheimer Zusammenhang mit der Sonne, mit der Vergangenheit, der diesen Aufenthalt reizend erscheinen ließe, theilte man ihn mit Denjenigen, die man liebt. Aber seit einiger Zeit habe ich gelernt, allein mit mir zu leben, und seit zwei Monaten zum ersten Mal fehlt mir der Umgang mit einem intimen Freund. Ich suche ihn anderswo als hienieden. Der Begriff, den man hier von mir hat, ist zwischen Bewunderung und Furcht getheilt, und wenn Jemand sagte, ich sei ein Dämon, würde das keinen üblen Eindruck machen. Zunächst gehe ich nach Neapel und kehre dann auf vier Wochen hierher zurück,

---

[1]) Lettere inedite, etc., 257, 260—263. Briefe von Frau von Staël, 5. u. 7. Februar 1805.

ohne die beständige Verpflichtung zu Bällen und Conversationen, bei welchen man alle Zeit verliert, die sie kosten. . . Humboldt ist hier meine liebste Gesellschaft, doch gefalle ich mich auch mit ausschließlich römischen Artikeln, mit Ausnahme der Fürsten, die recht langweilig sind. Was bedarf es andrerseits der Menschen oder der Ideen, wo die Dinge so beredsam sind. Es wäre zu viel, wenn hier auch noch Gefühl und der lebendige Gedanke sich fänden"[1]).

Von diesen Römern lernte sie außer den Genannten noch die Schriftsteller und Dichter Verri, Rossi, Giuntotardi kennen, lauter Freunde und Bewunderer Monti's und Mitglieder der römischen Akademie der Arkadia, welcher unter dem Namen Cimante Micenio der Abbate Godard vorstand. Von dieser Akademie, die Goethe 1786 zum arkadischen Schäfer ernannt hatte, wurde nun auch Frau von Staël aufgefordert, einer ihrer Sitzungen beizuwohnen und etwas vorzutragen. Sie bestimmte ihre Uebersetzung des Sonnets von Minzoni über den Tod des Erlösers dazu[2]).

Die festliche Feier selbst beschrieben Briefe von ihr an Bonstetten, an Monti. Sie wurde vor einem Kopf an Kopf sich drängenden Publikum durch die Vorlesung eines Signor Nelli über den Zusammenhang zwischen Poesie und Malerei eröffnet. „Wie Sie wissen", schrieb die Gefeierte, „ist die Dichtung Tochter der Phantasie, worüber eine Reihe von nicht zu bestreitenden Gemeinplätzen folgte, für die ich keine besondere Leidenschaft empfinde; darauf kam ein viel weniger unanfechtbares und in Folge dessen ganz hübsches Compliment für mich." Hierauf ernannte Abbé Godard Frau von Staël zur Arkadierin; Fürst Chigi schloß eine Elegie auf den kürzlich verstorbenen Cardinal Gerdil mit hübschen, ihr zu Ehren gedichteten Versen; ein Anderer beglückte sie mit einem lateinischen Sonnet und

[1]) Bonstetten, Briefe an Fr. Brun. Frau von Staël an Bonstetten Rom, 15. Februar 1805.

[2]) Madame de Staël, Oeuvres, XVII, 421.

nun blieb nichts übrig als sich ihrerseits zu erheben und die Uebersetzung Minzoni's vorzutragen. Sie begann mit zitternder Stimme, faßte dann aber Muth und wurde mit einem Beifallssturm gelohnt. Nun folgte ein Feuerregen von Sonnetten; zehn junge Leute schleuderten sie, „als ob es vatikanische Blitze gewesen wären“, ohne Unterlaß umher; eine unglaubliche Vitalität und Energie erschöpfte sich in Luftgebilden. Graf Alborghetti, ebenfalls Arkadier, reimte ein Stück aus dem Buch über die Literatur. Am nächsten Tag improvisirte die schöne einem frühen Tod bestimmte Isabella Pellegrini dem berühmten Gast zu Ehren; dieser folgte ein ganzer Schwarm von Dichterlingen, jeder mit seinem Sonnett bewaffnet. Einer derselben sagte, als er ihr vorgestellt wurde, zu Frau von Staël: „Ich bin ein Insekt des Parnaß“. Abbate Godard ergriff seine Hand, „er ist ein Schwan, ich stehe für ihn ein“, sagte er. Der also Angeredeten schien es, als werde sie unter einem Wortschwall erstickt. „Frau von Staël gefällt überall, findet jedoch nichts, was ihr gefällt“, berichtete Sismondi an seine Mutter. „Sie ist unwillig über diese volltönende Sprache, die erklingt um nichts zu sagen, findet die ihr gerühmte Poesie gedankenlos und keine wahre Empfindung in den Gesprächen der Leute“ [1]). „Sich beschränken, sich sammeln, von Allem den Kern herausschälen, scheint eine unbekannte Kunst“, schreibt sie selbst. „Wenn keine Fluth kömmt, diese Gemeinplätze mitfortzuspülen, dann weiß ich nicht, wie das enden soll“ [2]).

„Ich schenke Ihnen alle Sonnette, in welchen ich als Gestirn erscheine“, schließt ein Brief von ihr an Bonstetten, „so wie es ist, bleibt dieses Gestirn Ihnen zugewandt. Erwarten Sie mich in Coppet und vergessen Sie nicht, um wie

---

[1]) Villari, Sismondi. Fragments de son Journal et Correspondance, Revue historique, 1877—1878, III—IV.

[2]) Lettere inedite, etc., 263—266. Briefe von Frau von Staël an Monti, Rom und Velletri, 15. u. 17. Februar 1805.

viel interessanter ich bin, wenn ich wiederkehre, als wenn ich gehe“ [1]).

Ersatz für die Mängel der römischen Gesellschaft bot ihr die Wiederbegegnung mit Wilhelm von Humboldt, der als preußischer Gesandter seit Ende 1802 dort in der Villa Malta residirte, wo sein Haus der gesuchte Sammelpunkt für Einheimische und Fremde war. In seinem Kreis verlebte Frau von Staël auch noch einige Wochen mit dem von seinen großen, überseeischen Reisen zurückgekehrten Alexander von Humboldt, dann mit Ludwig Tieck und seiner Schwester Sophie Bernhardi, der Dichterin, die unter dem milden Himmel Erholung suchte [2]).

Besonders glänzend war gerade in diesem Jahr 1805 die deutsche Kunst vertreten. Noch lebte Angelika Kaufmann als die ruhmreiche Vertreterin der deutschen Malerei des achtzehnten Jahrhunderts. Kurz zuvor war Rauch in Rom eingetroffen, wo er den Inhalt seines Künstlerberufes ahnend gesucht und auch gefunden hatte [3]). Wie Frau von Staël fünfundzwanzig Jahre früher die Auferweckung römischer Kunst mit David's großem Bilde, den Schwur der Horatier und Kuriatier darstellend, miterlebt hatte, durch das Talma's Genius angeregt wurde, so sah sie jetzt die auf den deutschen Maler Carstens zurückgehende Wiederbelebung griechischer Kunstformen, die auf dem Gebiet der bildenden Kunst zuerst von Canova, dann mit strengerer Kraft vom Isländer Thorwaldsen weitergeführt wurde, dessen epochemachende Colossalstatue des Jason 1803, und zwar Dank der Unterstützung seiner Landsmännin Friederike Brun, hatte vollendet werden können [4]). Von deutschen Malern waren ferner Koch, der

---

[1]) Bonstetten, Briefe an Fr. Brun, I, 247. Frau von Staël an Bonstetten, 15. Februar 1805.

[2]) A. W. Schlegel, Schreiben an Goethe, 1805. Sämmtliche Werke, IV, 264—265 und Note.

[3]) F. Eggers, Christian Daniel Rauch, I, 73 u. ff.

[4]) Thiele, Leben Thorwaldsens.

Stifter der klassischen Landschaftsschule, und sein Vorgänger Schick dort eingebürgert. Im Atelier von Canova, das sie oft des Abends bei Fackelschein, in Gesellschaft von Freunden zu besuchen pflegte, standen die Grabmonumente der Erzherzogin Christine, die Kolossalstatue Napoleon's mit der Siegesgöttin in der Rechten, den Speer in der Linken, in antiker Tracht und mit dem Lorbeer um die Schläfen. Ebenfalls vollendet war die liegende Figur seiner Schwester Pauline Borghese und die berühmte für Kaiserin Josephine bestimmte Gruppe von Amor und Psyche. Von bekannten Persönlichkeiten traf Frau von Staël im Humboldt'schen Hause den Dichter Tiedge, dann Rumohr, der durch die erste seiner italienischen Reisen den Grund zu den „Forschungen" legte, die auch auf französische Kunstanschauung so anregend gewirkt haben [1]). Dem Kupferstecher Gmäelin brachte Frau von Staël Aufträge von Bonstetten. Sie selbst führte bei den römischen Freunden A. W. Schlegel und Sismondi ein, welcher letztere, von seiner toskanischen Heimath kommend, ihr nach Rom gefolgt war [2]).

Mit Ausnahme einiger Künstler und Forscher, wie d'Agincourt, Verfasser einer Geschichte der Kunst im Mittelalter, hatte dieser ganze, in griechischer Welt- und Kunstanschauung versunkene Kreis nur Sinn und Auge für das heidnische Rom und die Erinnerungen der klassischen Zeit. An der christlichen und folglich auch an der eng damit verbundenen mittelalterlichen Vergangenheit ging er theilnahmlos, wenn nicht feindselig vorüber. Es war der Zeitpunkt von Goethe's „gottlosen Aufsätzen" [3]) über Winkelmann. Sie bezeichnen den Höhepunkt seines Antagonismus zur christlichen Weltanschauung, der sich

---

[1]) Rio, L'art chrétien, I, Introduction.

[2]) Artaud de Montor bei Th. Jung, Lucien Bonaparte et ses Mémoires, II, 50—59. R. Haym, W. von Humboldt. Villari, Sismondi. Fragments de son Journal et Correspondance. Abgedruckt in der Revue historique von Faignez und Monod, Jahrg. 1877—78. A. Kotzebue, Erinnerungen einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel, Berlin, 1805.

[3]) Fr. Gentz, Briefwechsel mit Adam Müller, Stuttgart, 1857, 49, Gentz an A. Müller, 13. Juli 1805.

so schroff zu erkennen gab, daß Benjamin Constant davon als von einer Merkwürdigkeit Erwähnung that[1]). Wie damals für Goethe war fast für eine ganze Generation an die Stelle des religiösen der ästhetische Glaube getreten, dessen Schönheitsideal, von romantischen Einflüssen unberührt, seine höchste Aufgabe in der Wiederbelebung klassischer Zeiten fand. So vollständig war auch Wilhelm von Humboldt von dieser Atmosphäre künstlerischen Genusses umfangen, daß die eigentliche Aufgabe seines Lebens darüber zurücktrat, und er den Kultus einer idealen Vergangenheit in Formen, von Schiller entlehnt, zum dichterischen Ausdruck brachte. „Ich kenne für mich nur noch zwei schreckliche Dinge", schrieb er 1804 an Goethe, „wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was dann die zweiundsiebenzig Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht". Anklänge an solche Stimmungen finden sich in „Corinna" wieder, aber niemals bestimmten sie eine Lebensanschauung, deren eigenster Reiz eben in ihren tiefen menschlichen Sympathieen lag. Von allen um sie gesammelten Kunstwerken Roms rühmte denn auch Frau von Staël keines so als Canova's Basrelief für Alfieri's Grabmal, mit der lateinischen Inschrift, in welcher der Dichter bezeugt, daß er die Freundin während sechsundzwanzig Jahren mehr als Alles in der Welt geliebt habe und mit Dankesworten dafür scheidet, daß es ihm nicht bestimmt gewesen sei, sie zu überleben[2]).

Der römischen Campagna gedachte Frau von Staël dagegen nur, weil, wie sie es unumwunden gesteht, ein Buch von

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Janvier 1887, 214.

[2]) Lettere inedite, etc., 265. Brief von Frau von Staël an Monti, Rom, 15. Februar 1805.

Bonstetten ihr Interesse auf dieselbe gelenkt hatte[1]). Neapel allein erprobte auch an ihr die unwiderstehliche Macht seiner Schönheit. Den Golf überschauend, der seit Jahrtausenden die Menschen bezaubert, sagt auch sie: „Welches Schauspiel gewährt dieser Feuerstrom, der sich vom Vesuv herabwälzt und dessen flammende Wogen das Bild des Meeres in ihrer Weise wiedergeben, wie übermächtig wirkt dieser Anblick eines ewigen Feuers, einer unerschöpflichen Natur, dieser Citronen- und Orangenhaine, deren Früchte in den Straßen herumrollen, dieser Gleichgültigkeit, die der Reichthum erzeugt. Alles das ist ja wunderbar, mit Ausnahme der moralischen Atmosphäre, die genügend daran erinnert, wie man hier zu Lande eben doch nicht im Paradiese sei. Vorgestern angekommen, empfing mich die Nachricht von der noch in derselben Nacht bevorstehenden Abreise unseres Gesandten. Die Nachricht ist verfrüht, aber Neapel ist nichtsdestoweniger zu Land und Meer bedroht, und die hier vorgeführten Bilder muß die Einbildungskraft für ruhigere Zeiten zu ungestörterem Genuß bewahren"[2]). Am 2. Januar hatte Napoleon der Königin Karoline die Absetzung in Aussicht gestellt, und es wankte der letzte noch bestehende italienische Thron.

Die Schwester von Marie Antoinette empfing Frau von Staël aufs liebenswürdigste, blendete sie jedoch über die bestehenden Verhältnisse nicht. In einem Operntext wurde der Ausdruck amore tiranno als zu bedenklich gestrichen, aber die Regierung entwürdigte nach wie vor das Volk, und in der Gesellschaft beklagte Frau von Staël alle Schattenseiten der schlechten Sitten, ohne die mildernden Umstände, welche anderswo ähnliche Schäden etwa noch begleiten. Dazu kam die fast vollständige Abwesenheit überlegener Menschen. Während eines zwanzigtägigen Aufenthalts traten ihr nur zwei Persönlichkeiten

---

[1]) Bonstetten, Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Enéide. Genève, Pashoud, 1804.

[2]) Lettere inedite, etc., 267—268. Brief von Frau von Staël an Monti, Neapel, 23. Februar 1805.

näher, Cardinal Ruffo und Capecelatro, Erzbischof von Tarent. Mit dem ersteren, dessen Geist sie frappirte, blieb die Begegnung eine vorübergehende; Capecelatro hingegen wurde für Frau von Staël ein Freund, bekannt mit Goethe und Herder, Humboldt und de Maistre, Cuvier und Walter Scott, später mit Lamartine und Delavigne, ein kluger, liebenswürdiger Mann, der seiner Vorliebe für manche Ideen des achtzehnten Jahrhunderts treu blieb und in Folge dessen in politischer Beziehung Wege ging, die in diametralem Gegensatz zu jenen Ruffo's und der Reaktion standen. Frau von Staël bewunderte seine schönen Sammlungen, besonders einen Christus von Murillo, dessen sie in Corinna, aber als von Tizian gemalt, Erwähnung thut[1]). Die Zeit beeinflußte Capecelatro nicht in dem Sinn, in welchem sie Frau von Staël beeinflussen sollte; er blieb ein freidenkender Prälat des achtzehnten Jahrhunderts. In späteren Jahren bat sie ihren „lieben Erzbischof", er möge sie, wie der Metropolit von Moskau es gethan habe, wenigstens mit einer Rose segnen, da er noch weiter als sie es wünsche, vom Segen des Kreuzes entfernt sei[2]).

Ihr höchster Tribut der Bewunderung für Neapel blieb der, daß sein Himmel und seine blaue See sie dazu anregten, sich poetisch auszusprechen. Immer unter dem Stachel eines Schmerzes, „der fruchtbarer als alle Freuden der Erde, allein das menschliche Herz bis in seine Tiefen aufwühlt", entstand die »Epître sur Naples«. Vom Zauber der Natur mehr bewegt als beruhigt, spricht sich darin die Sehnsucht nach einem Lichtstrahl in das Dunkel des Grabes aus und das vor ihr ausgebreitete Bild heiterer Pracht verhüllt sich in Thränen[3]).

---

[1]) Coulmann, Réminiscences, I, 95—97. Madame de Staël à Mgr. Capecelatro, Archevèque de Tarente, Rome, 28 Mars 1805. Miot de Melito, Mémoires, I, 351.

[2]) Coulmann, Réminiscences, I, 97. Madame de Staël à Mgr. Capecelatro, Coppet, 8 Sept. 1814.

[3]) Madame de Staël, Oeuvres, XVII, 415. Epître sur Naples, 1805.

Am 16. März war sie in Rom zurück, wo sie die Todesnachricht eines Freundes, des Marquis de Blacons erhielt, der sich wegen Schulden das Leben genommen hatte. Sie war seinem Wunsch, sie nach Italien zu begleiten, nicht entgegengekommen, und machte sich jetzt Vorwürfe darüber, ihm die rettende Hand verweigert zu haben. Er gehörte, als Deputirter des Dauphiné, zur freisinnigen Jugend von 1789, für die ihre Vorliebe sich niemals verleugnete.

Unter dem Eindruck solcher bei ihr leicht bis zur Reue sich steigernden Empfindungen verliefen die letzten Wochen in Rom, ohne daß ihre Stimmung in Bezug auf dasselbe eine wesentliche Veränderung erfuhr. „Man ist hier so vollständig vom Gedanken an den Tod überwältigt“, schrieb sie, „er bietet sich so vielgestaltig, in den Katakomben, auf der Via Appia, an der Pyramide des Cestius, in den Grabgewölben von St. Peter, in den Kirchen und Klöstern, daß das Gefühl des Lebens schwindet und mit ihm, in Gegenwart dieser ewigen Vernichtung, auch die Lust zu wirken und zu schaffen. Es ist dies freilich eine milde Art der Vorbereitung auf das Ende, an welches man beständig erinnert wird! Allein Angesichts dieser Ruinen menschlicher Hoffnung und Arbeit athmen, träumen, handeln, wollen, ist eine fast unmögliche Leistung. Wozu noch kömmt, daß hier Statuen und Bilder das Interessanteste sind, und ich kein so unersättliches Verlangen nach der menschlichen Erscheinung als solcher verspüre, um mein Leben mit Betrachtung derselben hinzubringen. Ein Geheimniß der Seele, eine Form verringerter Schmerzfähigkeit oder gesteigerter Fähigkeit den Andern wohlzuthun, solche Probleme rühren mich unendlich mehr als alle diese schönen Glieder, von welchen den ganzen Tag hindurch gesprochen wird, und die Gesellschaft bietet jene Originalität nicht, die Alles, selbst die Anmuth ersetzt.“

„Von Italien“, schrieb sie an Monti, „bleibt mir ein vierfacher, lebhafter Genuß: Sie gehört, St. Peter, das Meer und den Vesuv gesehen zu haben, mit der Einschränkung, daß der

Vesuv und Sie wahrscheinlich für eines und dasselbe zu zählen sind"[1]). Ein noch aus Rom datirter Brief an Goethe sprach von der Möglichkeit, ihn in der Schweiz zu begrüßen. »Dites-vous«, schrieb sie, »que moi, Benjamin et Schlegel nous vous recevrons comme un empereur, comme notre empereur très électif et point du tout héréditaire. Mon fils aussi cependant voudrait que le vôtre fut de la partie et le 15 de juin je serai à Coppet, vous attendant, vous espérant, et quoiqu'il arrive, vous aimant et vous admirant jusqu'à ma mort«[2]). Ueber ihren römischen Aufenthalt schrieb Wilhelm von Humboldt ebenfalls an Goethe, „Frau von Staël hat mit immer gleicher Begeisterung von Ihnen gesprochen. Sie ist mir viel werther geworden als sie war. Sie hatte hier mehr Ruhe und Stille, war nicht so umhergetrieben von den Geistern, die auch sie plagen und irre leiten, und wenn ihre Regsamkeit, die sonst nur ermüdend ist, die rechte Bahn trifft, ist sie stärkend und wohlthätig. Schlegel war hier viel milder als ich ihn sonst gekannt habe. Er hat durch den Umgang mit der Staël indeß vielleicht weniger an Vielseitigkeit gewonnen als an Thätigkeit verloren. Er hat ein unleugbares, aber so viel ich beurtheilen kann, immer subalternes Talent, und seine wahre Sphäre wird er immer nur in Uebersetzungen finden"[3]). Von Rom aus schrieb A. W. Schlegel den Brief an Goethe über die zu Rom lebenden Künstler, in welchem die letzten Bilder von Angelika Kaufmann und die Erstlingsarbeiten des jungen Thorwaldsen erwähnt sind[4]). An Frau von Staël richtete er die Elegie über Rom, die später Sainte-Beuve ins Franzö-

---

[1]) Lettere inedite, etc., 268, 275. Frau von Staël an Monti, Briefe vom 23. Februar und 30. März 1805.

[2]) Goethe-Jahrbuch, 1887, 7, Frau von Staël an Goethe, Rom, 20. März.

[3]) Bratraneck, Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, 1795—1832, III, 227. W. von Humboldt an Goethe, Rom, 5. Juni 1805.

[4]) A. W. Schlegel, Schreiben an Goethe über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler. Sommer 1805. Sämmtliche Werke, IX, 231 u. ff.

fische übertrug. Im Sinn ihrer eigenen Eindrücke sind die einleitenden Worte:

„Hast Du das Leben geschlürft an Parthenope's üppigem Busen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.
Zwar es umlächelt die Erde von Latium heiterer Himmel,
Rein am entwölkten Azur bildet sich Roms Horizont,
Wie es die Ebne beherrscht mit den siebengehügelten Zinnen
Bis zu dem Meer jenseits, dort vom Sabinergebirg.
Aber den Wanderer leitet ein Geist tiefsinniger Schwermuth
Mit oft weilendem Gang durch des Ruins Labyrinth."

Die poetische Wanderung durch die ewige Stadt schließt mit der Huldigung:

„Tröstend begegnete so Dein Blick mir, edle Gefährtin,
Jener entzückende Strahl göttlichen Doppelgestirns.
Wahrheit wohnet in ihm, und die liebende hohe Begeisterung,
Welche, zur Wonne dem Schmerz, selber in Thränen erglänzt.
Wem Du botest der Freundschaft Hand, kann nimmer verzweifeln,
Wann ungläubiger Hohn macht zum Phantom das Gefühl,
Zartheit hegend in tiefem Gemüth, beim Guten das Schöne,
Kennst Du der Huld Anhauch, gleich wie der Größe Gewalt.
Mit vielfarbigem Zauber umgibst Du den Dichter: es hemmt nicht,
Was Nationen entfernt, Deinen geflügelten Geist.
Laß denn lauschen mich Dir, Mittheilerin großer Gedanken,
Wenn das beredte Gespräch singenden Lippen entströmt!" [1]

[1] A. W. Schlegel's sämmtliche Werke, herausgegeben von E. Böking, II, 21—31.

Frau von Staël hatte Rom noch unschlüssig darüber verlassen, ob sie Mailand während der Anwesenheit Napoleon's oder erst nach seiner Abreise von dort berühren solle. Die Angelegenheit wegen Necker's deponirten Millionen war noch immer nicht geregelt. Ihre Freunde riethen dazu, sie durch Joseph's Vermittlung zum Abschluß zu bringen. Allein die Erwartung der Italiener, diesen Bonaparte zum König zu erhalten, erfüllte sich nicht, weil Joseph weder auf die Nachfolge in Frankreich verzichten, noch den Bedingungen sich fügen wollte, an die Napoleon die Verleihung der italienischen Krone knüpfte. Lucien seinerseits war vollständig mit dem Kaiser überworfen, der weniger als je zuvor seine Ehe mit Madame Jouberthon anerkennen wollte, und so fehlte jeder Anknüpfungspunkt mit der Umgebung des Kaisers, der übrigens seiner offiziellen Welt in Italien die Weisung ertheilt hatte, Frau von Staël rücksichtsvoll zu empfangen. Während, wie sie es ausdrückte, Krönungen und Mameluken die Mailänder beschäftigten, begab sie sich nach Florenz, zur Gräfin von Albany. Gino Capponi, nach ihm der Herzog von Broglie und so manche Andere haben von dieser deutschen Frau, der Wittwe Carl Eduard's, der Geliebten Alfieri's und endlich der Gattin des Malers Fabre aus Montpellier nicht den Eindruck erhalten, als ob ihr inneres Wesen auf der Höhe ihrer äußern Schicksale gestanden sei. Capponi nennt sie „plump in Formen und Geist, etwas materiell, »materialotta«, doch gebildet und verständig; ein wenig derb, aber nicht übelwollend, gar nichts Poetisches; gekleidet wie eine Magd, hielt sie ein Haus wie eine Fürstin. Alfieri liebte sie seit mehreren Jahren nicht mehr, und gewisse Sachen verstand sie nicht“ [1]). »Une véritable commère« ist Alles, was der nüchterne Herzog von Broglie über die Gräfin Albany in ihrem Alter zu sagen fand [2]). Für die Verfasserin von „Corinna“

[1]) Gino Capponi, Memorie inedite, Opere V.
[2]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 347.

hingegen blieb sie 1805 wie später durch die Erinnerung an das Gefühl verklärt, das sie eingeflößt hatte. Frau von Staël versenkte sich während dieses Aufenthalts in die Lektüre von Alfieri's Selbstbiographie und gab sich, die thatsächlichen Verhältnisse nicht kennend, dem Gedanken hin, der Schmerz um den Verlorenen habe das Haar der Frau gebleicht, die ihm bereits den Nachfolger gegeben hatte[1]). In den ersten Tagen des Juni traf Frau von Staël wieder in Mailand ein, das sich im kurzen Zeitabschnitt zwischen diesem und ihrem ersten Besuch nicht unwesentlich verändert hatte. Am 26. Mai war Napoleon dort mit der eisernen Krone gekrönt, Eugen Beauharnais Vicekönig, Melzi Herzog von Lodi geworden; der Minister des Innern, Graf Marescalchi, folgte dem neuen Gebieter auf einer Rundreise nach den Schlachtfeldern und Städten der Provinzen, die einem Triumphzug glich. Neues Leben regte sich unter den Künstlern, den Gelehrten, den Würdenträgern des Napoleonischen Hofes. Unter den aristokratischen Familien, die sich der neuen Ordnung angeschlossen hatten, war auch jene des Marquis Gattinara de Brême aus Piemont nach der Lombardei übergesiedelt. Den Vater berief Napoleon in den Staatsrath, später in das Ministerium. Der zweite Sohn, Louis, vom Abbate Caluso, Alfieri's Freund, erzogen, huldigte einer leichten, wenn auch nicht gerade anstößigen Lebensphilosophie, die ihn nicht davon abhielt, dem geistlichen Beruf zu folgen. Er empfahl sich Eugen Beauharnais durch ein gefälliges Dichtertalent und liebenswürdige Umgangsformen, wurde sein Almosenier und später der seiner Gemahlin. Mit Ugo Foscolo, der damals noch die Epauletten trug, mit Monti, der Gräfin Albany, Manzoni, wie später mit Stendhal und Lord Byron, Gonfalonieri und Silvio Pellico befreundet, gründete und redigirte er mit letzterem 1818 eine literarische Zeitschrift »Il Conciliatore«, deren Zweck die Polemik gegen Oesterreich war. Er

[1]) Lettere inedite, etc., 280. Frau von Staël an Monti, Bologna, 21. Mai 1805.

entging dem Schicksal, dafür, wie Pellico, im Kerker zu büßen; ein früher Tod ereilte ihn, neununddreißigjährig, 1820[1]). Er war noch kaum dem Jünglingsalter entwachsen, als er im Verein mit Schriftstellern und Gelehrten der Herrin von Coppet bei einem in Mailand ihr zu Ehren gegebenen Fest begegnete, über welches Ferdinand Arrivabene, ein heute vergessener Schriftsteller, an den Restor der italienischen Literatur, dem fast neunzigjährigen Bettinelli berichtet. »Ha il viso di Cerere, il seno di Aglaja, il braccio e la mano di Venere« drückt sich seine südliche Bewunderung aus. Er bemerkt wie sie selbst bei Tische ein Lorbeerzweiglein spielend durch die Finger gleiten ließ und es in der Hand behielt, während sie, das Papier auf dem Schoß, eilig einige Zeilen schrieb. „Wir sind Alle verliebt in sie, am meisten Monti, dem die Diktatur gebührt“[2]). An diese kurze, nochmalige Begegnung mit dem Dichter, die kaum länger als den Tag des Wiedersehens — den 12. Juni — währte[3]), knüpft sich der seitdem öfters wiederkehrende Eindruck, als sei ihre Gesinnung in Bezug auf Monti keine bloß freundschaftliche geblieben[4]). Er mußte schon am 13. Juni, in seiner offiziellen Eigenschaft als Hofpoet, mit dem Grafen Marescalchi dem bereits abgereisten Kaiser folgen, als Frau von Staël, in Mailand zurückgeblieben, ihm schrieb, er möge sich erinnern, daß wenn er sie lieb behalte und einige Zeit in Coppet bei ihr zubringe, er ein unabhängiges Werk schaffen und sein Einfluß auf ihr Leben ein großer sein werde. Seiner Frau, die bei ihr zu Tisch gewesen, habe sie die Reise ans Herz gelegt, ihr Gedichte vorgetragen, mit einem Worte

---

[1]) A. v. Reumont, Die Gräfin von Albany, II, 146. Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 353. Stendhal, Lord Byron en Italie, Revue de Paris, 1830, XII, 186 u. ff. Cesare Cantù, Il Conciliatore e i Carbonari. D. Bianchini, Lettere inedite a Ugo Foscolo, 173—267.

[2]) Cesare Cantù, Vincenzo Monti e l'étà che fu sua, 111. Ferdinando Arrivabene a Bettinelli, 13 Juin 1805.

[3]) Lettere inedite, etc., 282, Frau von Staël an Monti, 13. Juni 1805.

[4]) Cesare Cantù, Vincenzo Monti e l'étà che fu sua, 97—105.

ihr gehuldigt wie einer Macht, und überhaupt die letzten zwei Tage, wie die Gläubigen vor einem Heiligenschrein, in seiner Gegenwart gelebt. „Lieber Monti", schließt der Brief, „es ist mir ein bitterer Schmerz, die Stätte, wo Sie Ihr Leben zubringen, zu verlassen; es wäre mir weniger peinlich gewesen, von Ihnen selbst Abschied zu nehmen, als mit einem Lebewohl zu scheiden, das Derjenige, dem es bestimmt ist, nicht mehr in Empfang nimmt. Man möchte es mit Gebeten, an einem leeren Grab verrichtet, vergleichen. Für Sie bin ich hiehergekommen und Sie gehen. . . . Aber ich muß es Ihnen verzeihen, denn Sie haben mir unwissentlich das Herz verwundet" [1]).

Wenn hier und da, an anderen Stellen der Correspondenz, Gefühle, die Frau von Staël Monti gegenüber als schwesterliche bezeichnet hat, eine Sprache reden, die sonst nicht die der Freundschaft zu sein pflegt, so ist es um so mehr geboten, auch der Einschränkungen zu gedenken, mit welchen sie dieselben begleitet. So sagt sie einmal nach einer derartigen Aeußerung, ihre Phantasie entspringe ihrem Herzen; damit hänge sowohl ihr Charakter als ihr Talent zusammen; sei diese erregt, so dürfe man sie niemals mißverstehen und in ihrer Empfindlichkeit den höchsten Beweis ihrer Zuneigung erkennen, denn in einem Zustand der Gleichgültigkeit sei Niemand leichter zufrieden zu stellen als sie. Er aber möge sie nie verletzen, vor Allem nie den Verdacht hegen, als könne sie jemals etwas von ihm begehren, was die Pflicht gegen seine Familie, gegen sein Vaterland, gegen seinen Ruhm beeinträchtigen könne, der ihr theurer sei als ihm selbst. Es kam, um sie in dieser Neigung für Monti zu bestärken, noch ein anderer Beweggrund hinzu. Jedermann in Italien warnte sie vor ihm, vor seinem wankelmüthigen Sinn, seinem unstäten, unzuverlässigen Wesen, seinen »occhi furbi«, wie sie es ihm scherzend mit dem Bemerken schrieb, in

---

[1]) Lettere inedite, etc., 282 u. ff., Frau von Staël an Monti, Mailand, 13. Juni, dann 16. und 22. Juni, 3., 9., 15., 17. und 19. Juli 1805.

ihrem Charakter sei dafür »pas l'ombre d'adresse« zu finden. Der Umstand, daß sie den Dichter stets auf Kosten des Menschen loben hörte, vermehrte bei ihr den Wunsch, auch diesen auf die Höhe seines Genius zu erheben. Durch zeitweilige Entfernung von Italien, pekuniäre Hülfe, die sie, wie immer, schonend und bereitwillig bot, vor Allem aber durch die Hingebung an ein großes, begeisterndes Dichterwerk, hoffte sie ihm zur Unabhängigkeit zu verhelfen. In dieser Absicht sprach sie ihm von Tragödien, deren Gegenstand Maria Stuart, oder Eleonore von Guienne, Gemahlin Ludwig's VII. von Frankreich und von Sultan Saladin geliebt, oder Rosamunde und Heinrich II. Plantagenet, oder Tasso sein sollte. Sie schickte ihm die später von Saffi ins Italienische übertragene Templertragödie von Renouard, die damals in Paris einen außerordentlichen Erfolg feierte. Wenn er über die ersten Vorboten des Alters, über Entmuthigung und Abspannung klagte, erwiderte sie, Niemand so wie er vermöge die Jugend zu gewinnen. Auch sie bewahre ihm ein noch jugendliches Gefühl und träume von vollkommener Freundschaft mit ihm bis ans Ende. Sie rief ihn mit den Seinen, mit dem Abbate de Brême immer wieder nach Coppet. Dort werde er, fern von der Politik, das dauernde Kunstwerk seines Lebens schaffen. Monti, der im Herbst 1805 mit einer italienischen Deputation nach Deutschland ging, um Napoleon zu seinen Siegen im dritten Coalitionskrieg zu beglückwünschen, kam auf der Rückreise auch wirklich vorübergehend nach Coppet, wo Benjamin Constant seine sanften stolzen Züge und seine Deklamation bewunderte[1]). Nach Italien zurückgekehrt, lebte Monti lange genug um ähnliche Huldigungen, wie damals an Napoleon, nach den Ereignissen von 1815 an Kaiser Franz von Oesterreich zu richten. Die beste Leistung seiner spätern Jahre blieb die berühmte Homerübersetzung, die ihm, der nicht griechisch

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Févr. 1887, 632.

verstand, die bekannten Spottverse des ihm längst entfremdeten Ugo Foscolo zuzog:

»Questi è Monti, poeta e cavaliero
Gran traduttor dei traduttor' d'Omero.«

Der hohe Zug, den seine Freundin und Gönnerin in ihm vermuthet hatte, war nicht vorhanden und Monti im höchsten Sinne das, was die Franzosen un génie verbal nennen. Die Correspondenz mit ihm hörte nach und nach auf, eine regelmäßige zu sein; doch blieb Frau von Staël ihm gut. Der einzige von ihm veröffentlichte Brief an sie vom Jahr 1815 schließt mit den Worten »Amatemi, che ne siete ben corrisposta«[1]. Im darauffolgenden Jahr 1816, als sie mit Tochter und Schwiegersohn nach Mailand kam, sahen sie sich wieder. Er brachte ihr sein kurz vorher entstandenes Gedicht, eine »il mistico omaggio« genannte Cantate auf Erzherzog Johann, deren sprachliche Schönheit sie lobte. »Les objets de ces vers doivent être fort contents«, schließt, wohl etwas ironisch, dieser letzte Brief[2]. Ihr Dichter von Gottes Gnaden endete als Hofpoet. Das war es nicht, was sie von ihm gewollt hatte.

Der Aufenthalt in Mailand schloß die italienische Reise ab; bereits Ende Juni 1805 war Frau von Staël wieder in Coppet, das sich mit Freunden und Gästen belebte. Im Juli erwähnt sie die Anwesenheit von Benjamin Constant, der bis September blieb, und die ihres jungen Freundes Hochet, der inzwischen Macchiavelli übersetzt hatte. Deutsche Fürsten, der Prinz von Mecklenburg-Schwerin und Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha, beide mit dem Hof von Weimar verwandt, kamen nach Genf. Letzterer war ein Bruder des regierenden

---

[1]) Vincenzo Monti, Prose e Poesie, Epistolario V, 417, Milano, 9 Agosto 1815.

[2]) Lettere inedite, etc., 318, Frau von Staël an Monti, Pisa, 29. Januar 1816.

Fürsten, den Frau von Staël in Deutschland kennen gelernt hatte. »Est-il vrai que son frère devienne extraordinaire au delà de ce qu'il faut pour être poétique?« fragt sie einmal die Herzogin Luise über den fürstlichen Sonderling. Bald darauf kam Chateaubriand mit seiner Frau nach Coppet. Er, der selten von einem Spaziergang zurückkehrte, ohne Blumen oder wenigstens Blätter, selbst welke Blätter, nach Hause zu bringen und, wie alle großen Maler, die Natur leidenschaftlich liebte, war von der Schönheit des Aufenthalts hingerissen und pries sie glücklich, dort ihr Leben verbringen zu können. Vielleicht nicht ohne Absichtlichkeit, betonte er im Gegensatz zu ihr eine ausgesprochene Abneigung gegen die gesellschaftlichen Zustände von Paris, besonders gegen die Ueberlebenden des achtzehnten Jahrhunderts. So wurde auch die berühmte Schilderung der Gottesleugnerin im „Genius des Christenthums": „Der Tag der Rache naht; das Alter an der Hand führend, kömmt die Zeit herbei. Der Schatten in weißem Haar, mit gebeugtem Rücken und eisigen Händen läßt sich an der Schwelle der Gottesleugnerin nieder. Sie sieht ihn und stößt einen Schrei aus . . . .", von den Zeitgenossen als eine direkte Anspielung auf Rousseau's und St. Lambert's Freundin, Madame d'Houdetot, verstanden [1]).

Frau von Staël empfand die Absicht, zu tadeln, und schrieb an Madame Récamier: „Wie schlecht kennt doch Chateaubriand das menschliche Herz, wenn er mich glücklich preist. Er sagt, er würde, wenn er reich wäre, nicht schreiben, und nach dem gleichen Maßstab bemißt er das Glück. Das ist ein Zug der Gewöhnlichkeit in diesem sonst so überlegenen Menschen". Später hat er ihr mit den Worten Abbitte geleistet: »Il en est des douleurs comme des patries, chacun a la sienne« [2]). Sie hatte das Gefühl, besser verstanden zu werden, wenn sie der Herzogin

---

[1]) **Marcellus**, Chateaubriand et son temps, 141.

[2]) **Chateaubriand**, Mémoires d'Outre-Tombe, III, 348, VIII, 183.

Luise klagte, wie der Anblick dieser Gegenden und die Rückkehr in die Heimath die alten Wunden wieder bluten machten. „Es sollte nicht sein", schrieb sie, „daß äußere Gegenstände so den innern Schmerz erneuern, allein meine angeborne Lebhaftigkeit macht mich auch den Zerstreuungen von Außen zugänglich, deren ich mich, als eines Unrechts, dann wieder anklage". Im Lauf des Herbstes traf Friedrich Schlegel zum Besuch seines Bruders in Coppet ein, „ein kleiner dicker Mann mit schönen Augen, etwas subalternes in seinem ganzen Auftreten, und nicht minder absurd wie sein Bruder, was die Grundsätze betrifft", so lautete das Urtheil von Benjamin Constant, der aus seiner Abneigung gegen beide Schlegel kein Hehl machte [1]. Bald darauf brachte Frau von Staël das Opfer, sich von ihrem ältesten Sohn zu trennen, der zur Vollendung seiner Studien nach Paris ging. „Was soll ich von Frankreich sagen", schrieb sie nach Weimar, „die Schicksale der Welt konzentriren sich in einem einzigen Kopfe, und Niemand darf einen Schritt thun oder einen Entschluß fassen, den dieser nicht gutheißt. Nicht nur die Freiheit, sondern der freie Wille mit ihr scheinen aus der Welt verbannt. Wie habe ich Schiller's Tod beklagt. Mit ihm ist eine gewaltige Triebkraft für alles Edle und Gute aus der Welt geschieden" [2].

Briefe an Monti erwähnen, mit welchem Interesse sie Roscoe's Biographien von Lorenzo di Medici und Leo X. las, mit welchem ernsten Willen, ihm näher zu kommen, sie Dante zu lesen begann. Gegen denselben Korrespondenten äußert sie wiederholt, sie sei von geistreichen Menschen umgeben, allein der französische Geist bedürfe, um sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zu geben, der äußern Anregung und der Möglichkeit,

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 10 Févr. 1887, 429.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 72. Madame de Staël à la Duchesse Louise, Coppet, 24 Août 1805.

über Thatsachen und Charaktere zu urtheilen. In der Stille des Landlebens zeige er sich weder schöpferisch noch überhaupt dichterisch angelegt. Ihr sei kürzlich, zum großen Spaß ihrer Umgebung, der Ausdruck „wir Italiener" entschlüpft[1]). Noch war kein Wort über das, was sie innerlich beschäftigte, gefallen. Die erste Andeutung darüber, welche Gestalten unter dem Schatten des Parks von Coppet ihre Phantasie bevölkerten und ihre Seele bewegten, enthält die Stelle eines Briefes an Monti vom 8. August: „Ich habe meinen Freunden den Anfang des Romans über Italien vorgelesen; sie finden ihn besser als Alles, was ich bisher geschrieben habe. Ich weiß warum" [2]).

In Deutschland glaubte man ihre Thätigkeit auf das Buch gerichtet, das sich mit den dortigen Zuständen befassen sollte und war ihrer Wanderung durch Italien zwar stets mit Interesse, aber nicht ganz ohne Bedenken gefolgt. Selbst ein so vorurtheilsfreier Geist wie Wilhelm von Humboldt setzte bei den Franzosen weder Verständniß noch Sympathie für Sprache und Bildung ihrer südlichen Nachbarn und Stammesverwandten voraus. Von der Reise von Frau von Staël über die Alpen war noch nicht die Rede, als er an Goethe schrieb: „Göttliche Waffen und die ich nicht ohne innige Freude benütze, leiht die italienische Sprache gegen die Franzosen, die genau genommen für sie noch weniger Sinn haben als für die deutsche, denn in unsern Dichtern haschen sie wenigstens noch das Sentimentale auf, wenn ihnen auch das Echtpoetische immer fremd bleibt. Aber für die Italiener, wenn sie nicht auf Glauben an Tasso, Dante und Ariost nachschwatzen, haben sie gar keinen Sinn. Das wird Ihnen auch an der Staël aufgefallen sein, die überhaupt meiner Empfindung nach eine recht unpoetische Natur ist, ohne eine prosaische zu sein. Wirklich gibt es Menschen, die

---

[1]) Lettere inedite, etc., 298—307. Frau von Staël an Monti, Briefe vom 15., 17., 19. Juli 1805.

[2]) Ebendaselbst, 311—312. Frau von Staël an V. Monti, 8. August 1805.

von dem Ergreifenden in der Poesie, statt in die Höhe geführt zu werden, zu Boden sinken; auf die sich poetisch wirken, aber in denen sich nichts Poetisches erwecken läßt. Dennoch liebe und bewundere ich die Staël sehr"[1]). Goethe seinerseits urtheilte kaum anders. „Frau von Staël ist in Italien", schrieb er während ihres dortigen Aufenthalts an Johannes von Müller, „ob ihre passionirte Formlosigkeit durch diesen Aufenthalt etwas bestimmter werden, ob sie mehr Neigung zu den Künsten bei ihrer Rückkehr haben wird, muß die Zeit lehren"[2]). „Sie hat kein Kunstgefühl", rief Bonstetten, seine Muse, Friederike Brun, auf Kosten der Freundin in Coppet rühmend, „die Seite, wo Du am besten bist, ist bei ihr vernagelt. Alles Schöne, was nicht Witz und Beredsamkeit ist, existirt nicht bei ihr"[3]).

Sie irrten sich Alle, denn sie rechneten Alle nur mit einem Talent.

Inzwischen aber war unter dem südlichen Himmel, unter der heißeren Berührung des Schmerzes, nach Trennungen, für welche die Erde kein Wiedersehen bereit hat, der Genius erwacht, theilnahmvoll noch immer, hülfreich und gut, aber ernst, die Stirn vom Kranz umschattet, dessen dunkle Blätter mit dem Glück bezahlt werden.

So entstand, unter Kämpfen und Stürmen, eine jener poetischen Schöpfungen, die für immer den Künstler und sein Werk verbinden. Mit „Corinna", sagt Sainte-Beuve, schritt auch Frau von Staël zum Capitol und fortan grüßte sie die Welt unter dem Namen, den sie verewigt hat. Die Blüthen der Jugend fielen entblättert; innerlich vereinsamt, wie die edle Gestalt ihrer Dichtung, empfing sie den Preis, der das Ver-

---

[1]) Bratraneck, Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, 1795—1832, 206. W., von Humboldt an Goethe, Rom, 25. Februar 1804. 212, Goethe an W. von Humboldt, Ende Juli 1804.

[2]) Maurer-Constant, J. v. Müller's sämmtliche Werke, Supplement III. Goethe an J. v. Müller, 25. Januar 1805.

[3]) Bonstetten, Briefe an Fr. Brun, I, 228, 26. August 1804.

langen ihrer Seele nicht stillte. Ist es doch sie, die sagt: »La gloire n'est pour les femmes qu'un deuil éclatant du bonheur.«

Die eigentliche Geschichte, der Aufbau von „Corinna", ist einfach, so einfach und fast dürftig zu nennen, daß die Ansprüche auch des bescheidensten der seither entstandenen Romane wohl kaum dadurch befriedigt werden würden.

Der Held des Buchs, ein Schotte, der fünfundzwanzigjährige Oswald Lord Nelvil, begibt sich nach Italien, wo er Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit und Linderung des Schmerzes um den Verlust seines Vaters sucht, den Reue verdüstert. So gelangt er bis Rom. Das erste Schauspiel, das sich an einem sonnigen Morgen dem jungen Mann dort bietet, ist der Triumphzug, der Corinna, die Dichterin und Improvisatrice, zur Krönung auf das Capitol geleitet. Auf einem Wagen von antiker Form, von vier edlen weißen Pferden gezogen, umgeben von Kindern und jungen Mädchen, empfängt sie in der Kleidung von Domenichino's Sibylle die Huldigungen der Römer mit jenem Gemisch von Natürlichkeit, Anmuth und leise befangener Scheu, die ihre jugendliche Schönheit zum reizenden Bilde weiblicher Grazie verklären. Auf dem Capitol erwidert sie die Begrüßung der Dichter Roms mit der berühmten Improvisation an Italien, als der Heimath von Schönheit und Kunst, der Verkünderin der Freiheit und Beherrscherin der Welt, worauf sie unter unendlichem Jubel vom Senator von Rom gekrönt wird. In der begeisterten Menge hat sie den Fremden bemerkt, dessen ernste Blicke ihr mit unverhohlener Bewunderung gefolgt sind. Vor dem Gehen wendet sie sich ihm zu und in diesem Augenblick entfällt ihrem dunklen Lockenhaupt der aus Lorbeer und Myrthen gewundene Kranz. Oswald hebt ihn auf und sagt, bevor er ihn zurückgibt, ein paar Worte zu Corinna, welche sie in seiner Sprache erwidert. Von jenem Tag an verkehrt Lord Nelvil in ihrem Haus. Durch die gesellschaftlichen Sitten des Südens und die Unabhängigkeit römischen Lebens geschützt, im

Besitz eines großen Vermögens, verbindet sie die Gewohnheiten einer vornehmen Existenz mit den Interessen der Künstlerin, ohne den Schleier zu lüften, der ihre Vergangenheit deckt. Wie ihm das ihrige, so ist Oswald's inneres Leben für sie noch ein verschlossenes Buch. Im Verkehr mit ihm entwickelt sich das erste, schnell erwachte Gefühl der Sympathie zur glühenden Leidenschaft, die sie nicht zu bekämpfen versucht, deren Folgen sie jedoch erkennt. Denn auch er liebt sie, aber nicht ohne inneres Widerstreben, zu sehr von ihrem Zauber umstrickt, um sie aufzugeben, nicht genug, um sie durch diese Liebe zu beglücken. Um seine Schwermuth zu bannen, wird sie seine Führerin durch die Kunstschätze und Ruinen von Rom. Für ihn erweckt sie den Geist vergangener Zeiten, läßt die Steine reden und die Denkmäler zweier Welten ihre Geschichte erzählen. Dieser Theil des Buchs ist von der Atmosphäre des Humboldt-schen Hauses durchzogen und von der Kunstanschauung Schlegel's beeinflußt, die selbst wieder von Winckelmann, Lessing und Goethe ausgeht [1]). Wie die Italienerin ihren englischen Freund, so geleitet der Deutsche die Französin durch das Heiligthum der Kunst. Allein wenn auch die Theorie den deutschen Meistern entlehnt ist, bleiben doch die Eindrücke von Frau von Staël unabhängig von ihnen. So ist ihre Beschreibung des Pantheons ebenso schön als originell, und die liebste Stätte in Rom bleibt ihr die wunderbare Arena, wo das Blut der Märtyrer jenes der Gladiatoren gesühnt hat. Ihr Liebling unter den Malern ist Michel Angelo, weil er keine Vorgänger hat, und sie ihn gleich weit von serviler Nachahmung der Antike wie von moderner Verweichlichung entfernt findet. Die römische Campagna nennt sie »cette terre fatiguée de gloire, qui semble dédaigner de produire«; angesichts der Fontänen auf dem Platz vor St. Peter citirt sie den französischen Dichter:

»L'éternel mouvement et l'éternel repos« [2]).

[1]) S. die dem Text am Schluß beigefügten Noten zu Corinna.

[2]) Der Vers ist von Fontanes.

A. W. Schlegel hebt als zart und treffend die Bemerkung über Corregio hervor, „er sei der einzige Maler, der niedergeschlagenen Augen einen so eindringlichen Ausdruck zu geben wisse, als wären sie gen Himmel erhoben“, und führt die Stelle an, wo „die Propheten und Sibyllen der sixtinischen Kapelle in der Dämmerung des Abends und des Weihrauchs als schweigende Riesengebilde über den verhallenden Seufzern des Miserere am Charfreitag“ geschildert werden [1]). Dahin gehört auch die Bezeichnung der Musik, als der Vorahnung eines künftigen Lebens und was über ihre Wirkung gesagt ist. „In der musikalischen Sprache ist das Leid ohne Bitterkeit, ohne Herzzerreißen, ohne Groll. Die Töne heben sanft die Bürde, die von allen ernsten, tiefen Neigungen hienieden unzertrennlich ist und oft wie die Last des Lebens selbst empfunden wird, so eng ist es mit einem solchen Schmerz verknüpft. Lauscht man den reinen, entzückenden Akkorden, so scheint es, als werde das Geheimniß des Schöpfers verständlich und das Mysterium des Lebens enthüllt. Worte vermögen eine solche Empfindung nicht zu schildern, denn Worte schleppen sich ihr nach wie eine Prosaübersetzung den Pfaden der Dichtung. Der Blick allein gibt einen Begriff davon, der Blick Derer, die man liebt und der sich so tief ins Herz hineinsenkt, daß man die Augen vor einem solchen Glück verschließen muß. So würde ein Strahl vom Lichte des Jenseits den Sterblichen verzehren, der es unverwandt betrachten möchte.“

Zu diesen Kunstschilderungen gehört auch jene des italienischen Theaters, welche zunächst durch das Auftreten Corinna's als Shakespeare's Julie veranlaßt wird. Nachdem Vertreter der verschiedenen Nationalitäten die Verdienste und Schwächen von Metastasio, Alfieri, Goldoni, Gozzi besprochen haben, wird das italienische Drama, nicht auf Nachahmung des Fremden, sondern auf die neue Kunstform verwiesen, „die das Heitere neben das Wunderbare, ja Abenteuerliche setzt, und wovon

---

[1]) A. W. Schlegel über Corinna. Sämmtliche Werke, XI, 188 u. ff.

deutsche Komponisten einige vortreffliche Beispiele gegeben haben" [1]). Diese erste Verkündigung der Romantik in Italien ist auf die Lippen des Landsmannes von Shakespeare, auf die von Lord Nelvil gelegt [2]).

In solchen Gesprächen entwickelt Corinna, die den Geliebten als Julie bezaubert, eine so genaue Kenntniß der englischen Literatur, der Sitten und Gebräuche des Landes, daß er ihre wahre Abkunft vermuthet. Sobald er jedoch mehr von ihr zu wissen begehrt, verweist sie ihn auf die Zukunft, mit der flehentlichen Bitte, den kurzen Traum der Gegenwart nicht vorschnell zu zerstören. So vergehen Monate, während welchen Corinna's Liebe sich in immer neuen Zügen offenbart. Für Oswald entfaltet sie alle Gaben eines Geistes, welcher durch die Natur zu heiterem Lebensgenuß vorbestimmt scheint; für ihn rührt sie die Herzen zu thränenvoller Bewunderung, wenn sie als Julie, ihm zugewendet, spricht:

»In truth, fair Montague, I am too fond,
And therefore thou mayst think my havior light:
But trust me, gentleman, I'll prove more true
Than those that have more cunning to be strange.

Der Zauber, den sie ausübt, erreicht den Höhepunkt während eines Ausflugs nach Neapel, am Cap Misenum, wo sie von der Schönheit des vor ihr ausgebreiteten Bildes erfaßt, aber schon im Vorgefühl nahenden Verhängnisses, noch einmal in die Leier greift und Angesichts der unwandelbaren Pracht der Natur die Schicksale vergänglicher Menschen besingt. „Erde, in Blut und Thränen gebadet, niemals hast Du Blumen und Früchte hervorzubringen unterlassen. Bist Du denn erbarmungslos für den Menschen und kehrt sein Staub in Deinen Schoß, ohne daß er darüber erbebe, zurück?"

---

[1]) A. W. Schlegel über Corinna. Sämmtliche Werke, XI, 196.
[2]) Madame de Staël, Corinne ou l'Italie, Livre VII, Chap. I.

Schon kennt Corinna die Geschichte von Lord Nelvil. Als junger Mensch, und während der französischen Revolution, ist er in Paris in die Bande einer Unwürdigen gerathen, die ihn der Pflicht gegen seinen Vater entfremdet hat. Dieser starb, ohne daß der Sohn, der ihn schwärmerisch verehrte, ihm die Augen zudrücken konnte. Seine Vergebung hat er an die Bedingung geknüpft, Oswald möge nicht zum zweiten Mal durch die Verbindung mit einer Fremden sich von der Heimath trennen.

In dieser Absicht bestimmte er ihm Lucile, Tochter von Lord und Lady Edgermond zur Gattin. Diese war damals noch ein Kind und ihr Vater inzwischen gestorben, aber die Mutter, eine ernste, selbstbeherrschte, kalte Frau, hält an dem Gedanken dieser Verbindung fest. Bald nach der Begegnung mit Oswald hat Corinna erfahren, in welcher Weise ihre Geschichte mit der seinigen zusammenhängt; aber es hat ihr der Muth, es zu sagen, gefehlt. Erst nach der Rückkehr von Neapel, als Oswald sie zur Gattin begehrt und die Situation zwischen ihnen ein längeres Schweigen unmöglich macht, bekennt sie, was sie von der Vergangenheit weiß. Lord Edgermond, Lucilen's Vater, ist auch der ihrige aus erster Ehe mit einer Römerin. Mehrere Jahre nach dem Tod der Mutter folgte sie ihm nach England, wo sie ihn wiederverheirathet fand. Mit inniger Zärtlichkeit schloß sie sich dort ihrer kleinen Schwester, der damals dreijährigen Lucile an. Solange Lord Edgermond lebte, blieb das Verhältniß zur Stiefmutter leidlich, und sie bekämpfte das Heimweh nach dem Süden. Erst nach des Vaters Tod ward ihr diese nordische Existenz zur unerträglichen Last. Es sind persönliche Reminiscenzen, wie eine späte Revanche für die socialen Interdikte von Juniper Hall, und was lebhafte Naturen noch viel schwerer verzeihen, für die dort ausgestandene Langeweile, in jenen Schilderungen kleinstädtischer englischer Verhältnisse, in der Beschreibung der langen Abende, während welchen die Männer beim Wein forttafeln, die Frauen sich in den Salon

zurückziehen und das Gespräch sich während Stunden im engen Kreis der lokalen Interessen bewegt. In der Unterredung einiger älteren Damen am Theetisch, „meine Liebe, glauben Sie, daß das Wasser lange genug gekocht hat, um den Thee aufzugießen? — Nein, meine Liebe, es wäre, fürchte ich, zu früh, die Herren kommen noch nicht. Wer weiß von was sie sprechen; vielleicht von der Parlamentswahl, die nächste Woche stattfinden soll, vielleicht von der Fuchsjagd, die letzte Woche stattgefunden hat", fand Chateaubriand die Erinnerung an seinen eigenen Aufenthalt bei alten Fräulein in London, von welchem er in Coppet erzählt hatte, wieder[1]). Daran knüpft sich auch die Anekdote, daß eine kleine northumbrische Stadt, die Frau von Staël nie hatte nennen hören, sich in ihrer Darstellung wiederzukennen glaubte, und statt die unangenehme Entdeckung für sich zu behalten, sich laut vor aller Welt darüber beschwerte.

Das ewige Einerlei solcher Existenzen schien sich der Italienerin in den schönen aber leblosen Zügen ihrer insularen Altersgenossinnen widerzuspiegeln. Jeder originelle Gedanke, jede warme Regung des Gefühls war verpönt; ihr dünkte, als hätte eine aufgezogene Puppe ihre Rolle viel besser als sie in dieser Umgebung gespielt. Das Bild ist einseitig, wie alle Versuche, in solchen Dingen zu generalisiren. Originalität ist der Zug, der dem britischen Nationalcharakter am wenigsten fehlt. Aus einem Pfarrhaus auf der nordischen Haide ist Charlotte Brontë, aus einem Pachthof George Eliot gekommen. Thomas Carlyle war der Sohn eines schottischen Bauern; mehr geistige Rührigkeit und Frische als der in den bedrängtesten Verhältnissen aufgewachsene Dickens hat niemals ein Südländer gehabt. In dem England, das auf Corinna lastet „wie der bleierne Mantel, den Dante der Mittelmäßigkeit auf die Schultern drückt", wuchsen Byron, Shelley, Keats heran, dichteten W. Scott und Moore, Wordsworth und Coleridge. Wenn Frau von Staël,

[1]) Chateaubriand, Mémoires d'Outre-Tombe, II, 116.

sich in diesem Punkte getäuscht hat, so hat sie dafür um so richtiger hervorgehoben, daß dasselbe Land, in welchem der bloße Verdacht eines Angriffs auf die nationalen Freiheiten Revolutionen entzündet und den Thron gekostet hat, die drückendsten Forderungen socialer Tyrannei und althergebrachten Zwanges widerstandslos über sich ergehen läßt. Lady Edgermond ist eine der Hüterinnen dieser Arche des gesellschaftlichen Anstandes und der unantastbaren Sitte. Ihr Begriff dessen, was sich schickt, hat keinen Raum für das Talent, geschweige denn für die Extravaganzen des Genius. Als sie der Adoptivtochter mit der Entfernung der kleinen Schwester aus dem elterlichen Hause den letzten Trost raubt, steigert sich bei dieser die Sehnsucht nach der ersten Heimath zur physischen Krankheit und zur moralischen Folter. Da erscheinen von der nahen Küste Livorneser Sänger und Matrosen, um der Herrin des englischen Schlosses ein Ständchen zu bringen. Sie wählen dazu die Verse, die Monti aus der Verbannung an die Heimath gerichtet hat:

»Bella Italia, amate sponde
Pur ti torno a riveder!
Trema in petto, e si confonde,
L'alma oppressa dal piacer.«

Allein es ist Sonntag Nachmittag; Lady Edgermond und die englischen Anstandsbegriffe mit ihr erlauben nicht, daß man diesen Tag durch profanen Gesang entheilige. Vergebens erbittet Miß Edgermond eine Ausnahme. Wenige Tage früher hat die Stiefmutter ihr freigestellt, als Herrin eines unabhängigen Vermögens zu leben, wo es ihr gefalle, vorausgesetzt, daß sie ihren Namen ändere und ihrer Familie vom Augenblick an für todt gelte, wo sie den hergebrachten Ueberlieferungen des englischen Lebens sich entziehen will. Der an sich unbedeutende Zwischenfall mit den italienischen Landsleuten ruft ihr die verletzenden Worte mit erneuter Bitterkeit ins Gedächtniß zurück. Schon am nächsten Tag kehrt das Schiff aus dem britischen

Hafen heim nach Livorno, und mit ihm reist Miß Edgermond, nur von einer treuen Dienerin begleitet. So beginnt die neue Existenz in Rom.

Der Name Corinna ist der Geschichte einer Griechin entlehnt, die Dichterin und Pindar's Freundin war. Während sie in England todtgesagt wird, erwacht die Künstlerin in ihr zu ungeahntem Leben und glänzenden Triumphen. Die Frau hingegen empfindet nur vorübergehende Neigungen, an die sie nun, da sie wahrhaft liebt, nicht ohne Reue zurückdenkt. Vor Allem aber will sie Oswald nichts verbergen, selbst den Umstand nicht, daß sein Vater sie gekannt und nicht als die rechte Gattin für seinen Sohn befunden hat. „Lucile ist jung", schließt ihr Bekenntniß an Oswald, „um zwölf Jahre jünger als ich. Ihr Namen ist fleckenlos, ihre Seele rein und sanft. Um mich nicht zu verlieren, müßten Sie mich zur Gattin nehmen und vielleicht würden Sie es eines Tags bereuen. Bevor Sie sich entscheiden, werden Sie vielleicht zu wissen begehren, was ich leiden werde, wenn Sie mich verlassen. Ich weiß es nicht. Zuweilen stürmt es in meiner Seele; es regen sich Mächte in ihr, die stärker sind als alle Vernunft, und ich wäre nicht verantwortlich, wenn sie mir das Leben unerträglich machten. Andrerseits ist es nicht weniger wahr, daß ich eine seltene Befähigung zum Glück besitze. Zuweilen überkommen mich die Gedanken wie im Fieber und jagen mir das Blut beschleunigt durch die Adern. Mich interessirt Alles; ich rede gern, genieße den Verstand der Andern, die Theilnahme, die sie mir entgegenbringen, die Wunder der Natur und die Meisterwerke der Kunst, da wo sie nicht durch Unnatur entstellt ist. Die Frage ist nur, ob es mir möglich sein wird, Sie nicht mehr zu sehen und dennoch fortzuleben. Urtheilen Sie selbst darüber, Oswald, denn Sie kennen mich jetzt besser, als ich selbst mich kenne. Für das, was ich empfinden werde, kann ich nicht zur Rechenschaft gezogen werden. An Demjenigen, der den Dolchstich führt, ist es, zu wissen, ob seine Wunde tödtlich ist.

Sollte sie es aber sein, Oswald, auch dann noch würde ich Ihnen verzeihen müssen."

Mit diesem Bekenntniß, Corinna weiß es wohl, ist der tragische Conflikt gegeben. Schon die Liebe von Delphine war keine verblendete Liebe. Die von Corinna ist vollends scharfblickend genug, um sich über das endliche Resultat keinem Zweifel hinzugeben, es sei denn, daß sie eine kurze Zeit hindurch in selbstgewollter Täuschung leben will. Denn der ritterliche, edle, jeder Gefahr begegnende Oswald ist, man hat es oft genug gesagt, unter verändertem Namen eben doch wieder Léonce, wenn er auch nicht, wie dieser, der bloßen Rücksicht auf das Urtheil der Welt, sondern tieferliegenden Beweggründen seine Liebe opfern wird. Der erste, aber nicht der einzige derselben ist Pietät gegen das Andenken seines Vaters. Es ist aber noch ein anderes, nicht weniger entscheidendes Motiv gegeben. In Oswald und Corinna begegnen sich nicht nur zwei Menschen, sondern zwei Civilisationen. Die seinige ist die des protestantischen Nordens, das bis zur Ausschließlichkeit gesteigerte, übermächtige Nationalgefühl. Die Ueberlieferungen seiner Race verlangen Selbstbeherrschung nach Innen, nach Außen Zurückhaltung. Sie ehren die hergebrachte Sitte, verlangen Achtung, nicht nur der Grundsätze, sondern auch der Vorurtheile; sie opfern der Freiheit des Ganzen die Unabhängigkeit der Individuen und dem Fortschritt des Gemeinwesens das Wohlergehen seiner einzelnen Glieder. In gewissen Dingen ziehen sie die bloß äußerliche Unterwerfung der offenen Auflehnung vor, schicken die Ungläubigen in die Kirche und binden auch die innerlich Abgefallenen noch äußerlich an die hergebrachten Formen. Im freiesten Land der Welt gibt es Fragen, die niemals diskutirt werden dürfen, und unerträgliche Fesseln, die kein Mensch abwirft. Der puritanische Zug dieser Civilisation findet sich bei Oswald wieder. „Das Leben", sagt er, „ist kein Hymnus, sondern ein Kampf. Der Mensch ist ein gefährlicheres, spröderes Geschöpf, als Ihr Herz es zuzugestehen bereit ist. Poetische Begeisterung ist, was Sie auch

sagen mögen, nicht die höchste Form der Frömmigkeit. Sie bereitet nicht auf die unzähligen Opfer vor, die wir der Pflicht zu bringen haben. Ich erkenne die Gottheit in der Vernunft, so gut wie im Enthusiasmus, und mag es nicht leiden, daß der Mensch einer seiner Fähigkeiten beraubt werde. Er bedarf ihrer aller, um die Wahrheit zu erkennen. Bevor ich Sie kannte, Corinna, glaubte ich, daß nur eine einfache, strenge Religion die Gefühle konzentrirt und bewahrt. Es ist etwas Schönes, Erhabenes um die Reue, und wer bedürfte ihrer mehr als ich. Aber sie erschlafft die Seele, wenn sie sich wiederholt; sie rechtfertigt nur einmal. Denn damit vollzieht sich die Erlösung, und Erlösung kann es nur eine geben" [1]).

Aus einer ganz andern Weltanschauung ist Corinna hervorgegangen. Zwar ist das südliche Element vorwiegend in ihrer Natur, aber ihrem gemischten Blut verdankt sie eine kosmopolitische Weltanschauung, ähnlich derjenigen, nach welcher die deutsche Romantik als der höchsten Blüthe der Kultur strebte; selbst ihr katholisches Bekenntniß ist religiöser Eklektismus und nachsichtige Toleranz. Als eines Tags in Neapel ein greiser Mönch ihr und Lord Nelvil anbietet, ihre Wohnung durch Segen und Gebete vor ansteckender Krankheit zu bewahren, nimmt sie es dankbar an und sagt zu Lord Nelvil, der sich die Ceremonie lächelnd betrachtet: „Alles Religiöse, selbst wenn es von Aberglauben nicht frei ist, hat für mich eine unbeschreibliche Anziehungskraft, solange es tolerant und frei von Feindseligkeit gegen Andersdenkende bleibt; die göttliche Hülfe ist so nothwendig, sobald sich Gedanken und Empfindung über das Gewöhnliche erheben, daß gerade überlegene Menschen ihrer am wenigsten entbehren können." — „Gewiß", erwidert Lord Nelvil, „liegt das Bedürfniß nach dem Uebernatürlichen tief in der menschlichen Brust. Aber ist das die Art, es zu befriedigen?"

[1]) Madame de Staël, Corinne, Livre X, Chap. V, Livre XIII, Chap. III.

— „Niemals", entgegnete Corinna, „verweigere ich Vereinigung im Gebet, von welcher Seite sie mir auch geboten werden möge." — „Sie haben Recht", sagt Oswald, und reicht seine Börse dem ihn segnenden Priester[1]). Er ist aber nicht immer so leicht zu überzeugen.

Ihn verletzt die Oberflächlichkeit des Italieners, die Frivolität der Frauen, ihre Auffassung der Liebe. In der gerühmten socialen Unabhängigkeit sieht er nur die Verletzung der Sitte, unter all dem Aufwand von poetischen Redensarten fühlt er den Mangel an Zartgefühl durch. Er findet, daß die Männer in Italien noch viel weniger werth sind als die Frauen, denn sie haben alle weiblichen Fehler und die ihrigen dazu. Sie flößen keine Achtung ein, und ihre Hingebung verdient keinen Dank, denn sie haben weder Festigkeit des Charakters noch ernste Beschäftigungen. Italien kennt das wahre Glück in der Ehe nicht, weil es die echte Häuslichkeit nicht kennt und diese in England selbst der Untreue noch eine gewisse Sittlichkeit verleiht, die dem Süden fehlt. Seine Kultur erscheint ihm so ungenügend, daß er einmal, über Corinna nachdenkend, sich selbst gesteht, sie sei zwar die hinreißendste der Frauen, aber eben doch eine Italienerin.

Diese entgegnet mit der Apologie des Landes, das er so ungerecht verkennt. Sie erinnert an den erduldeten Zwang, an die Ungunst der politischen Verhältnisse und citirt Alfieri's Worte:

»Servi siam, si, ma servi ognor frementi.«

„Die Italiener", sagt sie, „haben Aufrichtigkeit und Treue in allen persönlichen Beziehungen. Interesse und Ehrgeiz beeinflussen sie mächtig, nicht aber Stolz oder Eitelkeit. Rangunterschiede bedeuten wenig bei ihnen; es gibt weder eine tonangebende Gesellschaft noch Salons, welche die Moden bestimmen und

---

[1]) Madame de Staël, Corinne, Livre XV, Chap. III.

[2]) Ebendaselbst, Livre VI, Chap. II, III, Livre IV, Chap. I.

Gelegenheit zu kleinen persönlichen Erfolgen bieten. Diese Quellen des Neides, der Mißgunst und Verstellung sind unter ihnen nicht vorhanden; wo sie betrügen oder täuschen, thun sie es Solchen gegenüber, die sie als ihre Feinde betrachten. Im täglichen Leben sind sie wahrhaft und natürlich. Ja, dieser Zug der Wahrheit ist es gerade, der das von Ihnen gerügte Aergerniß veranlaßt. Frauen, die stets von Liebe hören und in einer Atmosphäre derartiger Intriguen leben, verbergen nicht mehr, was sie fühlen, und fürchten die Lächerlichkeit nicht. Die Einen sind so unwissend, daß sie nicht schreiben können, es ganz offen gestehen und Liebesbriefe auf Oktavpapier und im Styl amtlicher Dokumente von öffentlichen Schreibern beantworten lassen. Sind diese Frauen aber einmal unterrichtet, dann sind sie auch nicht selten gelehrt, bekleiden Professuren an Akademien, halten öffentliche Vorträge und erwidern dem Spötter, ob es etwa lächerlich oder unrecht sei, griechisch zu können und sein Brod damit zu verdienen?

„Was die Männer betrifft, so hat der Mangel an öffentlicher Thätigkeit den Einfluß der Frauen über sie wohl allzusehr gesteigert. Aber wenigstens sind sie bei Vertheilung der gegenseitigen Pflichten und Verantwortungen nicht ungerecht oder unedel vorgegangen. Sie haben im Fall eines Treubruchs sich selbst für schuldiger als die Frauen erklärt, die mehr dabei zu opfern und zu verlieren haben, und nicht mit Unrecht geglaubt, daß vor dem Richterstuhl des Herzens derjenige der Schuldigere ist, der am meisten Böses stiftet.

„Trotz Allem, was über italienische Perfidie gesagt worden ist, behaupte ich, daß kein Volk gutmüthiger ist als dieses. Es bereitet den Fremden, die es seit Generationen mit Tadel überschütten, stets den gleichen, freundlichen Empfang. Sein Hang zur Schmeichelei entspringt viel weniger der Berechnung als dem Wunsch zu gefallen und Freude zu bereiten, und wenn es auch richtig ist, daß seine Freundschaft nur in wenigen Fällen die Probe von Unglück und Gefahr bestehen würde, so trifft die

Bemerkung nicht nur in Italien zu. Dieselben Männer, die sich unter gewöhnlichen Verhältnissen orientalischer Trägheit hingeben, werden ausdauernd und unermüdlich thätig, sobald ihrer Energie ein Ziel gesetzt ist; diese indolenten Frauen sind heroischer Aufopferung fähig. Charakter und Phantasie der Italiener verschließen Geheimnisse, wie des Edelmuths und der hingebendsten Freundschaft, so der Rachsucht und des Hasses. . . Alles schlummert bei ihnen, aber in einem Lande, wo die großen Interessen noch schweigen müssen, sind Ruhe und Gleichgültigkeit edler als fruchtlose Aufregung um kleiner Dinge willen.

„Wo das öffentliche Leben stillsteht, müssen auch Kunst und Literatur den Rückschlag davon empfinden. Aber welches Land hat sie jemals mehr bewundert als Italien, und gerade diese Begeisterungsfähigkeit ist es, die mich mehr als alles Andere mit ihm verbindet. Hier weiß man nichts von Blasirtheit des Geschmacks, geistiger Entmuthigung, despotischer Mittelmäßigkeit, wie sie anderswo die natürliche Begabung foltern und zurückdrängen. Hier zündet ein Gedanke, ein Wort entflammt. Das Talent gilt als das Höchste und wird beneidet, wie anderswo die Macht. Um seines „Stabats" willen ist Pergolese getödtet worden. Giorgione mußte, wenn er sein Haus verließ, sich durch eine Rüstung gegen Dolchstiche schützen. Aber selbst im Fanatismus solcher Verbrechen spricht noch Bewunderung. Sie spornen den Genius, den sie verfolgen, zu neuen Thaten an" [1]).

Solche und ähnliche Betrachtungen sichern dem Roman als Kulturstudie einen bleibenden Werth. Sein höchstes Anrecht darauf, als Kunstwerk fortzuleben, liegt aber darin, daß bei aller Mannigfaltigkeit der angeregten Interessen die innere Einheit gewahrt und die Theilnahme auf das Seelenleben der Frau gerichtet bleibt, deren edle Gestalt der Mittelpunkt des glänzenden, um sie her entrollten Bildes ist.

---

[1]) Madame de Staël, Corinne, Livre VI, Chap. III.

Corinna mag immerhin mit geistiger Ueberlegenheit denken, dichten, handeln; sie wäre nicht liebenswerth, wenn sie nicht fühlte wie ein Weib. Vom Augenblick an, wo sie ihr Herz vergibt, entäußert sie sich ihres Willens. Nicht nur, daß der Umgang mit den Freunden, die gesellschaftlichen Vergnügungen, der Applaus der Menge, die persönlichen Triumphe ihr gleichgültig werden. Sie opfert selbst ihr Talent der niemals ausgesprochenen, aber doch durchgefühlten Empfindung, „daß der Mann, auch der vorzüglichste, die Ueberlegenheit einer Frau nicht mit ungemischter Freude genießt. Liebt er sie, so wird sein Herz dadurch beunruhigt, liebt er sie nicht, so wird seine Eigenliebe verletzt" [1]). So geschieht es eines Tags, daß Corinna zum Improvisiren aufgefordert, ins Stocken geräth, und die sonst willigen Gedanken ihr den Dienst versagen. Als der betroffene Oswald nach der Ursache der hervorbrechenden Thränen fragt, erwidert sie: „Ich beweine mich; das ist Alles. Es gab eine Zeit, wo ich stolz auf mein Talent war, wo Ruhm, Ehre und selbst die Zustimmung Gleichgültiger mich reizten. Das ist jetzt vorbei. Nicht das Glück hat mich von diesen Eitelkeiten befreit, sondern tiefe Entmuthigung. Nicht Ihnen schreibe ich die Verantwortung dafür zu, sondern mir selbst. Vielleicht kann ich sie überwinden. Im Grund der Seele tragen sich so viele Dinge zu, die wir weder voraussehen noch lenken können! Ich bin nicht ungerecht, Oswald; ich sehe wie mein Leid das Ihrige ist. Auch ich empfinde Mitleid mit Ihnen. Dieses Gefühl entspricht uns beiden und ohne uns der Gefahr des Irrthums auszusetzen, können wir Alles, was athmet, darin begreifen."

Ihre Liebe zu Oswald ist nicht frei von Furcht, von der ihm zu mißfallen, noch mehr von jener, ihn zu verlieren. Er beherrscht sie durch die guten wie durch die schlimmen Mächte in seiner Natur: „im Glück, das er ihr gab, war keine

---

[1]) Madame de Staël, Corinne, Livre VII, Chap. III.

Gewähr des Bestandes, und das erklärte vielleicht die Exaltation ihrer Leidenschaft"[1]). Zugleich schüchtern und passionirt, weil aus Widersprüchen zusammengesetzt, beschäftigt er ihre Einbildungskraft und fesselt sie durch seine Melancholie wie durch den kühnen Muth, der die Gefahr aufsucht, und sich im Kampf mit den Elementen gefällt. Die Aussicht, von ihm beruhigt und beschützt zu werden, versöhnt sie mit der ihr bis dahin fast unbekannt gebliebenen Empfindung physischer Furcht; dankbar nimmt sie die kleinen Beweise der Fürsorge und liebenden Aufmerksamkeit an, „die das zarteste, zwischen Mann und Weib geschlungene Band knüpfen". Nichts also unterscheidet die Liebe Corinna's von jener der bescheidensten und hingebendsten ihres Geschlechtes, nichts als dieses eine, daß sie mit voller Ueberlegung wiedergeliebt sein will. Nicht im Taumel sinnlicher Erregung, wie in der lauen Mondnacht zu Terracina, nicht in der begeisterten Stunde nach der Liebesscene zwischen Romeo und Julie, nicht auf dem Schmerzenslager, wo er sie vom ansteckenden Fieber ergriffen wiederfindet und durch seine Pflege dem Tode entreißt, soll Oswald sie zur Gattin begehren. Dieses höchste Glück will sie einem männlich besonnenen, in ruhiger Stunde gefaßten Entschluß zu danken haben, und eben an dieser Forderung soll es scheitern. Denn sobald Oswald überlegt, entscheidet er nicht mehr zu Gunsten von Corinna.

In solchen Momenten kann er sich nicht verhehlen, daß ihre Kritik der socialen Zustände Englands ihn aufs tiefste verstimmt hat; er ist weder bereit, auf sein Vaterland zu verzichten, noch gewillt, die Frau, die er liebt in die Atmosphäre zurückzuversetzen, in welcher sie sich niemals heimisch fühlen wird. „Denn in Sachen des Herzens läßt sich der Stolz überwinden. Sobald aber weltliche Rücksichten und Interessen in Frage kommen, und es sich darum handelt, dem Gegenstand unserer Neigung durch die Verbindung

[1]) Madame de Staël, Corinne, Livre XV, Chap II, Livre VIII, Chap. IV.

mit ihm ein Opfer aufzuerlegen, ist es nicht mehr möglich, das bloße Gefühl reden zu lassen" [1]).

Das empfindet Oswald, sobald Corinna's Liebreiz und ihre Anziehungskraft nicht mehr durch unmittelbare Gegenwart auf ihn wirken und er sich an die Aeußerung des englischen Freundes erinnert, der im Buch die praktische Lebensklugheit zu Wort kommen läßt: „Ich sage wie Thomas Walpole, was thut man damit zu Hause. Das Haus aber ist Alles bei uns, wenigstens für die Frauen. Stellen Sie sich diese schöne Italienerin allein und vernachlässigt vor, während Sie jagen, im Parlament sind, mit Ihren Freunden zusammenleben? Lieber Oswald, nur unsere Töchter und Schwestern haben diese stillen Tugenden. In Italien bleibt den Männern nichts anderes übrig, als den Frauen zu gefallen. Je liebenswürdiger also die Frauen sind, um so besser für sie. Bei uns gehören die Männer in die Oeffentlichkeit, die Frauen in den Schatten. Es wäre schade, Corinna dahin zu versetzen. Niemand bewundert sie mehr als ich, aber ich möchte sie auf einem Thron und nicht unter dem einfachen Dach eines Privathauses sehen" [2]).

Dieser Rede hat ein Händedruck zugestimmt. Bei Oswald ist das Schicksal Corinna's entschieden, bevor er durch diese selbst erfährt, daß sein Vater die Ehe mit ihr durch eine letztwillige Verfügung verboten hat. Psychologisch nicht weniger richtig wird Oswald's Leidenschaft zu Corinna eben dadurch gesteigert, daß sie es ist, welche ihm die Wahrheit, an der ihr Lebensglück scheitert, bekennt. Es ist Herbst geworden; er geht mit ihr nach Venedig und beschwichtigt sein Gewissen mit dem Entschluß, wenn nicht sie, so doch niemals eine Andere zur Gattin zu nehmen.

Das letzte kurze Glück dieses Zusammenseins unterbricht der Krieg und der in Folge davon erlassene Befehl, der Lord Nelvil als englischen Offizier unter die Fahnen ruft. Nach

[1]) Madame de Staël, Corinne, Livre VI, Chap. III.

[2]) Ebendaselbst, Livre VIII, Chap. I.

einer letzten erschütternden Scene verläßt er mit dem Versprechen der Wiederkehr die bewußtlos gewordene Corinna. Aber „es ist in der Liebe ein feierlicher Schritt geschehen, wenn es gelungen ist, sie einmal zu überwinden. Der Glaube an ihre Allmacht ist dahin“.

Vergebens hat Oswald die Geliebte tröstend vor dem Scheiden daran gemahnt, daß nichts in seinem Wesen oberflächlich sei; nicht in Bezug auf sie allein könne er seine Natur verleugnen. Diese Natur ist eben die der Dinge selbst, die jeden rechten Mann an eine praktische Lebensaufgabe bindet und ihn nur darin, nicht in einer Liebesepisode, und sei sie auch die verführerischste und die edelste, Befriedigung finden läßt. Schon auf dem Weg nach der Heimath, noch mehr nach der Ankunft auf seinen Gütern in Schottland umstrickt ihn die Wirklichkeit mit tausend Fäden altgewohnter Beziehungen und wiedererwachter Erinnerung, die das Jahr in Italien wie einen Traum erscheinen lassen, dem jeder Zusammenhang mit der Gegenwart, ihren Pflichten und Verantwortungen fehlt. »Il rentrait dans l'existence qui convient aux hommes, l'action avec un but«[1]. Eine Verzögerung der Absendung seines Regimentes auf den Kriegsschauplatz gewährt ihm Zeit, sich zu Lady Edgermond zu begeben, um von ihr, wie er es sich gelobt hat, die Rehabilitirung von Corinna zu erlangen. Er findet sie schwer erkrankt und von ihrer zur blühenden Jungfrau herangereiften Tochter gepflegt. Sie verweigert die Versöhnung und Lord Nelvil muß unverrichteter Dinge nach London zurück, nicht ohne das Bild des jungen Mädchens in seiner Seele mitfortzunehmen, das ihre Jugend in einsamer Pflichterfüllung verbringt. Von allen Seiten dringen Freunde auf ihn ein, den letzten Wunsch seines Vaters zu erfüllen und sich nicht einer Chimäre zu opfern. Im heraufbeschwornen innern Konflikt werden die Briefe nach Venedig seltener; an ihrem Ton fühlt Corinna, daß die Trennung

[1]) Madame de Staël, Corinne, Livre XVI, Chap. IV.

ihr Werk vollzieht. Es ergreift sie die Rastlosigkeit der Verzweiflung; ihre Gedanken verwirren sich; bevor sie ihm auf immer entsagt, will sie ihn wenigstens noch einmal sehen, ihr Todesurtheil von ihm selbst vernehmen. Unerkannt folgt sie ihm nach London, wohin jetzt auch Lady Edgermond, um ärztliche Hülfe zu suchen, mit ihrer Tochter gekommen ist. Corinna folgt der Halbschwester und Lord Nelvil in den Park, ins Theater. Sie sieht, oder glaubt zu sehen, daß Lucile ihn liebt, daß diese ihm nicht gleichgültig ist. Mit den sechzehn Jahren des blonden, anmuthigen Mädchens verglichen, erscheint ihr, die etwas älter als Oswald ist, die eigene Schönheit mit allen Gaben, welche ihr die Natur verliehen hat, doch werthlos und arm. Ihr Vorhaben einer Begegnung mit Lord Nelvil weicht dem Entschluß, ihm zu schreiben; aber auch dieser wird nicht ausgeführt. „Denn was bedeuten Vorwürfe in der Liebe? Sie würde aufhören das innigste und reinste Gefühl zu sein, wäre sie nicht zugleich das unfreiwilligste von allen. Eine andere Stimme, ein anderer Blick besitzen das Geheimniß seiner Seele, und damit ist Alles gesagt" [1]). Ein Zufall bestätigt ihr die Neigung der Schwester. Da schickt sie den Ring zurück, den Oswald ihr als Pfand seiner Treue gegeben hat, hüllt sich mit sanfter Ergebung in Schweigen, denn Sanftmuth ist, man beachte das wohl, ein Charakterzug von Corinna. Dann flieht sie, ins Herz getroffen, ein zweites Mal nach Italien. Bevor Lord Nelvil's Regiment eingeschifft wird, ist er der Gemahl von Lucile.

Nicht ohne schweren Kampf hat er den Entschluß gefaßt, und in der Unkenntniß über das Schicksal Corinna's sich mit dem Trugschluß beschwichtigt, daß die anscheinend kalten Menschen diejenigen sind, die am tiefsten fühlen. „Er irrte sich. Die leidenschaftlichen Naturen verrathen sich durch tausenderlei Züge. Was niemals seine Schranken durchbricht, ist kraftlos."

Es vergehen vier Jahre. Lady Edgermond ist todt, Lady

[1]) M[illegible]e de Staël, Corinne, Livre XVII, Chap. VII.

Nelvil Mutter eines Töchterchens. Oswald hat inzwischen längst den wahren Sachverhalt erfahren und unter tropischen Sonnen, in Noth und Gefahr, viel mehr an Corinna wie an Lucile gedacht. Der Tod hat ihn verschmäht, aber die Beschwerden des Feldzugs haben sein altes Uebel wiedergebracht, und er geht mit Frau und Kind über die Alpen, wo er hoffen kann, Corinna noch einmal wiederzusehen. In Florenz entdeckt er ihre Spur, aber sie ist nur mehr der Schatten ihrer selbst und sterbend. Ein älterer Freund aus römischen Tagen, in dessen Zügen A. W. Schlegel sich wiedererkennen wollte[1]), der Prinz Castel-Forte, hat sie seit der Rückkehr aus England nicht mehr verlassen und mit selbstloser Aufopferung ihren einsamen Schmerz zu mildern gesucht. Er ist es auch, der jetzt Lord Nelvil in ihrem Namen bittet, sie zu schonen und vor dem Ende nicht wiederzusehen. Nur einen Brief von ihm, der seine späte Reue schildert, beantwortet sie mit den Worten: „Warum ich keine Bitterkeit gegen Sie habe, weiß ich selbst kaum zu sagen, obwohl der bloße Gedanke an das Leid, das Sie mir zugefügt haben, mich schaudern macht. Da ich Sie nicht hasse, muß ich Sie wohl noch lieben. Die Religion allein hätte mich nicht so entwaffnet. Ich habe Augenblicke durchlebt, wo mein Geist sich zu umnachten drohte; andere, und das waren die glücklichsten, wo ich, bevor der Tag sich seinem Ende neigte, zu sterben hoffte; wieder andere, wo ich an Allem, selbst an der Tugend zweifelte. . . . Was wäre ohne die göttliche Hülfe aus mir geworden? In der Welt war nichts mehr, was die Erinnerung an Sie nicht vergiftet hätte. Gott aber war gnädig. Meine Kräfte sinken, die innere Flamme aber ist nicht erloschen. Die Ewigkeit verdienen ist der Zweck der Zeit. Glück und Leid fördern ihn in gleicher Weise. Sie sind dazu bestimmt worden, mich von der Erde zu entwurzeln. Das Band, das mich zurückhielt, war zu stark. . . . . Was hätte ich Ihnen sonst noch zu

---

[1]) **Mrs. Jameson**, Sketches of art, literature and character, I.

sagen und wie wäre es mir erlaubt, in Ihren Armen zu sterben, da Sie der Gatte einer Andern sind. Dieses letzte Opfer wird mir den Frieden gewinnen. Das Glück, das ich empfand, da ich Sie liebte, war keines von jenen, die Harmonie ins Innere bringen; es war aufregend, unstät, und fortwährend von der Gefahr des Verlustes bedroht. Erst als ich ihm entsagte, ist milde Ergebung über mich gekommen. Und nun, Gott segne Sie. Seien Sie glücklich, seien Sie es aus Mitleid für mich, die drüben für Sie beten wird."

Die Quelle des Gesangs ist in Corinna's Brust versiegt; seit dem Abschied von Oswald hat sie nicht mehr in die Leier gegriffen. Angesichts des Todes aber dichtet sie den Schwanengesang, mit welchem sie, die Römerin, von der italienischen Erde scheidet. Auch ihr entfällt die menschliche Klage aller Frühvollendeten. „Edle, vielleicht auch fruchtbare Gedanken erlöschen mit mir. Von allen Fähigkeiten, welche die Natur mir mit auf den Weg gegeben hat, ist die des Schmerzes die einzige, die ich erschöpft habe." Dieser Schmerz ist jetzt überwunden. Sie scheidet mit liebenden Worten von Oswald's Weib und Kind, sein Bild aber weist sie sanft zurück und stirbt mit dem Kreuz des Erlösers.

Der Schluß des Romans ist in den Worten gegeben: „Was wurde aus Oswald? Anfangs war sein Zustand ein solcher, daß die Aerzte für seinen Verstand wie für sein Leben fürchteten. Er folgte in Rom dem Leichenzug Corinna's. Dann lebte er einige Zeit in vollständiger Einsamkeit zu Tivoli, ohne Frau und Kind um sich sehen zu wollen, bis Anhänglichkeit und Pflichtgefühl ihn wieder zu ihnen brachte. Nach einiger Zeit begab er sich mit den Seinen zurück nach England, wo er ein reines, musterhaftes Familienleben führte. Hat er sich jemals das Vergangene verziehen? hat die Welt, die ihn freisprach, ihn getröstet? konnte ihn, nach dem, was er verloren hatte, ein gewöhnliches Loos befriedigen? Ich weiß es nicht und will ihn in Bezug darauf weder verurtheilen noch freisprechen."

In diesen ruhevollen Akkorden klingt das Buch aus, dessen geringstes Interesse es nicht ist, die eigenste Seele der Verfasserin zum Ausdruck zu bringen, das Ergebniß ihrer Weltanschauung zu bieten. Sie spiegelt sich in den Betrachtungen über die Menschen und das Leben, über seine mächtigsten Triebe, die Liebe und den Schmerz. „Indem ich nach Ruhm strebte", sagt Corinna, „habe ich immer gehofft, dadurch Liebe zu erwerben. Zu was sonst könnte er der Frau dienen?" „Vielleicht liegt es im Wesen aller tiefen, wahren Liebe, nur mit Zittern und Widerstreben die Hoffnung für das Glück zu tauschen." „Zweimal habe ich Bande gelöst, die das Bedürfniß des Herzens knüpfte und die ich zu beständigen zu machen mich doch nicht entschließen konnte." „Frauen wollen eine Stütze finden; nichts erkältet sie mehr als die Nothwendigkeit, selbst eine solche zu sein." „Einen Andern vollständig kennen lernen, wäre die Aufgabe eines ganzen Lebens. Was versteht man unter dem Ausdruck: die Menschen kennen? Sie beherrschen ist möglich. Aber sie verstehen, das kann nur Gott." „Oberflächliche Gefühle haben oft eine lange Dauer. Nichts trennt sie, weil nichts sie eng zusammenhält. Sie folgen den Umständen, verschwinden und kehren mit ihnen wieder. Tiefe Neigungen dagegen zerreißen für immer und lassen nichts als die blutende Wunde zurück." Corinna endlich ist es, die sterbend das versöhnte Wort findet: »Tout comprendre rend très-indulgent et sentir profondément inspire une grande bonté.«

Der Roman erschien fast gleichzeitig zu Paris und Leipzig, und erreichte noch bei Lebzeiten der Verfasserin eine sechste Auflage. Sein Erfolg war ein derartiger, daß vereinzelte Einwendungen der Kritik fortan wenig mehr zu bedeuten hatten. Die alte Schule zwar gefiel sich nach wie vor in kleinlichem Tadel[1]), aber Suard bestätigte im »Publiciste«, welche Aufnahme das europäische Publikum dem Werk bereitete, und

[1]) Dussault in den Annales littéraires, III, 166—169.

eine Feder, welche D. D. zeichnete, aller Wahrscheinlichkeit nach die von Fräulein von Meulan, der spätern Madame Guizot, vermittelte in den Débats die Anerkennung der Pariser Lesewelt. Im Namen der Literatur bezeichnete M. J. Chénier das Ganze als imponirend, rügte die Charakterzeichnung von Oswald und huldigte der Centralfigur mit rückhaltloser Bewunderung[1]). Eine Kritik von nicht bloß literärischer Bedeutung knüpfte sich an die Nebenrolle des Grafen d'Erfeuil. Dieser, der einzige Franzose des Buchs, ist als ein Mann von vortrefflichen Manieren und unbegrenztem Leichtsinn geschildert, so daß auch die ärgsten Schicksalschläge seine Laune kaum zu trüben vermögen und er in allen Lebenslagen frivol und unbedacht, aber auch muthig, liebenswürdig und dienstfertig bleibt. Ohne von der italienischen Sprache ein Wort zu verstehen, geht er nach Italien. Befragt, ob er nicht gesonnen sei, sie zu erlernen, gibt er zur Antwort, das liege nicht in seinen Studienplänen, und bleibt dabei so ernst, als handle es sich um einen der vernünftigsten Entschlüsse von der Welt. Daß er seinen melancholischen Freund Oswald nicht versteht, schreibt er lediglich einem Mißverständniß zu, „weil dieser nicht gut genug französisch spreche". In Rom findet er nichts zu bewundern als die Peterskuppel, „weil sie an jene der Invalidenkirche zu Paris erinnert". Gegen den Schluß des Romans ist es d'Erfeuil, der der verlassenen Corinna zu Hülfe kommt; aber zu trösten weiß er sie nicht, und wo er von Herzensangelegenheiten zu sprechen versucht, nennt er sie »ces affaires« und empfiehlt ihr, da sie bereits sterbend ist, ihre Gesundheit zu schonen.

Auf diese Figur des Romans Bezug nehmend, erschien im Moniteur eine heftig tadelnde Kritik, die seinen Mangel an Patriotismus rügte und sich in geistreicher aber bitterer Weise gegen das auf den Engländer Oswald konzentrirte Interesse aussprach. Nach Villemain war der Verfasser dieser Kritik

[1]) M. J. Chénier, Tableau de la littérature, 217.

Napoleon selbst, der auch bei sonstigen Anlässen die Betheiligung an literärischen Fehden nicht verschmäht hat[1]).

Unter den französischen Kritikern und Literarhistorikern ist fast keiner, der sich nicht mehr oder weniger eingehend mit „Corinna“ beschäftigt hätte. Charakteristisch sind die Bemerkungen, die Benjamin Constant noch 1829 in Bezug darauf niederschrieb. Dem Vorwurf, als ob der Enthusiasmus des Buchs verführerisch wirken könne, begegnet er mit der ironischen Frage, ob denn plötzlich die Selbstsucht auszusterben drohe, weil ihr von allen Seiten Vertheidiger erwüchsen. Oswald nennt er gewonnen, doch nicht überzeugt, hingerissen, nicht unterworfen, oft glücklich, niemals mit sich selbst zufrieden, von der Liebe, die er einflößt, berauscht, vom Glanz der merkwürdigen Erscheinung geblendet, und stolz auf die mitdurchlebten Erfolge. Aber irgendwie sei eben doch die ihn umgebende Luft zu dünn für seine männliche Brust, er sehne sich nach dem Land, wo ihn würdigere, ruhigere Güter erwarten als all diese Poesie, die Bilder, die schönen Künste, die der Schmuck des Lebens und doch nicht sein Inhalt sein sollen. Kein anderes Buch dagegen scheine eindringlicher als dieses die wichtige Lehre einzuschärfen, daß je außerordentlicher die Fähigkeiten, je nothwendiger es sei, sie zu bändigen.

Wer den Stürmen so mächtig schwellende Segel entgegenbreite, dürfe nicht mit zitternder Hand ein schwaches Steuer lenken; wer glänzende und vielseitige Gaben empfangen habe, solle mit Mißtrauen und Zurückhaltung durch die Menge schreiten, denn zwischen dem unabhängigen Genius und der unempfindlich harten Welt ist der Kampf ein ungleicher. Wenn tieffühlende Seelen, stolze Charaktere, mit heißer Gluth der Phantasie und hellem Verstand begabt, ihr nicht zum Opfer fallen sollen, müssen sie einsam zu leben, zu leiden, zu verachten lernen. Das

---

[1]) Villemain, Cours de littérature française au XVIII siècle, IV, 357.

ist, sagt er, nicht der moralische Zweck, wohl aber das moralische Ergebniß von Corinna, und eben darin liegt ihr sittlicher Werth [1]).

Wenige Jahre nach dem Erscheinen dieser Studie schrieb Sainte-Beuve über Frau von Staël und äußerte in Bezug auf „Corinna", vom Augenblick an, wo sie von der Leidenschaft gepackt erscheine, „von der Geierkralle, unter welcher Glück und Unabhängigkeit erliegen", liebe er sie eben dieser Unfähigkeit wegen sich zu trösten, um der Gefühle willen, die mächtiger bleiben als das Genie. Dann auf den Styl übergehend, „den Styl und die Form, die Alles sind, ohne welche diesseits des Rheins die gedachtesten Bücher nicht leben" [2]), fällt Sainte-Beuve das folgende, von ihm selbst nicht immer festgehaltene Urtheil: „Nicht in Bezug auf „Corinna" ist es mehr an der Zeit, gegen Frau von Staël den Vorwurf eines Mangels an Zusammenhang und Festigkeit in Bezug auf den Styl zu erheben. In der Ausführung dieses Werkes hat sie den Ton geistreichen Gesprächs, geschriebener Improvisation, so wie sie ihn zuweilen, auf die Marmorverkleidung des Kamins gestützt, stans pede in uno, beizubehalten pflegte, vollständig verlassen. Wenn auch noch hie und da Unvollkommenheiten des Styls sich nachweisen lassen, so sind sie selten und unwesentlich. Die Einzelheiten des Ganzen erscheinen mit aufmerksamer Sorgfalt durchgeführt; die Verfasserin ist bis zur Kunst, zur maßvollen Schönheit gelangt" [3]). Und an anderer Stelle die Beschreibung von Rom im Brief Chateaubriand's an Fontanes von 1803, die er „eine olympische" nennt, besprechend, fügt er hinzu, Frau von Staël sei nicht so stolz, nicht so formgewandt, aber

[1]) Benjamin Constant, Mélanges de littérature et de politique, 172 u. ff.

[2]) Marcellus, Chateaubriand et son temps, Paris, 1859, 135, Chateaubriand zu Marcellus.

[3]) Sainte-Beuve, Madame de Staël. Nouveaux Portraits et Critiques littéraires, 1836, 27 u. ff.

nicht weniger vornehm und im Grunde ernster als Chateaubriand [1]).

Anregend hat „Corinna“ nicht nur auf die Literatur, sondern auch auf die Kunst gewirkt. Der große Maler der Napoleonischen Epoche, Baron Gérard, gestaltete die Scene am Cap Misenum zu einem großen historischen Gemälde, das er später auf Wunsch Ludwig's XVIII. als kleineres Staffeleibild für ihn reproducirte. In den Zügen der Hauptfigur, besonders in ihrem Blick, ist die Aehnlichkeit mit dem Urbild von Corinna festgehalten, wenn auch entsprechend idealisirt [2]). Das Gemälde wurde 1821 vollendet, vom Prinzen August von Preußen für Madame Récamier angekauft und ist seitdem oft durch den Stich vervielfältigt und in Deutschland zuerst durch einen Brief von Sulpiz Boisserée an A. W. Schlegel bekannt geworden [3]). Nicht, wie Gérard nach der Erinnerung, sondern 1807 und nach dem Leben hat auch die Malerin Madame Vigée-Lebrun Frau von Staël als Corinna, die Leier im Arm, im antiken Costüm dargestellt. Das Bild wurde während eines Aufenthalts der Künstlerin in Coppet vollendet, ein Jahr später in Paris ausgestellt und hierauf der Auftraggeberin zugesendet. »Il y a là tout votre talent«, schrieb diese zurück, »et je voudrais bien que le mien put être encouragé par votre exemple, mais j'ai peur qu'il ne soit plus que dans les yeux que vous m'avez donnés« [4]).

Die deutsche Uebersetzung von „Corinna“ wurde unter den Augen von Friedrich Schlegel durch seine Gattin besorgt, und erschien, mit einem Vorwort von ihm versehen, kurz nach dem

---

[1]) Sainte-Beuve, Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'Empire, I, 399.

[2]) A. W. Schlegel, Corinna, Gemälde von Gérard. Ges. Werke, IX, 360—368 und Kunstblatt des Stuttgarter Morgenblattes, 24. Januar 1821.

[3]) Als die besten Reproduktionen des Bildes gelten die ältere von Bretonnier, die neuere von Ad. Braun.

[4]) Madame Vigée-Lebrun, Souvenirs, III, 264. Madame de Staël à Madame Vigée-Lebrun, Coppet, 14 Juillet 1809.

Original[1]). In Weimar las man den Roman, wie Frau von Schardt, die Schwägerin von Frau von Stein, darüber an Camille Jordan berichtet, mit Entzücken[2]). Knebel meinte, die Dichterin habe darin mit dem Anfang des Tasso wetteifern wollen, und lobte den außerordentlichen Reichthum der Gedanken. Goethe erwiderte auf die Einschränkungen seines Freundes Reinhard, er sei gegen dieses Werk, sowie gegen alles Hervorgebrachte nachsichtiger und schonender, indem schon Talent erfordert werde um das, was nicht recht sei, hervorzubringen. Er schloß mit den Worten: „Und so verschmelzen sich vor meiner Ansicht die Fehler ins Gute, wie es ja bei Betrachtung der Individuen auch der Fall ist, an denen wir immer zu loben und zu tadeln finden und die wir zuletzt doch lieben müssen. Die Synthese der Neigung ist es eigentlich, die alles lebendig macht“[3]). F. Gentz und Jean Paul verhielten sich ablehnend. Dagegen ist der wirksamste tragische Dichter seit Schiller, Grillparzer, durch „Corinna“ zur „Sappho“ angeregt worden[4]).

Das höchste Lob zollte Königin Luise. Oft habe sie die Lesung des Buchs von Frau von Staël unterbrechen müssen, äußerte sie zu ihrer Umgebung, weil ihre Seele zerrissen war, nicht sowohl durch den Schmerz, als durch den Verlust der Hoffnung, der sie an ihr eigenes Schicksal erinnerte[5]), an die Dornenkrone von 1806. Die pathetische Trauer der Dichtung und die Klage um das in den Staub getretene Vaterland, was

---

[1]) Baron de Gérando, Lettres inédites, 68—69. A. W. Schlegel, Ges. Werke, VII, 142. Rauch, Dorothea von Schlegel, I, 191, 225, Briefe von Dorothea, 1806 und 1807.

[2]) Madame Récamier, Les amis de sa jeunesse, etc. Camille Jordan à Madame de Staël, Lyon, 10 Sept. 1807.

[3]) Goethe und Reinhard, Briefwechsel, Juli — August 1807. Goethe-Jahrbuch, 1884, 129—130.

[4]) W. Scherer, Vorträge und Aufsätze. Grillparzer, 233. F. Gentz, Briefwechsel mit A. Müller, 107. K. Mager, Geschichte der französischen Nationalliteratur, II, 80 u. ff.

[5]) J. W. Schütz, Ueber den Charakter und die Werke von Frau von Staël, in der Zeitschrift, Die Zeitgenossen, III, 1818.

hatten sie gemein, wenn nicht den idealen Zug des Schmerzes um das Loos des Schönen auf der Erde? »J'ai vu les reines pleurer comme de simples femmes«, sagte Chateaubriand, der gekrönten Dulderin gedenkend, vor ihrem Marmorbild zu Charlottenburg.

In der angelsächsischen Welt war das Interesse kein geringeres. Ueber dem Ocean las Gouverneur Morris „Corinna" mit dem festen Entschluß, alles was ihm mißfiel, während der Lektüre genau zu Papier zu bringen. Er war nicht bis zur Hälfte gelangt, als er seine Notizen wegwarf: »Rare quality of genius, to lead us in our ripe days, as love in the green ones, wheresoever it will«, schrieb er nach Coppet. Dann fährt er in seiner Weise fort: „Ich bedaure, daß Ihr schottischer Lord an jenem mondbeglänzten Abend nicht ein wenig unternehmender war. . . . Ich erinnere mich einst von einem armen, jungen, deutschen Mädchen gehört zu haben, welchem die Aerzte das Leben absprachen. Da hub sie bitterlich zu weinen an: Nein, nein, ich kann noch nicht sterben, sagte sie, erst muß ich ein wenig heirathen. Und wahrlich, warum soll Corinna der Welt verloren gehen?" [1])

Das jüngere, ernstere Geschlecht kam mit James Mackintosh zu Wort. Er war damals in Indien und schrieb von Bombay: „Langsam lese ich „Corinna", um den Genuß zu verlängern, und mit Schrecken sehe ich, daß es mit dem Buch nun doch zu Ende geht. . . . Lebe wohl, du mächtige, eigenthümliche Schöpfung, deren Fehler so auffallend sind, daß es sich nicht der Mühe lohnen würde, sie aufzuzählen, und von welcher doch einzelne Sätze mehr Gefühle erweckt und mehr Gedanken angeregt haben, als die fehlerlosesten Muster literärischer Eleganz. Die Intrigue des Romans entwickelt sich nur, um die innere Welt zum Ausdruck zu bringen. Der ganze Zweck einer Episode ist erreicht,

---

[1]) Jared Sparks, Life of Gouverneur Morris. III, 248, 18. Januar 1808.

wenn sie leidenschaftliche Empfindung vermittelt hat. Aber selbst bei solchen Anlässen zeigt sich, was die Verfasserin vermocht haben würde, hätte sie ihrem Talent nach dieser Richtung Spielraum gelassen. Die Zergliederung der Leidenschaften und Charaktere ist von jeher auch für mich ein solches Lieblingsstudium gewesen, daß ich selbst seine Uebertreibungen entschuldige. Obwohl ich andrerseits nicht leugnen kann noch will, daß eine zu subtile Beobachtungsgabe zu Schlußfolgerungen führt, die nur in einzelnen Fällen zutreffend sind, in andern dagegen ebenso gut ganz verschieden gedeutet werden könnten. In den Beschreibungen ist übrigens Frau von Staël oft nicht minder genau und verlässig als der kühlste Beobachter. Ihre Darstellung von Mittelmäßigkeit, Langeweile, eintöniger Beschränktheit, die nur Neid und Mißgunst in Bewegung zu versetzen im Stande sind; von geistiger Ueberlegenheit, die gefürchtet und gehaßt, aber nicht verstanden wird, von Verstand und Witz, die nach und nach in der Stickluft der Dummheit erlöschen müssen, ist so wahr! Und dann, wie geschickt ist der ungünstige Eindruck der Schilderungen Northumbrischen Provinzlebens durch die Bemerkungen Oswald's wie durch das veränderte Urtheil von Corinna selbst nach dem zweiten Aufenthalt in England korrigirt, und wie weiß andrerseits die merkwürdige Frau wieder den Enthusiasmus für Italien durch die Einschränkungen der Schlußkapitel auf das Maß der Wahrheit zurückzuführen" [1]).

Ein anderes Urtheil von englischer Seite darf nicht übergangen werden. Es ist das von Lord Byron. Auf das letzte Blatt des der Gräfin Guiccioli gehörenden Exemplars von „Corinna" schrieb er innige Worte an die Geliebte. Dann fügte er in Bezug auf dieses ihr Lieblingsbuch hinzu: „Ich habe Frau von Staël gut gekannt — besser als sie Italien kannte. Allein ich war weit davon entfernt, damals zu ahnen, daß ich einst mit ihren Gedanken in dem Land denken würde,

---

[1]) Sir James Mackintosh, Memoirs of the life of, I, 405 u. ff.

das sie zum Rahmen ihrer anziehendsten Schöpfung gewählt hat. In Bezug auf Italien und England hat sie zuweilen Recht, öfters noch Unrecht; in Bezug auf das Herz aber, das nur eine Nationalität und kein Vaterland kennt, irrt sie sich fast niemals" [1]).

Während diese Beurtheiler sich durch die an ihren heimathlichen Verhältnissen geübte Kritik den Genuß an der künstlerischen Leistung nicht verkümmern ließen, erhob der Italiener Ugo Foscolo in den Spalten des »Gazettino del bel Mondo« den Vorwurf, als habe das Buch von Frau von Staël »infamato l'Italia, nel volere patrocinarla«. Auch er hat später anders über diesen Punkt gedacht [2]).

Italien selbst ist dankbar geblieben. In den Schaufenstern der dortigen Buchhändler fehlt noch heute fast niemals ein Exemplar von „Corinna", als unverwelkliches Blatt im Ehrenkranz, den die Fremden auf klassischer Erde niedergelegt haben.

---

[1]) Th. Moore, Letters and Journals of Lord Byron, with Notices of his life, 407.

[2]) C. Cantù, Vincenzo Monti e l'età che fu sua, 101 u. ff.

Drittes Kapitel.

Nach Vollendung von „Corinna" befand sich Frau von Staël in Bezug auf Napoleon in einer Lage, ähnlich derjenigen, die dem Erscheinen von „Delphine" gefolgt war.

Wie 1802 den Höhepunkt des Consulats, so bezeichneten die Jahre 1806 und 1807 die zwischen Austerlitz und Tilsit liegende Glanzzeit des Kaiserreichs. Die tributären Königreiche waren errichtet, Preußen niedergeworfen, Rußland gewonnen, das tödtliche Experiment in Spanien noch nicht versucht. Auf dem Festland war fast niemand mehr, der widerstand. Im Januar 1806 schrieb Gentz, und zwar, bezeichnend genug, gerade an Johannes von Müller: „Armfeldt schrieb mir vor einiger Zeit: »Croyez-moi, il n'y a plus que les femmes qui vaillent quelque chose«, und bei Gott, er hat Recht! Es ist ein wahrhaft außerordentliches Phänomen, daß man heute zehn treffliche Frauen von großem Gemüth, lebendigem Ehrgefühl, unverfälschtem Haß gegen das Böse und dabei umfassendem Geiste findet, ehe man nur einem Mann begegnet, der die Hälfte dieser Eigenschaften vereinigte" [1]). Die Ereignisse, die nun folgten, schienen fast das zu überschwängliche Lob zu bestätigen. »Qui êtes-vous, Madame?« frug Napoleon die allein in Weimar zurückgebliebene

---

[1]) Maurer-Constant, Supplement zu J. v. Müller's sämmtl. Werken, I, 211, Gentz an J. v. Müller, 6. Januar 1806.

Herzogin Luise, als sie ihn, nach Jena, auf der Schloßtreppe dort empfing. Sie nannte sich. »En ce cas, je vous plains«, entgegnete er, »car j'écraserai votre mari.« Am andern Tag sagte er nach einer langen Unterredung und mit Nachdruck zu ihr, sie möge es glauben, es gebe eine Vorsehung, die Alles lenke, er sei nur ihr Werkzeug. „Das ist eine Frau, welcher meine dreihundert Kanonen nicht Angst gemacht haben", bezeugte er beim Fortgehen. Wie Frau von Staël über den Vorgang dachte, ist bereits erwähnt worden. Karoline von Wolzogen, die mit ihrem kranken Gatten in der brennenden, geplünderten Stadt aushielt, ließ sich später noch als bejahrte Frau von diesen Erinnerungen zum Roman „Cordelia" begeistern[1]). Am preußischen Hoflager zu Königsberg, wo das Gefühl herrschte „als häufe Gott unsere Sünden auf unser Haupt und suche uns heim in großer Trübsal", bestand ein anderes Frauenherz die Probe und empfahl den wankenden Männern „fest zu bleiben und nicht Frieden zu schließen"[2]). — Während das in Deutschland sich zutrug, litt es Frau von Staël nicht mehr in der Stille von Coppet. Durch ihre Nationalität auf die Seite des Siegers gestellt, stand sie nur zu sehr für ihre innere Ruhe mit ihren Sympathien auf jener der Besiegten, und empfand unter dem Druck welterschütternder Ereignisse um so dringender das Bedürfniß des Gedankenaustauschs und Umgangs mit gleichgesinnten Freunden. Es war eine ganz persönliche Erfahrung, die sie aussprach, wenn sie in „Corinna" das Reisen eines der traurigsten Vergnügen der Welt nannte, über die Hast lächelte, mit welcher man an Orten anzulangen trachtet, wo man von Niemandem erwartet wird, und in der Fremde durchlebte Jahre mit wurzellosen Zweigen verglich, während die an der Geburtsstätte verbrachte Existenz durch alte Erinnerungen verjüngt bleibe, die das Herz frisch

[1]) Karoline von Wolzogen, Literärischer Nachlaß, I, 44 u. 55.

[2]) Gräfin von Voß, Neunundsechzig Jahre am preußischen Hof, 256, 266, 284.

erhalten und das Ende mildernd umgeben. Es ergriff sie, was Sainte-Beuve in ihrem Leben »le mal de la capitale« nennt, und sich zum Theil durch die außerordentliche, innere Erregung erklärt, in welcher „Corinna" geschrieben wurde.

Frau von Staël war officiell seit dem Tod ihres Vaters, thatsächlich aber, wie bereits gesagt, schon viel früher unter die direkte, strenge Aufsicht des Präfekten des Léman gestellt worden. Schon im Februar 1804 wurde ihr das Recht, in Genf eine Wohnung zu behalten, nur als Vergünstigung zugestanden [1]). Befragt, was er thun würde, wenn ein italienischer Souverän in mißverstandenem Eifer sie während ihres Aufenthalts über den Alpen festnehmen lassen sollte, hatte Napoleon geantwortet, in diesem Fall seien 20,000 Mann zu ihrer Befreiung bereit [2]) und dann seinen Beamten die erwähnte, rücksichtsvolle Behandlung der Reisenden vorgeschrieben. Als Frau von Staël aber zum ersten Mal seit ihrer Rückkehr nach Coppet einen Aufenthalt in Frankreich außerhalb der vorgeschriebenen Entfernung, vierzig Meilen von Paris versuchte, konnte sie gewahr werden, aus wie engen Maschen das Netz, das sie umstrickte, bestand. Am 31. August 1805 verweigerte ihr der Polizeiminister, immer Fouché, einen Paß nach Frankreich und wies den Präfekten des Léman an, sie im Fall eines Ueberschreitens der französischen Grenze augenblicklich zu verhaften. Schon damals war die Rede davon, ihr die freie Bewegung zwischen Genf und dem wenige Kilometer davon entfernten Coppet zu beschränken. Es lag nichts gegen sie vor, als die Bemerkung in einem Brief Napoleon's an Fouché, „für Frauen sei der Verkehr mit Baronin Staël nicht minder kompromittirend als jener mit der Königin von Neapel" [3]). Am 22. Oktober

[1]) H. Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 168.

[2]) Benjamin Constant, Mémoires sur les Cent Jours.

[3]) H. Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 168. Napoleon an Fouché, 22. Mai 1805.

desselben Herbstes wurde jedoch der verlangte Paß nach Frankreich, unter der Bedingung, daß Paris nicht berührt werde, zugestellt. Frau von Staël benutzte ihn erst im darauffolgenden Frühjahr 1806. Sie hatte den Winter bei sich in Coppet und theilweise in Genf verbracht, und sich dadurch ein neues Interesse zu schaffen gewußt, daß sie mit ihrer nächsten Umgebung auf einer kleinen, zu Genf improvisirten Bühne einige ihrer Lieblingsdramen aus dem Theater von Voltaire, „Mérope", „Alzire", „Zaïre", dann Racine's „Phädra" und eine biblische Scene, „Hagar in der Wüste" spielte.

Von diesen Vorstellungen sind mehrfache Berichte von Augenzeugen erhalten, darunter ein überschwänglich bewundernder von Friederike Brun, die den Winter von 1806 in Genf verlebte[1]), und der maßvoll anerkennende von A. W. Schlegel an die Schauspielerin Bethmann am Nationaltheater zu Berlin gerichtet.

A. W. Schlegel hatte nach der deutschen die französische und italienische darstellende Kunst zu beobachten Gelegenheit gehabt, jedoch Talma und das tragische Fach in Frankreich nicht kennen gelernt. In diesem, schrieb er an Madame Bethmann, habe er nun endlich das Glück gehabt, etwas in der That Vollendetes bewundern zu können, und zwar wo man es am wenigsten erwarten durfte, auf einem Gesellschaftstheater und in der Person einer Dilettantin. Er nennt das Spiel von Frau von Staël das einer unvergleichlichen Künstlerin. Zur eigenen Zerstreuung und mehr noch zur Unterhaltung ihrer Freunde habe sie eine Reihe theatralischer, besonders tragischer Vorstellungen gegeben, welche letztere, der anerkannten Schwierigkeit wegen, in Frankreich sonst gewöhnlich von gesellschaftlichen Bühnen ausgeschlossen blieben. Die seltene Gabe von Frau von Staël, jeden Geist nach seinem Maß anzuregen, beseelte

---

[1]) F. Brun, Episoden aus Reisen in die Schweiz, Frankreich und Italien, I, 383 u. ff.

Alles und so hatte sie bald einen Kreis von Talenten und Bestrebungen um sich gesammelt, der im Stande war, sie zu unterstützen und das Ganze der Stücke zur Erscheinung zu bringen. A. W. Schlegel hebt die geschmackvolle Anordnung, besonders in der Wahl und Beobachtung der Trachten hervor, und wie die Kleinheit der Scene dadurch der Gesammtwirkung keinen Eintrag gethan habe.

„Um vor der Bühne ausgezeichnet zu erscheinen", fährt er fort, „gesellen sich bei Frau von Staël, zu vielen Begünstigungen der Natur und schönen Anlagen alle Vortheile der seltensten Ausbildung. Die Gewohnheit des Welttons, die für das feinere Lustspiel immer unentbehrlich, aber auch für das Trauerspiel, wenigstens für das französische, worin so sehr eine auf Uebereinkunft gegründete Würde herrscht, äußerst wichtig ist; die oft im Gespräch geübte Gabe der Ueberredung, Gewandtheit und Gegenwart des Geistes; ein bis auf die Silben sicheres und untrügliches Gedächtniß; eine außerordentliche Uebung im Vortrag der Verse. Hierin ist sie frühzeitig Schülerin der berühmten Clairon gewesen, freilich viele Jahre nachdem sich diese vom Theater zurückgezogen hatte; und diejenigen Zuschauer, welche diese merkwürdige Schauspielerin gesehen, versicherten, die Spuren davon in ihrer Weise sehr wohl zu erkennen.

„Dies Alles reicht jedoch nicht hin, um einen angemessenen Begriff von der Eigenthümlichkeit ihres Spiels zu geben, die ganz aus ihrem Charakter und innersten Gefühl hervorgeht. Frau von Staël verbindet mit der natürlichen Vorliebe für die Sprache und Literatur ihrer Nation die in Frankreich äußerst seltene Fähigkeit, sich in ausländische Sinnesart zu versetzen und sie durch die Phantasie sich anzueignen. Sie ist Kennerin und Freundin der französischen Dichtkunst, vorzüglich der dramatischen, jedoch ohne davon ganz erfüllt und befriedigt zu werden. Was sie in aller Poesie zuvörderst sucht, was sie selbst in ihren Schriften als den herrschenden Eindruck ihres Lebens darzustellen versucht hat, sind die von einem fühlenden Herzen unzertrenn-

lichen Schicksale, seine Geheimnisse, seine Leiden, auf das unmittelbarste und einfachste ausgedrückt. Nun ist nicht zu leugnen, daß die engen Schranken, welche der französische Geschmack dem Drama gesetzt hat, zum Theil auch der ganz der äußern Erscheinung zugewandte Charakter der Nation selbst, sowohl was die Tiefe der dargestellten Leidenschaften als die überraschende Wahrheit des Ausdrucks betrifft, gar viel vermissen lassen. Beredsamkeit scheint ihren Dichtern das erste Erforderniß, und Beredsamkeit ist immer etwas Vorbereitetes. Des Wohlstandes wegen wollen sie uns die menschliche Natur nie ganz vom Schmerz verwirrt und überwältigt, und ohne allen festlichen Aufputz zeigen, weswegen Schiller ihre Personen treffend mit den Königen auf alten Kupferstichen vergleicht, die sich in Mantel und Krone zu Bette legen. Man könnte auch sagen, daß die Helden des französischen Trauerspiels fast nie wie unter sich allein und unbeobachtet reden und handeln, sondern wie der Schauspieler dem Zuschauer nicht den Rücken wenden soll, so hat hier schon der Dichter Sorge getragen, die Reden sichtbar nach dem Parterre hinauszukehren. Dies sind nur einige von den Ursachen, warum uns Deutsche selbst die besten tragischen Werke der Franzosen bei der Lesung meistens kalt lassen. Würden sie aber in den Hauptrollen durchgehends so aufgeführt, wie es Frau von Staël in den ihrigen geleistet hat, so müßten sie dennoch rühren und erschüttern. Könnte ich Ihnen nur beschreiben, wie ihr Bedürfniß nach inniger Wahrheit den Widerstand der Form überwand, wie sie diesen abgemessenen Hervorbringungen ein freieres Gemüth einhauchte, sie mit der Fülle ihres eigenen Herzens erwärmte, sie durch ihre Begeisterung in höhere Regionen der Poesie emporhob! Nicht als ob sie deswegen über die Grenzen der Gattung hinausginge. Eher dürfte dies der Fall einiger von den berühmtesten heutigen Schauspielern in Paris sein, die nach dem Bericht gründlicher Beurtheiler die Werke ihrer Dichter ziemlich willkürlich behandeln, und oft aus pomphafter Deklamation plötzlich in eine krampf-

hafte Heftigkeit nicht ohne entstellende Verzerrung übergehen, wozu der Text keineswegs Veranlassung gibt. Dieser Fehlgriff entspringt vielleicht aus Dem, daß das Leben in den Trauerspielen, die sie darzustellen haben, sparsam ausgestreut ist; sie wollen daher in den wenigen Augenblicken, wo die Leidenschaft einigermaßen ihre Rechte geltend macht, das Versäumte nachholen, und überladen sie gleichsam mit der zusammengepreßten Kraft dessen, wovon das ganze Stück gleichmäßig durchdrungen sein sollte. Ganz anders weiß Frau von Staël den Mangel zu ersetzen; bei ihr sind alle Uebergänge von der gehaltensten Rede bis zum unwillkürlichsten Ausruf des Schmerzes harmonisch. Nie überschreitet sie, ich will nicht sagen, die zarte Linie der Anmuth, sondern selbst die Schranken des herkömmlichen Anstandes. Man kann sagen, daß ein eigenthümlicher Reiz ihres Spiels in dem ausgeglichnen Widerstreit des innern Antriebes und der dennoch beobachteten Regel liegt. Es ist freie Bewegung im gebundensten Ebenmaß, ein tiefes Gemüth unter einer glänzenden Oberfläche, Aufrichtigkeit und Herzlichkeit der Natur, die sorglos überlegen am Hofe der verfeinerten Kunst erscheint.

„Frau von Staël gehört nicht zu den besonnenen Schauspielern, welche das, was sie einmal als das Richtigste oder Vortheilhafteste berechnet haben, immer auf gleiche Weise ausführen. Nachdem sie ihre Rolle sorgfältig durchdacht und geübt, überläßt sie sich bei der Aufführung ganz den Eingebungen des Augenblicks. Sie verliert sich in die vorgestellte Person, ringt mit streitenden Gefühlen, leidet, verzagt, entsetzt sich, sinkt in Ermattung, faßt neuen Muth oder wird zum letzten Entschluß der Verzweiflung hingetrieben; kurz alles, wodurch die tragische Poesie die Gemüther bewegt und erschüttert, fühlt sie bis zur Täuschung, als ginge es mit ihr selbst vor. Darum sind dann das tiefere Athmen, das stärkere Schlagen des Herzens, das Beben der Stimme, der Schreck bei dem plötzlichen Unfalle einer geliebten Person, ja die überströmenden Thränen nicht mehr Er-

dichtung, sondern Wirklichkeit. Diesen angeschlagenen Saiten kann keine verwandte ihren Akkord versagen; sie hat die Rührung ihrer Zuschauer mit ihrem eigenen Schmerz erkauft."

Die Reihe der Vorstellungen in Genf wurde durch „Mérope" eröffnet, einer Tragödie, die wegen des in derselben zum Ausdruck kommenden Mutterschmerzes ganz besonders dem Darstellungstalent von Frau von Staël entsprach. Der Beifall, den sie in der Titelrolle erregte, machte allen Bedenken über das Gelingen des Unternehmens ein Ende. Besonders gerühmt wurde die Stimme der Darstellerin, die Fülle und Weichheit, mit welchen sich ihr Organ allen Anforderungen ihrer Rollen fügte. Ihre schönen, dunklen Augen, die ausdrucksvollen Züge, die in der Ferne zu ihrem Vortheil gemildert erschienen, eine klassische Haltung und Bewegung, die besonders harmonische Gebärde der Arme und Hände thaten das Uebrige. Hervorgehoben wurde ihre Auffassung der Rollen von Palmyre wegen der Grazie und frischen Lebendigkeit in der Darstellung einer aufkeimenden mit religiösem Enthusiasmus gepaarten Liebe.

„Alzire" beurtheilte A. W. Schlegel als die gelungenste der theatralischen Compositionen von Voltaire, des glücklichen Grundgedankens wegen, und weil die Kontraste zwischen der alten und der neuen Welt Anlaß zu gelungenen, dichterischen Schilderungen gaben. Die Handlung fand er, obwohl erdichtet, reicher an historischem Gehalt als die meisten andern französischen Tragödien. Frau von Staël spielte Alzire in spanischer Tracht, vielleicht der Absicht des Verfassers entgegen, aber unstreitig im Geist der Geschichte, da sie bereits Christin und im Begriff ist, einem spanischen Großen vermählt zu werden. So wie Frau von Staël ihre treue und innige Zärtlichkeit, den Adel ihrer Gesinnung zum Ausdruck brachte, wurde Alzire fast noch ein schönerer Triumph hoher Weiblichkeit als Mérope. Die Rolle der Zaïre war dichterisch viel weniger begünstigt. Während alle menschlichen Beweggründe für Alzirens Liebe sprechen, hat die Liebe von Zaïre sie alle gegen sich. Der

deutsche Kritiker wollte sich nicht zur Sympathie für diese leidenschaftliche Neigung zu einem verliebten und eifersüchtigen Türken verstehen, der zwar mit Großmuth und europäischem Zartgefühl prahle, aber alle Augenblicke in sein rohes Wüthen und in seine despotischen Angewöhnungen zurückfalle. Er nennt Orosman einen verfehlten Othello und bedauerte, daß Voltaire die Gelegenheit versäumt habe, das Bild des orientalischen Monarchen nach der Art von Saladin zu zeichnen.

Den Schluß dieser Vorstellungen bildete die schwerste, und, bei vollkommenem Gelingen, wohl auch die lohnendste Rolle des französischen Repertoires, die „Phädra" von Racine. Schlegel nennt ihre Darstellung durch Frau von Staël eine Interpretation im großen Styl, die durch Betonung des Unwillkürlichen und Verhängnißvollen in der unseligen Leidenschaft, der Phädra unterliegt, den tiefsten Eindruck auf die Zuschauer hervorbrachte. Durch ihren Beifall angeregt, führte Frau von Staël das kleine Schauspiel auf, das die bereits von Lemercier und Frau von Genlis behandelte Geschichte der Hagar treu nach der biblischen Erzählung ausführte und welches sie allein mit ihren Kindern spielte. Ihre Tochter, ein seelenvolles Kind von zehn Jahren, trat als Ismael, ihr jüngerer Sohn in der Rolle des Engels auf, und die Zuschauer wurden durch die einfache Handlung zu Thränen gerührt und waren nicht wenig überrascht, die Verfasserin an demselben Abend mit aller Leichtigkeit und fröhlichen Schalkheit als falsche Agnes oder Rosine wieder auftreten zu sehen[1]).

Von den Mitspielenden findet sich nur Graf Divonne als Darsteller des Lusignan in „Zaïre" lobend bei Friederike Brun erwähnt. Ob es der Dilettantin, die Phädra spielte, gelang, das heilige Feuer ihrer Kunst den Genfern mitzutheilen, darüber

[1]) Madame de Staël, Agar, scène lyrique, Oeuvres comp. XVI, 1, 1806. A. W. Schlegel, Ueber einige tragische Rollen von Frau von Staël. An Madame Bethmann, Schauspielerin zu Berlin, 1806. Ges. Werke, IX, 266—281. Zuerst abgedruckt im Berliner Damenkalender, 1806.

haben diese selbst mit geringen Ausnahmen ein Verdacht erregendes Schweigen bewahrt. Nach Fräulein Galiffe spielte Frau von Staël die komischen Rollen lieber und besser als die tragischen, in welchen sie die eigene Persönlichkeit nicht vollständig genug den Anforderungen des Dichters unterzuordnen wußte [1]). Madame Necker de Saussure nennt das Spiel ihrer Cousine nicht sowohl künstlerisch durchgebildet als packend und originell und im höchsten Grad ergreifend. Es wechselte beständig in den Mitteln zur Erzielung seiner Effekte und verschmähte meistens, den Nachdruck auf bekannte Schlagworte zu legen, um dafür unbemerkbar gebliebene Stellen zur Geltung zu bringen. Sie selbst war so ergriffen, daß sie als Zaïre nie das Kreuz erfaßte ohne es zu zerbrechen, und doch niemals die Geistesgegenwart und beständige Aufmerksamkeit darüber verlor, deren sie bedurfte, um sowohl sich selbst als ihre wenig geübten Mitglieder zu überwachen. In Bezug auf die Lebhaftigkeit, mit welcher Frau von Staël ihre Rollen auffaßte, so daß sie sich ganz mit denselben identificirte, erzählt ihre Cousine einen charakteristischen viele Jahre früher von ihr miterlebten Zug. Es war bei ihr auf dem Lande, und es sollte ein kleines Lustspiel von Carmontel, „Der Geschwätzige", dargestellt werden, in welchem eine vornehme Dame, kränklich und nervös, das Bittgesuch eines alten Kriegers um eine Pension unter der Bedingung entgegenzunehmen und zu unterstützen verspricht, daß derselbe sich nicht in überflüssige Reden verliere. Er ist zu diesem Zweck eigens abgerichtet worden, verfällt aber nach ein paar Worten wieder in endloses Gerede und langweilt damit seine Gönnerin so entsetzlich, daß sie sich nicht mehr für ihn verwenden will. Ihre Rolle hatte Frau von Staël zu spielen und gab vortrefflich, erst ihre erschöpfte Mattigkeit, dann ihre Langeweile und Entrüstung wieder. Als aber der Augenblick kam, den alten Soldaten unverrichteter Dinge fortzuschicken, konnte sie

[1]) Galiffe, D'un siècle à l'autre, 318.

sich nicht dazu entschließen. Er hatte von seiner Frau, seinen Kindern, seiner Armuth gesprochen; sie fiel vollständig aus der Rolle, vergaß die ganze Pointe des Stücks, empfahl ihm, das nächste Mal weniger zu schwätzen, versicherte aber auch, daß sie ihm beistehen und für Alles sorgen wolle. Dieses Bedürfniß nach Wahrheit und Natürlichkeit im Ausdruck der Empfindung war Ursache, daß ihr die Deklamation von Mademoiselle Georges, die sie in Wien hatte spielen hören, nicht gefiel. Sie fand diese Art der Darstellung zu künstlich. Von den großen Schauspielern ihrer Zeit hat Talma allein sie vollständig befriedigt [1]).

Die Theatervorstellungen von 1806 währten bis zum April, dann kehrte die Sehnsucht nach Frankreich wieder, wozu die Verpflichtung kam, den Druck von „Corinna" zu überwachen. In Genf hatte sie sich in der Person des kaiserlichen Präfekten Barante einen Freund erworben, der ihre Mitte April erfolgte Abreise, vorläufig nach Auxerre, mit dem officiellen Bericht an seinen Pariser Vorgesetzten begleitete, während des ganzen in seiner unmittelbaren Nähe verbrachten Jahres habe Frau von Staël die gemessenste Haltung bewahrt und weder über den Krieg noch über sonstige Ereignisse Aeußerungen gethan, die der Regierung Anlaß zur Klage gegen sie hätten geben können [2]).

Ein übereifriger College dagegen, der Präfekt des Departements der Yonne, machte die polizeiliche Ueberwachung der Frau von Staël zu seiner persönlichen Angelegenheit und berichtete, daß sie mit dem Gedanken sich trage, im Schloß Vincelles, in der Nähe von Auxerre, Wohnung zu nehmen. Mathieu de Montmorency sei dort zu Besuch bei ihr eingetroffen. Die kleine, eintönige Provinzstadt machte indessen die Beschränkung der persönlichen Freiheit nur um so fühlbarer; große Städte, sagt Corinna, sind

---

[1]) Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël.

[2]) H. Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 169, nach den Dokumenten der Archives nationales.

die einzigen, erträglichen Aufenthaltsorte für Solche, die nicht die betretenen Wege gehen und doch gesellig leben wollen. Ueberall wo Monotonie zur zweiten Natur und steten Gewohnheit geworden ist, liebt man es gar nicht mehr, sich einmal zu unterhalten, um dann zu entdecken, daß man sich die ganze übrige Zeit hindurch langweilt. Die Langeweile von Auxerre zu unterbrechen, versuchte sie gar nicht, und empfand auch wenig davon, so lange ihr Freund Mathieu bei ihr bleiben konnte. Dann aber mußte sie, da weder Lehrer noch Schulen oder Musik in „diesem wahren Scythien" vorhanden waren, ihre beiden Söhne mit Schlegel nach Paris schicken. Letzterer, obwohl an kleine deutsche Städte gewöhnt, hatte sich in dieser französischen Provinzatmosphäre so wenig zurecht gefunden, daß Frau von Staël ihn „als zu Tode gelangweilt" bemitleidete. »Benjamin Constant«, meinte sie, »se tire mieux d'affaire avec les bêtes«[1]). Unterdessen verwendeten sich ihre Freunde für sie in Paris, um endlich doch die Rückzahlung von Necker's Darlehen und die Aufhebung einer Verbannung durchzusetzen, für welche jeder triftige Grund fehlte. Gérando besprach sich in dieser Absicht mit Talleyrand. »Il me semble qu'il lui siérait de me faire rappeler«, schrieb dankend Frau von Staël[2]).

Man hatte vom 15. August als vom Napoleonstag eine Wendung in ihrem Schicksal erwartet. Was sie wollte, war nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit. Als das Fest verstrich und Alles beim Alten blieb, schrieb sie in trüber Stimmung, das Leben fange an, ihr unerträglich zu werden.

In einem Brief an Friederike Brun ließ sie sich zum eigenthümlichen Geständniß hinreißen: „Ich weiß, obwohl Ihre Güte mich überschätzt, daß ich unter glücklicheren Verhältnissen mehr hätte leisten können als ich geleistet habe. Aber als Französin

---

[1]) Sainte-Beuve, Madame de Staël. Nouveaux Portraits et Critiques littéraires, 27—137.

[2]) Baron de Gérando, Lettres inédites, etc., 66. Madame de Staël à Gérando, Auxerre, 9 Août 1806.

mit nicht französischem Charakter, mit dem Geschmack und den Gewohnheiten des französischen Lebens, aber mit den Ideen und der Empfindungswelt des Nordens geboren werden, das ist ein Gegensatz, der das Leben untergräbt. Ich bin immer in der gleichen Lage, zuweilen in Gesellschaft von Freunden, viel öfter in Erwartung ihrer Ankunft, und ohne die Möglichkeit, mein einsames Leben auszunützen wie ich sollte, weil ich Opium nehme, um zu schlafen, und weil Opium die Nerven zerstört"[1]). . . . Ein kurzer Aufenthalt in Blois brachte keine Besserung dieser Ueberreizung des ganzen Systems, die ihr „einen Postwagen noch als den leidlichsten Aufenthalt" erscheinen ließ. Sie las viel, u. a. Boswell's Leben von Johnson, das ihr das Maß des in der Bewunderung Zulässigen zu überschreiten schien, und Sismondi's Einleitung zur Geschichte der italienischen Republiken, die sie mit Recht bewunderte[2]). Das Einzige aber, was ihr wirklich wohl that, war das Erscheinen von Freunden, von Madame Récamier, die sehnlich erwartet worden war, und auch diesmal nicht enttäuschte, dann von Lemercier, dem Dichter, von Lemontey[3]), der 1789 als Deputirter von Lyon mit den Worten „Frankreich bedürfe eines Sully", Necker's Rückberufung verlangt und dadurch allein sich seiner Tochter ins Herz geschrieben hatte. Er blieb ihr treu ergeben, obwohl er als Direktor der kaiserlichen Censurbehörde seine Stellung durch diese Freundschaft gefährdete. Nach Auxerre kam auch Camille Jordan, der gegen Frau von Staël etwas gut zu machen hatte. Seit Kurzem verheirathet, war er bei Gelegenheit der Reise durch Lyon ihrem Wunsch, seine junge Frau kennen zu lernen, nicht entgegengekommen. Ueber diese Eventualität seiner Verheirathung hatte

[1]) Bonstetten, Briefe an F. Brun, herausgegeben von Matthison, I, 252. Frau von Staël an F. Brun, Auxerre, 15. Juli 1806.

[2]) Sainte-Beuve, Camille Jordan. Nouveaux Lundis, XII, 259. Bonstetten, Briefe an F. Brun, I, 254.

[3]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 76. Madame de Staël à Madame Récamier. Madame Récamier, Les amis de sa jeunesse et sa Correspondance intime, 27—31.

sie einige Jahre früher an Gérando geschrieben, sie denke überhaupt ungern an Verbindungen, die ihre Freundesrechte schmälerten, und halte beredsame Vorträge dagegen bereit, über deren Wirkung sie sich keiner Täuschung hingebe.

Nun, da Camille den Schritt gethan und ihr seine Frau nicht gebracht hatte, schrieb sie ihm von Auxerre, wie peinlich es ihr gewesen sei, sich eine Freude zu versagen, von der sie zu bemerken geglaubt habe, daß man sie ihr verweigern wollte. „Ich habe viel mehr Wohlwollen, als ich einflöße“, schrieb sie dem Freund, „die Frau, die Sie lieben, hat, um auch mir zu gefallen, nur einige Theilnahme für mich an den Tag zu legen. Wenn ich es auch nicht gern sehe, daß meine Freunde sich verheirathen, hieße es die Freundschaft doch schlecht verstehen, wollte ich sie, wenn der Schritt einmal geschehen, nicht auf den Gegenstand ihrer Neigung ausdehnen. Ich will Madame Camille ebenso, wie einst Ihnen, zu gefallen suchen. Ist das nicht recht? Ich lebe hier in völliger Zurückgezogenheit, getragen von der unvergleichlichen Güte von Mathieu. Ich hoffe, Sie zu sehen und möchte nicht mehr leiden müssen, denn ich fühle mich am Punkt angelangt, wo die Kraft zu versagen beginnt.“

Und nachdem Camille Jordan das Vorgefallene zu erklären versucht hatte, antwortete sie begütigend, sie fühle sich krank an Körper und Seele, wolle aber des schönsten Verses von Voltaire eingedenk bleiben:

»Tout mortel est chargé de sa propre douleur.«

„Adieu Camille“, schloß einer dieser Briefe, „Sie sind etwas derb mit mir. Wenn Sie dabei im Rechte sind, sollte es mir zum Nutzen gereichen. Vielleicht aber ist es nicht minder richtig zu sagen, daß Sie weniger derb wären, wenn Sie mich lieber hätten. Adieu“ [1]).

---

[1]) Sainte-Beuve, Camille Jordan. Nouveaux Lundis, XII, 255. Madame de Staël à Camille Jordan, 1er Mai et 20 Juin 1806.

Sechs Monate später war Camille Jordan unter denjenigen, die den Schmerz der Freundin über ihre Verbannung aus Paris der Uebertreibung beschuldigen zu müssen glaubten. „Sie haben an Mathieu geschrieben, daß ich Ihnen grollte", antwortete Frau von Staël in Bezug darauf, „daran ist etwas Wahres. Ich liebte Sie mehr als Sie mich liebten. Aus diesem Mißverhältniß entstanden peinliche Eindrücke für mich. Es gibt keinen Kummer, der, wenn aufrichtig, nicht Mitgefühl verdiente. Vor Allem, wenn ein solcher Kummer, wie Sie es aus „Corinna" ersehen können, wohl viele Thränen, aber keine Unwürdigkeit gekostet und tausend Mal Größere, einen Dante, einen Cicero unter Andern, gebeugt hat. Mit einem Wort, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß man über meinen Schmerz, wie ja überhaupt über allen Schmerz dieser Welt tausend Dinge gesagt hat, die mich verwundet haben. Ihnen allein habe ich es nachgetragen, weil ich Sie lieb habe. Ist das nicht billig? Ich werde Ihnen „Corinna" schicken. Schreiben Sie mir darüber nach Coppet, wohin ich zurückkehre, sobald das Buch gedruckt ist. Je vous embrasse, rancune tenante« [1]).

Das Vorhaben, vor dieser Rückkehr nach der Schweiz durch den Gebrauch der Bäder von Spa Stärkung ihrer angegriffenen Gesundheit zu suchen, mußte ebenfalls in Folge der von den Behörden dagegen erhobenen Schwierigkeiten wieder aufgegeben werden, und am 14. September wurde Auxerre mit Rouen vertauscht, dorthin folgten ihr Benjamin Constant, der junge Graf Elzéar von Sabran und mit Wilhelm auch dessen Bruder, Friedrich Schlegel, den ihre Gastfreundschaft während sechs Monaten vor den drückenden, pekuniären Sorgen bewahrte, die seinen Aufenthalt in Paris begleitet hatten, wofür sie dankbar anerkennend empfing, was dieser unerschöpflich thätige Geist

[1]) Sainte-Beuve, Camille Jordan. Nouveaux Lundis, XII, Madame de Staël à Camille Jordan, Meulan, 10 Avril 1807.

ihr an Anregungen aller Art zu geben hatte[1]). Sie schrieb an den in Genf bei Friederike Brun und ihrer erkrankten Tochter zurückgebliebenen Bonstetten, die ruhige Provinzstadt sei auf eine literärische Invasion wie die ihrige nicht vorbereitet gewesen. Länger dort zu verweilen, lag nicht in ihrer Absicht. Sie dachte an eine Rückkehr nach Italien; dann bat sie ihre Freunde wieder, sie in Genf zu erwarten. Sie habe, erwidert sie am Schluß eines dieser Briefe, ein Landgut in der Nähe von Paris gekauft und werde in ungefähr vierzehn Tagen erfahren, ob es ihr gestattet sei, dort zu leben. „Es wird traurig genug sein, den Winter auf dem Lande zuzubringen, und doch ist das meiner Wünsche höchstes Ziel. Wer möchte überhaupt in dieser zusammenbrechenden Welt noch von sich reden. Niemals haben die Ereignisse so mit den Menschen gespielt, und wenn ich denke, daß ich in einer Zeit aufgewachsen bin, in welcher der literärische Ruhm die erste aller Auszeichnungen war, glaube ich mich auf einen andern Planeten versetzt"[2]). Kurz nach Neujahr, am 23. Januar 1807, wurde ihr die Bewilligung ertheilt, bis 1. April das Schloß Acosta, in Aubergeenville, Seine-et-Oise, zu bewohnen. Es gehörte einer guten Bekannten, Madame de Castellane, und dort wurde die letzte, feilende Hand an „Corinna" gelegt.

Inzwischen, im März, wurde der Kauf des Schlosses Cernay bei Franconville in der Absicht abgeschlossen, dorthin Lehrer aus Paris kommen zu lassen und es mit Rücksicht darauf zum ständigen Wohnsitz zu nehmen. In trüber Stimmung schrieb Frau von Staël in Bezug auf diesen Plan an Bonstetten, die Hauptstadt verblasse vor ihrem Blick, je näher sie ihr komme. „Aber nicht Paris", fügte sie hinzu, „sondern ich selbst bin es, die verändert ist. Diejenigen, welche fünfzehn Jahre alt sind,

---

[1]) Raich, Dorothea von Schlegel, I, 225 und Briefe von Dorothea, November 1806 bis April 1807.

[2]) Bonstetten, Briefe an F. Brun, I, 254. Frau von Staël an Bonstetten, Rouen, 15. Nov. 1806.

empfinden nicht weniger lebensfreudig als einst ich. . . . Von Genf aus lobt man mir die Briefe von Madame Brun im Gegensatz zu den meinigen. Man hat Recht, denn seit ich nicht mehr an meinen Vater schreibe, vermag ich überhaupt nicht, mich brieflich zu äußern. Für einen bestimmten Zweck, in der Erregung der Leidenschaft, könnte ich noch beredsam sein. Aber mich einem Andern, als meinem Vater zu schildern, das vermag ich nicht mehr. Fordern Sie Madame Brun auf, mir durch einen ihrer Briefe ihre Seele näher zu bringen. Die meinige fühlt sich in diesem Riesenreich beengt" [1]).

Als jedoch, kurze Zeit nach diesem Brief, Bonstetten's Buch über „Wesen und Gesetze der Einbildungskraft" erschien, fand Frau von Staël die lebendigste Theilnahme wieder, um es zu loben. „Soeben, mein lieber Bonstetten", schrieb sie, „habe ich Sie gelesen und ebenso geist- als phantasievoll gefunden. Es ist zum ersten Mal, daß man in französischer Sprache Kenntniß des menschlichen Herzens und Verständniß für Poesie in der Metaphysik verwerthet hat. Sie haben den lebenden Menschen analysirt, und Ihr Buch hat historisch auf mich gewirkt. Denn was könnte historischer sein als die der ganzen Menschheit gemeinsamen Begriffe von Freude und von Schmerz. Sie haben Stellen von wunderbarer Gewalt, und ich werde Auszüge davon im „Publiciste" veröffentlichen. . . . Ich wollte, Ihre scharfsinnige Analyse des Schmerzes gäbe mir die Möglichkeit, ihm zu entrinnen. Aber glauben Sie mir, lieber Bonstetten, sich selbst haben Sie dargestellt. Jeder von uns schildert ja immer wieder sich selbst, und jener sechste Sinn, an welchen auch ich glaube, ist eben das Gefühl des Seins. Ueber das eigene Ich aber vermag man nichts, denn dieses Ich ist Alles. Wenn ich meine, daß man nichts über dasselbe vermöge, so sage ich das in Bezug auf das Glück. Denn die Handlungen sind das unmittelbare Ergebniß des Willens und darauf beruht der ganze Begriff

---

[1]) Bonstetten, Briefe an F. Brun, I, 255. Frau von Staël an Bonstetten, Melun, 2. Januar 1807.

der Moral. Solche und ähnliche Gedanken, die Ihr Buch bei mir angeregt hat, wollen wir einmal weiter ausspinnen. Wüßten Sie, wie traurig unser Frühjahr, wie traurig manches Andere ist, Sie wären dankbar für Ihren schönen Himmel und mehr noch für die Seele Ihrer Freundin, die nicht weniger klar als dieser ist" [1]).

Um dieselbe Zeit schrieb Napoleon an Fouché, wie er mit Vergnügen bemerke, daß von Frau von Staël nicht mehr die Rede sei. „Wenn ich mich noch mit ihr beschäftige", fügt er hinzu, „geschieht es auf Thatsachen hin. Diese Frau ist ein wahrer Rabe. Sie glaubte den Sturm bereits gekommen und schwelgte in Intriguen. Sie soll nach ihrem Léman zurückkehren. Haben uns die Genfer etwa nicht genug geschadet? . . . Es steht ihr übrigens frei, ins Ausland zu gehen und dort so viel Pamphlete, als sie nur will, zu schreiben." „Behalten Sie auch Benjamin Constant im Auge", heißt es in einem Brief vom Juni 1806, „wie er sich in das Geringste mischt, schicke ich ihn nach Braunschweig, zu seiner Frau. Ich will nichts von dieser ganzen Clique dulden; ich will nicht, daß sie Proselyten mache" [2]).

Inzwischen ging mit Anfang April die für den Aufenthalt im Schloß Acosta gewährte Frist zu Ende, und es traf ein kaiserlicher Befehl dort ein, entweder die Entfernung der vierzig Meilen von Paris genauer einzuhalten oder Frankreich unverzüglich zu verlassen. Frau von Staël war leidend und zu Bett, als sie den Befehl erhielt. Sie erklärte, vor dem 1. Mai nicht reisen zu können und an jedem früheren Termin nur der Gewalt weichen zu wollen, worauf sie vorläufig unbehelligt blieb.

Am 27. April meldete ein Polizeibericht dem Kaiser ihre Abreise nach Genf. „Ich bedaure, Sie so schlecht informirt zu wissen", heißt es in seinem Antwortschreiben an Fouché. „Frau

---

[1]) Bonstetten, Briefe an F. Brun. Frau von Staël an Bonstetten, Frühjahr 1807.

[2]) Napoléon I., Correspondance, XV.

von Staël war am 24., 25., 26., 27., 28. und ist wahrscheinlich noch in Paris. . . . Es heißt die unglückliche Lage dieser Frau nur erschweren, wenn man ihr Illusionen über dieselbe macht und sie dadurch Peinlichkeiten aussetzt, denn ich werde nicht zögern, sie nöthigen Falles der Gendarmie zu überantworten" [1]).

In Bezug auf den Polizeiminister war Napoleon ganz im Recht. Dem Späherange seiner Mouchards glücklich entronnen, hatte Frau von Staël der Versuchung eines kurzen Aufenthalts in Paris nicht widerstanden. Nur wenige Freunde wußten darum, und erst spät Abends oder des Nachts pflegte sie ihre Wohnung zu verlassen und die verödeten Straßen zu durchwandern, weniger um frische Luft zu schöpfen, als um theure Erinnerungen wiederzufinden. Alles ging gut, bis sie plötzlich der Wunsch ergriff, Madame de Tessé aufzusuchen. Diese aber, deren frühere Energie dem Einfluß des Alters nicht widerstanden hatte, erschrak bei dem Gedanken, durch den Besuch kompromittirt zu werden. Es geschahen Indiskretionen, die bis zum Kaiser drangen. Frau von Staël mußte schnell abreisen und sah Paris erst nach dem Sturz Napoleon's wieder [2]).

Von Dijon aus, in den ersten Tagen des Mai, meldete sie ihrer Freundin Juliette das Erscheinen von „Corinna". „Wenn etwas meine Gegner entwaffnen könnte", schrieb sie, „sollte es dieses harmlose Buch sein" [3]).

Die Antwort darauf gab jene bereits erwähnte Kritik Napoleon's.

Bei dieser Gelegenheit wiederholte sich die alte Erfahrung, wie oft gerade Solche, die selbst wohlgeborgen vom sichern Ufer aus zusehen, wie Andere um der Ueberzeugung willen gegen

---

[1]) Napoléon I., Correspondance, XV. H. Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 169—172.

[2]) Sainte-Beuve, Madame de Staël. Nouveaux Portraits et Critiques littéraires, III, 27—137.

[3]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 78. Madame de Staël à Madame Récamier, 5 Mai 1807. (Im Buch, wie die meisten Briefe, falsch von 1806 datirt.)

den Strom ankämpfen, sich doch dem freiwilligen Opfer gegenüber das Vergnügen der Kritik nicht schmälern lassen.

Gegen einen derartigen, von Gräfin Albany erhobenen Vorwurf wurde Frau von Staël von Sismondi in Schutz genommen. Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Coppet hatte er vier Wochen bei ihr zugebracht, und schrieb nun, nach seiner toskanischen Villa zu Pescia zurückgekehrt, an die Gräfin nach Florenz: „Ohne Zweifel hätte auch ich Frau von Staël genug Willensstärke gewünscht, um dem Aufenthalt in Paris vollständig und ohne Rückhalt zu entsagen. Allein die Anziehungskraft der Hauptstadt für sie beruhte auf stärkeren als auf bloß gesellschaftlichen Beweggründen. Ihre Freunde, darunter solche, die ihrem Herzen besonders nahe stehen, sind beständig dort, und außer diesen steht ihr Niemand mehr nahe genug, um ihr Familie und Heimath zu ersetzen. So wie sie ist, gefühlvoll, Alles, was ihr verweigert wird, leidenschaftlich begehrend, und doch wieder weiblich zaghaft und bestimmbar, ist es schon sehr viel, jenen negativen Muth bewahrt zu haben, den sie niemals verleugnet hat. Sie hat darein gewilligt, zu schweigen, zu warten, zu dulden, um zu Denjenigen, die sie liebte, zurückzukehren. Jede Handlung aber und jedes Wort, die als Huldigung der Macht ausgelegt werden konnten, hat sie verweigert. Noch ganz vor Kurzem, als sie aus Paris und aus der kaum erworbenen Besitzung vertrieben wurde, ließ ihr der Polizeiminister wissen, ein klug angebrachtes Wort des Lobes und der Anerkennung in „Corinna“ werde alle Schwierigkeiten wegräumen, alle ihre Wünsche erfüllen. Sie erwiderte, daß sie alles etwa Verletzende oder Anstößige aus ihrem Buch tilgen, aber kein Wort der Schmeichelei hinzufügen wolle. So ist es denn auch davor bewahrt geblieben, kein geringes Verdienst fürwahr in Zeiten der Schmach und Erniedrigung, wie diese“ [1]).

---

[1]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites de Sismondi, Bonstetten, Madame de Staël, etc., 68—69. Sismondi à Madame d'Albany, Pescia, 18 et 25 Juin 1807.

Sismondi behielt Recht. Napoleon aber, indem er Frau von Staël nach Coppet verwies und förmlich zur Opposition verurtheilte, schuf es zu einem geistigen Mittelpunkt und Zufluchtsort für Alle, welche sich seinem despotischen Willen weder beugen wollten noch konnten.

Die Scholle Erde, wo es gelang, unter seinem eisernen Scepter unabhängig zu fühlen und frei zu denken, wurde historisch. Die Frau, die in seiner Nähe, von seinem Glanz verdunkelt, und politisch bedeutungslos geblieben wäre, umgab das Exil mit dem verklärenden Licht ungerecht erduldeter Verfolgung und bewahrter Selbständigkeit. Neben ihm, der Talent und Leistungsfähigkeit so wunderbar zu wecken und auszunützen, Charaktere so wenig zu achten wußte, blieb sie aufrecht stehen. Daß es ihr schwer, zuweilen fast unerträglich wurde, schmälert ihr Verdienst nicht.

Nach der Rückkehr in die Schweiz war der erste Besuch aus der Ferne, den Frau von Staël in Coppet empfing, der von Madame Récamier.

Im Lauf des Jahres 1806 hatte ihr Mann fast sein ganzes Vermögen verloren und ihre Freunde gaben ihr alle das Zeugniß, daß sie den Schlag, der sie aus reichen und glänzenden in bescheidene Verhältnisse brachte, mit würdiger Standhaftigkeit ertrug. Damit hatte sich das Schicksal nicht gegen sie erschöpft. Im darauffolgenden Januar verlor sie die Mutter, und als sie Erholung suchend, im Geleit des Grafen Elzéar de Sabran zum ersten Mal nach der Schweiz und nach Coppet sich begab, wurde sie in Folge eines Wagensturzes mit ihren Begleitern in den Abgrund geschleudert und wie durch ein Wunder kamen sie mit dem Leben davon. Madame Récamier selbst, leicht am Fuß verletzt, brachte den ganzen Sommer bei ihrer Freundin zu, wo Stürme anderer Art sie erwarteten.

Damals und in Coppet war es, wo sie den Prinzen August von Preußen, einen jüngern Bruder des Prinzen Louis Ferdinand kennen lernte. Seit dem Tag von Saalfeld, der diesem

das Leben gekostet hatte, war Prinz August kriegsgefangen in Frankreich. Im September 1807 ging er nach Genf und blieb während der nächsten sechs Wochen der Gast von Frau von Staël. In Coppet war er so vollständig unter dem Zauber der eigenthümlichen Schönheit von Madame Récamier, daß er Alles aufbot, um sie zur Scheidung von ihrem Mann und zur Wiederverheirathung mit ihm zu bewegen. So weit kam es allerdings nicht, allein Juliette blieb diesmal nicht ungerührt und dachte, statt an die gewohnte Koketterie, einen Augenblick wenigstens an den schließlich doch von ihr abgelehnten Bund mit dem Hohenzoller[1]). Un homme distingué, nennt ihn der ebenfalls anwesende Benjamin Constant. „Wie viel mehr sind doch diese Deutschen werth als wir", fügte er hinzu[2]).

Dem Prinzen zu Ehren schlug Frau von Staël, diesmal nicht in Genf, sondern in Coppet die kleine Bühne auf, wo so Großes gewagt wurde. Man spielte „Mahomet", „Mérope", dann „Pyrrhus", „Andromaque", „Phädra", dazu Racine's Komödie »Les Plaideurs«, wo A. W. Schlegel, der nach Constant's Bericht in der Tragödie „komisch" gewirkt hatte, „durchaus nicht lustig zu spielen wußte", während Madame Récamier als Aricie in der Phädra zusammenbrach, in deren Titelrolle Frau von Staël Benjamin Constant zum Bekenntniß hinriß, „sie habe wunderbar gespielt" und ihn zur Nachdichtung des Wallenstein begeisterte, von welchem vier Akte in ein paar tausend Alexandrinern im Verlauf von wenigen Monaten unter den Augen von Frau von Staël und durch ihren Rath gefördert, vollendet wurden, wie sie es mit freudiger Genugthuung über das Gelingen an Herzogin Luise berichtete[3]).

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 91, 147. Lettres de Madame de Staël, Coppet, 13 Oct. 1807 et 25 Août 1808.

[2]) Benjamin Constant, Journal intime, 1807.

[3]) Benjamin Constant, Journal intime. L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 92. Madame de Staël à la Duchesse Louise, Coppet, 13 Oct. 1807.

Der „Wallenstein" sollte nach seiner Vollendung in Paris zur Aufführung gebracht werden und die Reaktion gegen das klassische französische Theater einleiten, von dem Schiller's Uebersetzer urtheilte, es sei in seinem künstlichen Geschmack so sehr wider die Natur, daß im „Cid" allein etwa zwanzig Situationen und Ungeschicklichkeiten vorkämen, genügend um jedes moderne Stück zu Fall zu bringen. Das Schauspielerpersonal von Coppet war so gründlich vom Lampenfieber erfaßt, daß in Genf folgende Anekdote kursirte. Zwei Herren, von welchen der eine bei den Vorstellungen betheiligt, der andere ein passionirter Jäger war, hatten sich zusammen auf die Jagd begeben, als der letztere seinen Gefährten plötzlich lebhaft auf seinem Stand gestikuliren sah. Wild in der Nähe vermuthend, schlich er heran und fragte flüsternd, ob der Freund etwas gesehen habe. „Nein", erwiderte er verblüfft, „ich benutzte die Zeit um meine Rolle einzustudieren" [1]). Große Erwartungen erweckte die Mitwirkung von Elzéar de Sabran, der selbst dichtete und das Leben in der verhängnißvollen Eigenschaft eines Wunderkindes begonnen hatte um als Sonderling zu enden. Aber er verdarb die Rolle des Hippolyt, während der kurzsichtige, gewöhnlich mit Brillen versehene Benjamin Constant, schmal und lang, einen ebenso zweifelhaften Theseus darstellte.

Auch die Zuschauerwelt von Genf hatte in der letzten Zeit einigen Zuwachs erhalten. Bereits vor der Abreise von Frau von Staël nach Deutschland stellte der vorübergehend am Genfer See sich aufhaltende Montlosier den seit 1802 ernannten neuen Präfekten des Léman, Barante, in Coppet vor. Dieser, ein Freund von Narbonne, war aus den Reihen der alten französischen Magistratur in jene der kaiserlichen Administration übergegangen und gehörte zu den unabhängigen Charakteren, die über der Beamtenpflicht niemals vergessen, was sie ihrer persönlichen Würde schuldig sind; Napoleon sollte ihm Ge-

[1]) Mallet d'Hauteville, Souvenirs des séjours de Madame de Staël à Genève, Bibliothèque universelle de Genève, 1860.

legenheit verschaffen, der Herrin von Coppet einen glänzenden Beweis dieser Charakterfestigkeit zu geben. Die letzten Lebensjahre von Necker hatte der Umgang mit Barante belebt und erfreut, aber mehr noch als von ihm fühlte sich Frau von Staël von seinem Sohn Prospère, einem vierundzwanzigjährigen jungen Mann von ungewöhnlicher Begabung, angezogen, der seine öffentliche Laufbahn als Auditor im Staatsrath begann. Seit 1806, wo ihn der Kaiser mit mehreren Kollegen in die neueroberten preußischen und polnischen Provinzen sandte, kehrt der Name des jüngern Barante oft in der Correspondenz von Frau von Staël wieder, und es knüpfte sich zwischen ihnen ein neues Band der Sympathie, als sie gewahr wurde, welche Regungen sittlicher Entrüstung der Anblick dieser Herrschaft der brutalen Gewalt und der Mittel, deren sie bedurfte, in der Seele des jungen Mannes erweckte. Im Herbst 1807 besuchte er seinen Vater in Coppet, um hierauf als Unterpräfekt von Bressuire im Poitou einen bescheidenen Wirkungskreis anzutreten, den der kaiserliche Gebieter wie eine Art von Strafe dafür angewiesen hatte, daß Prospère de Barante in Berlin und Warschau, in Schlesien und Polen nur gezwungen und mit innerem Widerstreben das Werkzeug seiner Unterdrückung gewesen war. Der Aufenthalt im Poitou wurde fruchtbringend für seine literärische Thätigkeit. Denn auf dem nahe bei Bressuire gelegenen Schloß Clisson lernte er die Marquise von La Rochejaquelein, Wittwe von Lescure, dem Heldenführer der Vendée, kennen, die ihm Selbsterlebtes und Aufgezeichnetes aus jenen Tagen mittheilte, woraus sich unter der Feder von Barante das Memoirenwerk gestaltete, das nach Inhalt und Form zu den Perlen der royalistischen Literatur gehört. In anderer Weise machte Coppet seinen literarischen Einfluß geltend. Angeregt durch das Buch von Frau von Staël, schrieb Prospère de Barante über die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert[1]). Dieses

[1]) P. de Barante, Tableau littéraire de la France au dix-huitième siècle.

Werk gewann sich eine verdiente Popularität und wurde wie der Kommentar zum bekannten Ausspruch von Bonald, die Literatur sei der Ausdruck der Gesellschaft, und mit für ihre Geschicke verantwortlich. In diesem Geist war das achtzehnte Jahrhundert vom Verfasser mit Unabhängigkeit beurtheilt, das Werk desselben als abgeschlossen bezeichnet, die Vergangenheit wieder in ihre Rechte eingesetzt und für die Lösungen der Zukunft auf andere, neue Kräfte verwiesen. Durch den Ideengang des Buchs mächtig ergriffen, schrieb Frau von Staël eine Kritik desselben. Sie lobt seine maßvolle Kraft und bewegte Zurückhaltung, den reichen Schatz von Kenntnissen, die es verwerthet habe. Der Namen Frankreich, sagt sie, wirkt, das fühlt man, allmächtig auf den Autor. Das alte Frankreich spricht zu seiner Einbildungskraft; das Frankreich Ludwig's XIV. befriedigt seinen Stolz; das des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigt seine Gedanken und jenes der ersten revolutionären Zeiten erhebt sich auf die Höhe der Geschicke eines freien Volkes. Ein von solchen Anschauungen getragener Patriotismus befestigt die Gesinnung und verleiht dem schriftstellerischen Beruf eine Bedeutung. Es bliebe der Wunsch, den Verfasser öfters und ungehemmt seinen Eingebungen folgen zu sehen. „Zurückhaltung ist nicht immer ein Zeichen der Kraft. Obwohl das Buch von Herrn von Barante größere Wärme verräth als ausspricht, möchte man ihm zuweilen mehr Deutlichkeit wünschen. Seine Gesinnung ist eine durchaus religiöse, und doch scheint seine Weltanschauung oft wie von einem so fatalistischen Zug durchdrungen, als ob er nicht an freie Selbstbestimmung glaubte. Es ist möglich, daß das neunzehnte Jahrhundert, durch das Schauspiel der mächtigen, von uns mitdurchlebten Ereignisse beeinflußt, der Macht der Thatsachen mit übergroßer Ergebung sich fügen werde. Weil das achtzehnte Jahrhundert ein zu ausschließlich theoretisches war, wird das neunzehnte vielleicht den Werth rein praktischer Resultate überschätzen; das eine glaubte an das Wesen der Dinge, das andere wird nur den Verhältnissen Rechnung tragen

wollen; das erstere hoffte der Zukunft zu gebieten, das folgende wird sich auf Menschenkenntniß beschränken. Den Verfasser erfüllt schon der Geist einer neuen Zeit. Er erhebt sich über die Eindrücke, von welchen seine Jugend beherrscht wurde, und sein Urtheil über sie ist bereits das der Nachwelt."

Frau von Staël, als sie in so warm empfundenen Worten ihrem jungen Freund das Geleit in die Oeffentlichkeit gab, ahnte nicht, daß ein Theil seiner Aufgabe darin bestehen würde, dieser neuen Generation ihre eigene politische Doktrin zu vermitteln.

Zwischen ihr und der kleinen Gruppe bedeutender Männer, die unter dem Namen Doktrinäre zu historischer Bedeutung gelangt sind, ist Prospère de Barante das erste verbindende Glied. Bald nach ihm wurde sein Freund und Gesinnungsgenosse, der künftige Staatsmann der Doktrinäre, François Guizot, mit Frau von Staël bekannt. Im August 1807 kam er auf dem Weg nach Nîmes, wo seine Mutter lebte, für einige Tage an den Genfer See und erbat schriftlich die Erlaubniß, sich der Verfasserin von „Corinna" vorstellen zu dürfen. In Ouchy bei Lausanne, wo sie sich gerade aufhielt, lud sie den noch völlig unbekannten, zwanzigjährigen Jüngling zu Tisch, gab ihm den Platz an ihrer Seite und ließ sich das Neueste aus Paris, woher er kam, erzählen. Guizot berichtete vom Eindruck des Artikels, der am 4. Juli 1807, also zur Zeit der Anwesenheit Napoleon's in Tilsit, im „Mercure" erschienen war, und wiederholte mit bewegter Stimme jene als Anspielung gemeinte und verstandene Stelle: „Die Muse hat oft Verbrechen zu erzählen gehabt. Allein es liegt etwas so Erhabenes in der Rede des Dichters, daß durch sie selbst die Schuld wie gemildert erscheint. Der Geschichtschreiber allein schwächt ihre Greuel nicht ab. Wenn im Schweigen der Erniedrigung nichts mehr vernehmbar ist als die Kette des Sklaven und die Stimme des Verräthers, wenn Alles vor dem Tyrannen zittert und es ebenso gefährlich ist, seiner Gunst zu begegnen als seine Ungnade zu verdienen,

dann erscheint der Geschichtschreiber als Rächer der Nationen. Umsonst vertraut Nero auf sein Glück; Tacitus ist im Reich geboren; unbekannt wächst er bei der Asche des Germanikus heran und schon hat die Vorsehung einem unbeachteten Kinde den Ruhm des Herrn der Welt ausgeliefert.“

Der Artikel, durch das Buch von Laborde über Spanien veranlaßt, war von Chateaubriand, der kurz vorher aus dem Orient zurückgekehrt war.

Der Ton, in welchem Guizot die angeführte Stelle vorgetragen hatte, frappirte Frau von Staël so sehr, daß sie ihn beim Arm faßte: „Bleiben Sie bei uns“, sagte sie lebhaft, „und übernehmen Sie eine Rolle in Andromaque“. Guizot entschuldigte sich lächelnd mit seinem Mangel an Talent für die Bühne. In seiner ernsten Jugend war kein Raum für Zerstreuungen, selbst wenn diese Zerstreuungen darin bestanden, Tragödie zu spielen. Das Gespräch kam auf den Artikel und dessen wahrscheinliche Folgen für Chateaubriand zurück. Sie ließen nicht lange auf sich warten. Am 27. Juli war der Kaiser wieder in Paris eingetroffen und kurz darauf der „Mercure“ auf seinen Befehl unterdrückt worden[1]).

Einer europäischen Größe, der Chateaubriand ebenfalls die Anerkennung versagte[2]), wurde aber dennoch in Coppet gehuldigt. Es war dies der Montblanc, den Saussure 1787 zum ersten Mal bestiegen hatte. Bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts pflegten, mit sehr geringen Ausnahmen, die Reisenden, welche über die Alpenpässe kamen oder gingen, etwa mit den Worten eines deutschen Reisenden des siebzehnten Jahrhunderts von der Bergwelt zu scheiden, nun endlich „liege das gräulich und langweilige Gebürg“ hinter ihnen; freudig begrüßten sie

---

[1]) Guizot, Mémoires pour servir l'histoire de mon temps, I. Sainte-Beuve, Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'Empire, II, 100 u. ff.

[2]) Sainte-Beuve, Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'Empire, I, 398—399.

dafür „die schöne, öbene Landschaft“ womit dann das deutsche Lechfeld oder Donaumoos, die Ebenen der Loire oder die Champagne gemeint waren[1]). Dem achtzehnten Jahrhundert vermittelte das wachsende Interesse an den Naturwissenschaften das Verständniß für die Schönheiten der Alpenwelt, die Albrecht von Haller's Dichtung zuerst gefeiert hatte. Dem Jäger und Krystallsucher folgten der Gelehrte, der Forscher, der Sammler, und bald auch der Maler und der Tourist in die einsamen Regionen der Felsenwände und Bergströme, der Nadelhölzer und Abgründe, der Gletscher und Firnen, die J. J. Rousseau in den Confessions als die einzigen Gegenden bezeichnet, auf die sich in Bezug auf das Landschaftliche der Begriff des Schönen anwenden lasse. Karl Ritter erwähnt bereits 1809, während eines Aufenthalts in Saint-Gervais, am Fuß des Montblanc, die Karawanen von Einheimischen und Fremden, darunter besonders viele Damen, welche mit Alpenstöcken bewaffnet einherzogen[2]). Eines Tags wurde auch die Kolonie von Coppet vom ehrgeizigen Wunsch erfaßt, die Wunder der Gletscherwelt in der Nähe zu schauen, und man beschloß nichts Geringeres als die Besteigung des Montblanc. An einem Sommermorgen des Jahres 1807 begann die Ausführung des Unternehmens, und man hatte bereits eine ziemlich beträchtliche Höhe erreicht, als die immer glühender werdenden Sonnenstrahlen durch die leichten Kleider der Damen durchzudringen begannen. An Armen, Hals und Gesicht verbrannt, schon lange müde, und endlich ganz erschöpft, erklärten Frau von Staël und Madame Récamier, daß sie umzukehren verlangten. Umsonst verwiesen die Führer auf die verhältnißmäßige Nähe des Gletschergartens, auf die herrliche Aussicht dort oben. „Mein Lieber“, antwortete Frau von Staël dem braven Wal-

---

[1]) Alpine-Reiseliteratur in früherer Zeit, II, Allgem. Ztg., Beilage, 9. Sept. 1885.

[2]) G. Kramer, Karl Ritter, ein Lebensbild, I, 173.

liser, dem sie anvertraut war, „wenn Sie es mir in allen Sprachen von Europa sagten, ich ginge dennoch keinen Schritt weiter", womit die Bergbesteigung ihr Ende fand[1]).

Als es wieder Herbst wurde, schrieb Camille Jordan an Frau von Staël: „Dieses Coppet, das Sie Andern so liebenswerth machen, ist es endlich auch Ihnen lieb geworden? Man spricht von nichts Anderm als von den Reizen, die Sie ihm zu geben wissen. Und doch, ich fürchte es, was vermag das Alles zur Beschwichtigung des Herzens, das Corinna schuf?

„Was wird aus Ihrem Projekt, über die Conversation zu schreiben, was aus dem Werk von Benjamin über die Religionen, aus Schlegel's Dissertation über die Phädra? Bezweifeln Sie die Treue meiner Anhänglichkeit um so weniger, als der Ausdruck derselben stets ein zurückhaltender gewesen ist" [2]).

Frau von Staël aber drängte es, einen andern Faden wieder aufzunehmen, nach Deutschland zurückzukehren und so die Aufgabe zu Ende zu führen, die der Tod ihres Vaters unterbrochen hatte.

Im Dezember, als seine Gäste das Schloß am Genfer See verlassen hatten, führte sie, von ihren zwei jüngeren Kindern begleitet, den lang gehegten Plan aus. In ihrer Lage aber schied man nicht aus dem Reich Napoleon's, ohne zu sagen wohin man ging. Ein Brief von ihr aus Lausanne an den Präfekten Barante, vom 3. Dezember, nannte als Beweggrund zur Reise die Nothwendigkeit, ihren jüngeren Sohn im Deutschen unterrichten zu lassen. Die peinlichen Erfahrungen der letzten Jahre, schließt das offizielle Schreiben von Frau von Staël, veranlaßten sie, der Regierung eine Mittheilung von so durchaus privater Natur zukommen zu lassen. Die Erlaubniß zur

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 107.

[2]) Madame Récamier, Les amis de sa jeunesse et sa Correspondance intime, 43. Camille Jordan à Madame de Staël, Lyon, 10 Sept. 1807.

Reise wurde gegeben, aber mit dem Vorbehalt, daß ihr Sohn künftig als Ausländer betrachtet werden solle [1]).

Das Reiseziel war Wien, wohin der Weg über Bern und München eingeschlagen wurde. Von Bern aus, wo sie aufs Zuvorkommendste empfangen wurde, schrieb sie an Friederike Brun, der Abschied von Benjamin Constant sei ihr schwer gefallen, doch gebe ihr Schlegel's Geleit den Muth zur Reise. Der nächste Sommer, so hoffe sie, werde die Freunde wieder in Coppet vereinigt finden. „Ich empfinde ein stetes Bedürfniß nach Abwechslung und eine nicht geringere Furcht vor Veränderung, die mir eigentlich nur die eine Stadt als wünschenswerthen Aufenthalt erscheinen lassen, wo Alles in stetem Wechsel begriffen ist, ohne daß man doch selbst dabei sich von der Stelle bewegt. Ich möchte über diesen Winter, wie über einen bösen Traum hinwegkommen" [2]). Die nächsten Nachrichten von Frau von Staël erhielten ihre Freunde aus Bayern, das sie zur Vervollständigung ihrer Kenntniß deutscher Verhältnisse wenigstens vorübergehend besuchen wollte. Die unglaubliche Stagnation, in die das bayrische Volk während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gerathen war, hatte ganz veränderten Zuständen Platz gemacht. König der jungen Monarchie war jetzt jener Prinz Max von Deux-Ponts, einst der Waffengefährte und Freund von Narbonne in Straßburg unter französischen Fahnen. Im Savoyer Montgelas hatte er einen Minister gefunden, der mit schonungsloser Hand den angesammelten Schutt wegräumte und bei Durchführung seiner Reformen die Langmuth dieses treuen deutschen Stammes auf eine kaum minder harte Probe stellte, als es die Reaktion vor ihm gethan hatte. Unter dieser neuen Aera wurde aber doch ein moderner Staat glücklich und lebenskräftig wie wenige geschaffen und der Grund zur spätern Bedeutung von München gelegt. Es besaß

[1]) H. Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 172.

[2]) Bonstetten, Briefe an F. Brun, I, 260. Frau von Staël an F. Brun, Bern, 6. Oktober 1808.

noch keine Universität, aber Schelling und Jakobi waren an die neu organisirte Akademie berufen worden und der auf dem übrigen Deutschland lastende Zwang wurde dort so wenig empfunden, daß man, wie Jakobi berichtet, in den beiden Clubs des Museums und der Harmonie trotz der Anwesenheit der Franzosen die „Morning Post" und den „Mercure britannique" zu lesen bekam, was sonst nirgends mehr in Deutschland der Fall war. Napoleon selbst hinderte den Marschall Bernadotte an der Ausführung von Repressivmaßregeln und an jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten des verhältnißmäßig immer noch bevorzugten Landes und wünschte dem guten Maximilian Joseph Glück dazu, König über die Herzen seiner Unterthanen zu sein. Auf einmal aber ließ sich der Umschwung zum Bessern auch in München nicht vollziehen. Während seine Bibliothek, aus den angesammelten Schätzen der Klöster und Stifte bereichert, von den Gelehrten gepriesen wurde, besaß es noch keine einzige nennenswerthe Buchhandlung und wer ein Werk von auswärts kommen ließ, mußte Monate lang darauf warten[1]). Auch sonst machte sich die Kleinstadt noch in vielen Dingen fühlbar, besonders darin, daß der gesellschaftliche Kreis, so beschränkt er war, doch kleine Fehden nicht ausschloß. Auch Schelling hatte seine ganze Liebenswürdigkeit aufbieten müssen, bis sein literärischer Gegner Jakobi sich versöhnen ließ und, endlich überwunden, meinte, „sie seien nun die besten Feinde der Welt". Als Frau von Staël am 14. Dezember 1807 in München eintraf, war sie wie bereits erwähnt, von A. W. Schlegel begleitet, der somit in die immerhin eigenthümliche Lage gerieth, seine geschiedene Gattin als Schelling's Frau wiederzufinden. Die Schwierigkeit wurde jedoch, wenn überhaupt empfunden, mit vollendeter Sicherheit gelöst, nach dem Brief zu schließen, den Karoline darüber an ihre Freundin Luise Gotter schrieb. „Wir haben

---

[1]) M. Isler, Briefe aus dem Nachlaß von Ch. de Villers. Jakobi an Villers, München, 25. Januar 1806.

hier kurz vor Weihnachten Frau von Staël nebst ihrer Familie und Schlegel gesehen. Diese Anwesenheit, welche über acht Tage dauerte, hat uns viel Angenehmes gewährt. Schlegel war sehr gesund und heiter, die Verhältnisse die angenehmsten und ohne alle Spannung. Er und Schelling waren unzertrennlich. Frau von Staël hat über allen Geist hinaus, den sie besitzt, auch noch den Geist und das Herz gehabt, Schelling sehr lieb zu gewinnen. Sie ist ein Phänomen von Lebenskraft, Egoismus und unaufhörlicher geistiger Regsamkeit. Ihr Aeußeres wird durch ihr Inneres verklärt und bedarf es wohl; es gibt Momente, oder Kleidung vielmehr, wo sie wie eine Marketenderin aussieht, und man sich doch zugleich denken kann, daß sie die Phädra im höchsten tragischen Sinn darzustellen fähig ist" [1]). Von dieser kurzen Begegnung mit dem Philosophen der Romantik hat Frau von Staël den Eindruck behalten, daß er einer der gewaltigsten unter allen Erweckern von Gedanken sei, den sie jemals begegnet habe, und in diesem Sinn ist sein Bild im Buch über Deutschland mit Vorliebe, wenn auch nur flüchtig berührt. Mit Jakobi war sie seit einem Pariser Aufenthalt desselben im Jahr 1802 bekannt und vertraute sich, während ihres fünftägigen Aufenthalts in der bayrischen Hauptstadt gern seiner Führung [2]). Als sie später, im Buch über Deutschland, von ihm zu sprechen kam, hatte sie die Gefühlsreligion von J. J. Rousseau, die Jakobi ihr in deutsches Gewand gekleidet, zurückbrachte, innerlich überwunden, und über seine Romane gab sie sich vollends keiner Täuschung hin. Ihre Kritik des „Woldemar" würde, in die Sprache von Karoline Schlegel-Schelling übersetzt, dahin gelautet haben, daß in demselben der Dichter „höchst unnatürliche Naturen" geschaffen habe. Sie kannte wahre Leidenschaft zu gut, um sich mit solchen Künste-

---

[1]) G. Waitz, Karoline. Briefe, II, 343. Karoline Schelling an Luise Gotter, München, 15. Januar 1808.

[2]) M. Isler, Briefe aus dem Nachlaß von Ch. de Villers, 198. Jakobi an Villers, München, 20. Januar 1808.

leien zufrieden zu geben. Mit Bezug auf dieses Buch sagt sie ebenso schön als wahr: „Alle Persönlichkeiten des Romans überbieten sich an Edelmuth auf Kosten der Liebe. Dies ist nicht nur im Leben ganz anders; wenn die Tugend ein solches Opfer gar nicht verlangt, so ist es auch nicht einmal schön. Denn starke und leidenschaftliche Gefühle ehren die menschliche Natur und eben deshalb ist die Religion so erhaben, weil es solche Gefühle sind, über die sie triumphirt. Und wie hätten weiche, leicht aufzugebende Empfindungen genügt, um Gott selbst zu veranlassen, uns zum Herzen zu sprechen?" [1]) Allein, wenn auch nicht als Schriftsteller und Religionsphilosoph, so doch als Mensch blieb ihr Jakobi immer sympathisch; seine Begeisterung für das Gute konnte sie nicht unempfindlich lassen. München dagegen verließ sie ohne Bedauern, obwohl die Gesellschaft sie auf das Zuvorkommendste und Liebenswürdigste empfangen hatte. Der Hof war abwesend in Italien. Eine Stunde vor der Abreise schrieb sie an Madame Récamier, der Armreif mit dem Bild von Juliette sei die Ursache, daß ihr öfter als sonst die Hand geküßt werde. Sie gebe der Freundin die Huldigung zurück. Die bayrische Hauptstadt gefalle ihr gar nicht: »C'est nous pétrifiés, et nous avons beaucoup plus de grâce dans la même situation« [2]).

Der erste Eindruck von Wien dagegen war ein guter, der Empfang bei Hof so warm und liebenswürdig, daß Frau von Staël an Herzogin Luise nach Weimar schrieb, sie sei nicht weniger gerührt als erstaunt darüber gewesen, weil gerade das, was sie persönlich auszeichnen könne, dort kein großes Interesse erwecke. Die Gesellschaft sei sehr zahlreich, habe aber sehr wenige bedeutende Persönlichkeiten und besonders wenig Männer aufzuweisen, so daß es schwer sei, Leute wiederzuerkennen, mit welchen

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, troisième Partie, Chap. XVII.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 112. Madame de Staël à Madame Récamier, Munich, 20 Déc. 1807.

sich kein bestimmter Begriff irgend einer Art verbinde. Sie hatte längere Gespräche mit Erzherzog Johann, eine kurze Unterredung mit Erzherzog Karl, und fand das ganze Kaiserhaus so einfach in seinen Sitten und so weit von jeder Verweichlichung entfernt, daß es ihr schon dadurch zu jedem Opfer für das Wohl des Vaterlandes vorbereitet schien [1]). Kaiser Franz beging eben unter Festlichkeiten seine Hochzeit mit der dritten Gemahlin, Marie Luise von Oesterreich-Este, und seine entgegenkommende Haltung für Necker's Tochter, welche diese dankbar seinem Andenken zuschrieb, bestimmte auch jene des französischen Botschafters Andréossy, der es an Aufmerksamkeiten für sie nicht fehlen ließ. Das Gepränge, die Feste und die gastliche Aufnahme in den offiziellen Kreisen vermochten jedoch nicht, über die Regungslosigkeit der geistigen Atmosphäre in der österreichischen Hauptstadt zur Zeit zwischen den Kriegsjahren 1805 und 1809 zu täuschen. Das Experiment, das Kaiser Joseph gewagt hatte, war in seinen Erblanden fast spurlos vorübergegangen. Daß es so gekommen war, ließ sich nicht allein durch den Umstand erklären, daß seine Nachfolger in andere Bahnen zurücklenkten. In den 1810 zu Wien gehaltenen Vorlesungen über neuere Geschichte hat unter Andern Friedrich Schlegel einen weitern Grund für diese Thatsache darin gefunden, daß die Reformen von Kaiser Joseph ohne Berührung mit der Nation, ohne Unterstützung der öffentlichen Meinung vollzogen worden seien [2]). Bereits früher als F. Schlegel hatte Frau von Staël im Buch über Deutschland ein ähnliches, wohl auf Gespräche mit ihm zurückzuführendes Urtheil niedergeschrieben. Die Kaiser Joseph betreffende Stelle, „ihm gelang für den Augenblick Alles, was er wollte, weil in Oesterreich keine heftige Strömung, weder für noch gegen seine Wünsche bestand, aber nach seinem

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 113, 115. Madame de Staël à Madame Récamier, Déc. 1807, à la Duchesse Louise de Saxe-Weimar, Vienne, 19 Janvier 1808.

[2]) F. Schlegel, Vorlesungen über neuere Geschichte, XIX.

Tod überdauerte ihn nichts von dem, was er aufgerichtet hatte, weil nur das allmälig Gewordene besteht", wurde von der Napoleonischen Censur gestrichen, welche auch die Bemerkung nicht duldete, die Grundlagen des österreichischen Staatsgebäudes seien zwar ehrwürdig und gut, nur fehlten ihm die Säulen und der krönende Abschluß, wie sie dem Ruhm und der Größe gebührten [1]). Die zähe Widerstandskraft des alten Reiches bewährte sich aber niemals glänzender als in der Art und Weise, wie es die Folgen der Niederlagen von 1805 überwand und die Kriegsereignisse von 1809 vorbereitete. Während Kaiser Alexander, „der Meister in der Kunst, sich selbst zu belügen", zwischen Tilsit und Erfurt im Joch der Napoleonischen Allianz die Interessen europäischer Kultur den Orientträumen der russischen Vergrößerungspolitik opferte, und Preußen sein letztes Gut, den Freiherrn von Stein preisgeben mußte, verhehlten sich Stadion, der Minister von Kaiser Franz, und Erzherzog Karl, sein Feldherr, nicht, welches ungeheure Wagniß sie begingen, als sie, allein auf dem europäischen Festland, die Rüstungen für den nächsten Krieg gegen Frankreich betrieben. Während die Zeiten draußen im Reich so ernst und sorgenvoll geworden waren, daß der Volksmund seine Noth und die unbestimmten Hoffnungen auf eine bessere Zukunft in den Vers kleidete:

„Wer Anno 8 nicht verdirbt,
Anno 9 nicht stirbt
Anno 10 übrig bleibt,
Der erlebt Anno 11 die goldene Zeit",

bewahrte man in den österreichischen Provinzen seinen alten Frohsinn und jubelnd eilten dort die Landwehrmänner zu den Fahnen, mit Piken bewaffnet, wo es an Gewehren fehlte, ohne daß die Nähe der Gefahr die Bevölkerung ihrem gewohnten,

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 1ère partie, Chap. VI und VII.

heitern Lebensgenuß zu entfremden vermocht hätte. Wien besonders war noch immer die Stadt, von der Schiller gesagt hatte:

„Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phaiaken;
Immer ists Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß."

Verfeinert aber und einer höheren Kultur zugänglich waren diese Genüsse, wie sie etwa Castelli in seinen Jugenderinnerungen schildert, eben doch nicht. Sie beschränkten sich meist auf das Leben und Treiben im Prater, in Wirthschaften, hinter den Coulissen, auch den bescheidensten; sie erheiterten Volksfeste und erfreuten die Existenz des kleinen Mannes in dieser Stadt, in welcher Frau von Staël sich nicht erinnerte, eines Bettlers ansichtig geworden zu sein.

Dem Gebildeten aber blieb für ernstere Stunden etwa ein Trauerspiel von Collin, dessen „Regulus" bei Gelegenheit seiner Aufführung zu Berlin 1802 eine so strenge Beurtheilung von A. W. Schlegel erfahren hatte[1]), oder zur Zerstreuung ein Roman, wie der durch Gibbon's Werk angeregte und gegen dasselbe gerichtete „Agathokles" von Karoline Pichler[2]). Die Aufführung des Don Carlos aber war untersagt; in der Jungfrau von Orléans erschien Agnes Sorel als die legitime Gemahlin Karl's VII.; von den Bibliotheken durfte Montesquieu's Geist der Gesetze nicht ausgeliehen werden, während die Romane von Crébillon von Hand zu Hand gingen. Solche Zustände veranlaßten Frau von Staël zur Bemerkung, statt, was gefährlich sei, gewaltsam zu unterdrücken, möge man dem Guten neue Kräfte des Widerstands zuführen. So viele Worte seien gesprochen, so viele Sophismen unzählige Male wiederholt worden, daß man von nun an viel wissen müsse, um überhaupt ein Urtheil abzugeben. Die Zeiten seien vorüber, wo man mit Ererbtem sich begnügen und der Unschuld die Unwissenheit zur Wächterin

---

[1]) A. W. Schlegel, Kritische Schriften, Berlin, 1828, II, 122.
[2]) „Agathokles" erschien 1808.

geben könne. Nicht mehr darum handle es sich, das Licht zurückzuweisen, sondern es in seinem vollen Glanz leuchten zu lassen. Ein gebrochener Strahl könne nur falsches Licht wiedergeben [1]).

Die Rückwirkung dieses über die österreichische Völkerfamilie wachenden väterlichen Despotismus äußerte sich bei Frau von Staël darin, daß sie mit gesteigerter Empfänglichkeit, und wohl nicht ohne einige Ueberschätzung dessen, was ihr geboten wurde, den letzten Zeugen anderer gesellschaftlicher Zustände sich zuwandte. Ein solcher bot sich ihr in Wien in der Person des Feldmarschalls Fürsten von Ligne. Belgier von Geburt, hatte er mit Auszeichnung im österreichischen Heer gedient und als Militärschriftsteller in vielen Bänden eine Geschichte seiner Feldzüge und die Anregung zu manchen Neuerungen und Verbesserungen gegeben, die später von Andern ausgeführt worden sind, insbesondere solche über Verproviantirung der Armeen und den Umbau von Wien [2]). Dazu gewann er als geistreicher und auch literärisch thätiger und gebildeter Welt- und Lebemann jene internationale Popularität, zu welcher seine Beziehungen zu so vielen Ländern und fast allen Höfen Europas Anlaß boten. Seine „Denkwürdigkeiten", bis jetzt nur als Fragment erschienen [3]), sind gefällig und oberflächlich und geben wenig mehr als bloße Anekdoten zur Kenntniß der Geschichte ihrer Zeit. Interessanter dagegen sind die Pensées et Lettres, mit manchen wissenswerthen Einzelheiten über Katharina II., die er nach der Krim begleitete, und Kaiser Joseph, den er sterben sah. Frau von Staël schrieb während dieses Aufenthalts in Wien ein Vorwort zu denselben. Ihr Urtheil über den Verfasser begegnet sich mit jenem von Sainte-Beuve, der den Fürsten Ligne einen

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 1ère partie, Chap. VI, VII.

[2]) Prince de Ligne, Mélanges militaires, littéraires, sentimentaires. II, 182, IX, 230—235.

[3]) Prince de Ligne, Mémoires avec Introduction par A. Lacroix, Genève et Bruxelles, 1860, 13.

der liebenswürdigsten unter den Glücklichen dieser Welt nennt. Heiter, lebensfroh, laudator temporis acti, Bewunderer der Gegenwart, voll Spottes über den österreichischen Hof und die einheimischen Verhältnisse, recht wenig ernst für einen Greis von achtzig Jahren, den manche Narbe schmückte, so fand ihn der junge Herzog von Broglie einige Jahre nach dem Besuch von Frau von Staël wieder, und so erlebte er noch den Wiener Kongreß. Sein Haus am Graben, schmal und hoch, glich einem Papageienkäfig; in seinen einfachen Zimmern standen Tische und Stühle aus Fichtenholz, denn des Fürsten treues Festhalten an Oesterreich hatte ihm nach dem Einmarsch der Franzosen alle seine belgischen Güter gekostet, die er nach Aufhebung des Sequesters im Jahr 1803 nicht mehr antrat, sondern seinem ältesten Sohn übergab. Er selbst kannte kein größeres Vergnügen, als in diesen einfachen Räumen, von seinen Töchtern, der Fürstin Clary, den Gräfinnen Palffy und Spiegel und seiner Enkelin Christine, der späteren Gräfin O'Donnell umgeben, seine Freunde um sich zu versammeln. Während ein frugales Mal, gewöhnlich magere Hühner mit Spinat und Eiern aufgetragen wurde, erzählte der Hausherr seine Erlebnisse, die bis in die Tage Ludwig's XV. zurückführten und liebte es, die Schlachten des siebenjährigen Kriegs mit jenen des Kaiserreichs zu vergleichen [1]. „Fürst Ligne ist wahrhaft liebenswürdig", schrieb Frau von Staël an Madame Récamier, „er hat die Manieren von Narbonne und ein Herz dazu. Wie schade, daß er so alt ist. Ich bewahre dieser ganzen Generation eine unbezwingliche Sympathie" [2]).

Von sonstigen Bekannten aus früherer Zeit befanden sich in Wien Prinz August von Arenberg, Graf de La Marck, der Freund von Mirabeau, und Graf Ludwig Cobenzl. Von österreichischen Celebritäten lernte Frau von Staël den Dichter

---

[1]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 85—87.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 113.

Collin, den Orientalisten Hammer, Hormayer, den bekannten Arzt Baron Türkheim und den Oberst Baron Steigentesch, ein echtes Wiener Kind, kennen, der Lustspiele dichtete und diplomatische Verhandlungen führte, wie es vor ihm ein anderer Offizier, der damals noch lebende Feldmarschall von Ayrenhoff gethan hatte, der Tragödien im klassischen Styl und das vom Großen Friedrich so gelobte Lustspiel „Die Postkutsche“ schrieb. Das mäßig vorhandene Bedürfniß nach geistreichen Frauen deckten die Damen aus dem Hause Ligne, und Marianne Meyer, Baronin von Eybenberg, Wittwe eines Prinzen Reuß. Von israelitischen Eltern zu Berlin geboren und früh Christin geworden, hatte ihre geistvolle Schönheit die Bewunderung von Goethe erweckt. Frau von Staël begegnete sie häufig in den Wiener Salons und bewog sie dazu, ihr Selbstporträt zu schreiben. Dieser ganze, später 1812, an F. Schlegel's Deutschem Museum betheiligte Kreis sammelte sich gern um Karoline Pichler, die der Frau von Staël in ihren „Zeitbildern“ gedenkt, wie sie in goldfarbenem Atlas, geschmückt mit Diamanten, einen Paradiesvogel als Kopfputz und um die Schultern ein leichtes Blondentuch, in Begleitung von A. W. Schlegel und ihrer Kinder, einer schönen Tochter und eines goldlockigen Knaben, bei festlicher Gelegenheit sich den Wienern zeigte[1]). Auch Theater spielte sie, vornehmlich dem Fürsten Ligne zu Gefallen, der selbst noch in kleinen Rollen mitwirkte, während sie die Philaminte in den Femmes savantes gab, bei welcher Gelegenheit Graf Ludwig Cobenzl sich als vollendeter Schauspieler bewährte[2]). In dieser Eigenschaft und auch als Komödiendichter war er schon an Katharina's Hof aufgetreten, die scherzend meinte, das vorzüglichste und tollste seiner Theaterstücke werde der immer heitere österreichische Gesandte wohl für den Einzug der Franzosen in

[1]) Karoline Pichler, Zeitbilder, II, 144—146.

[2]) Comte Ouwaroff, Études de philologie et de critique, St. Petersbourg, 1843.

Wien sparen. Die großen Zeiten des Burgtheaters kündigten sich erst an, aber die Schöpfung von Haydn und Mozart's Requiem vernahm sie auf dem klassischen Boden ihrer Kunst.

Als der Fasching von 1808 zu Ende war, begann A. W. Schlegel vor einem auserlesenen Kreis von etwa dreihundert Zuhörern die Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. In Bezug auf die französischen Tragiker nahmen sie den Kampf gegen die Einseitigkeiten und Uebertreibungen des Klassicismus im Anschluß an Lessing und an den gleichfalls von A. W. Schlegel herrührenden Vergleich zwischen der Phädra von Racine und jener des Euripides wieder auf. Sie erklärten sich gegen den Anspruch der Franzosen, die Gesetze des Geschmacks zu bestimmen, und gegen ihre tyrannische Festsetzung und Auslegung der drei Einheiten. Im Gegensatz zu ihnen verwies A. W. Schlegel auf die Griechen, Spanier und Engländer, als auf die eigentlichen Muster und Vorbilder dramatischer Kunst, und auf den Einfluß, den das spanische Theater auf die Franzosen und besonders auf Corneille ausgeübt hatte. Die Mängel desselben verdunkelten dem deutschen Kritiker seine Kraft und Größe, so daß selbst die Anerkennung von „Polyeucte" dadurch geschmälert erscheint. Vollends Molière wurde von A. W. Schlegel so durchaus und unbegreiflich unterschätzt, daß Goethe noch 1828 in einem Brief an Zelter seine tiefe Kränkung darüber aussprach: „Ich schwieg viele Jahre", schrieb er dem Freund, „will aber doch nun eins und das andere nachbringen, um zum Trost mancher vor- und rückwärts denkenden Menschen, jetziger und künftiger Zeit, dergleichen Irrsale aufzudecken" [1]).

Die Anschauungsweise von Frau von Staël, ihre Abneigung gegen alles oberflächliche, conventionelle, verächtlich-spöttische Wesen ist in den Bemerkungen erkennbar, welche A. W. Schlegel über die gesellige Ausbildung macht, die in der gesammten wissenschaft-

---

[1]) Goethe und Zelter, Briefwechsel, V, 80. A. W. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, II, XX u. XXII, Vorlesung.

lichen und künstlerischen Kultur der Franzosen vorwaltet. Gesellige Ausbildung, sagt er, schärft den Sinn für das Lächerliche und darum wird sie, bis zur Verfeinerung getrieben, dem Enthusiasmus tödtlich. Ist eine solche Denkart allgemein bei einer Nation geworden, dann folgt eine gewisse, ganz negativ sich verhaltende Kritik. Ueber ihren Einschränkungen wird das Höhere, das eigentlich geleistet werden sollte, vergessen. Die Furcht vor dem Lächerlichen ist zum Gewissen der französischen Dichtung erhoben worden, sie hat ihre Flügel beschnitten, ihren Schwung gelähmt.

Obwohl Frau von Staël die Schlußfolgerungen von A. W. Schlegel in Bezug auf die Franzosen ablehnt, so ist sein Kunsturtheil doch nicht ohne Rückwirkung auf sie geblieben. Das vortreffliche Kapitel über dramatische Kunst, im Buch über Deutschland, ist unter dem Eindruck dieser Controverse entstanden[1]). Es hält zwar an der Ueberlegenheit der großen französischen Tragiker in Bezug auf wirkungsvolle Bühneneffekte, Würde der Situationen und des Styls fest, und will keine fremde Tragödie mit dem wohlgeordneten, harmonischen Ganzen eines französischen Meisterwerks verglichen wissen. Dann aber folgen weitgehende Zugeständnisse.

Von den bis zur Erschöpfung besprochenen drei Einheiten will sie nur die der Handlung festgehalten wissen. Wenn diese mehr als vierundzwanzig Stunden und Wechsel des Ortes verlange, so hieße die Aufrechthaltung gegentheiliger Regeln das dramatische Genie dem Zwang eines Akrostichons unterwerfen und der Form das Wesen opfern. Der Uebergang von der antiken zur modernen, historischen Tragödie, den die Zeit verlange, der durch Voltaire angebahnt, durch Dichtungen wie „Die Templer" von Raynouard weitergeführt worden sei, mache vollends die Beibehaltung der bisherigen Routine des guten Geschmacks, der dramatischen Etiquette und des feierlichen Alexan-

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XV.

driners unmöglich, dem der einzige Racine in der Rolle des Joas Einfachheit abgerungen habe. Wenn man nun in Frankreich einwende, daß Neuerungen in der Tragödie dieselbe zum Melodram erniedrigten, so lohne es sich vielleicht der Mühe zu fragen, warum denn das Melodram so vielen Leuten Freude mache, oder Shakespeare der populäre und gefeierte Dichter aller Schichten der englischen Nation sei, während in Frankreich das Volk theilnahmlos an den größten Schöpfungen seiner Dichter vorübergehe. „Unter dem Vorwand, daß unsere Gefühle für gewisse Aufregungen zu zart, unser Geschmack zu rein sei, haben wir die Kunst in zwei Theile gespalten", lautet die Antwort von Frau von Staël. Unsere schlechten Stücke, sagt sie, enthalten schlecht ausgedrückt, die rührenden Situationen; die guten Stücke schildern meisterhaft Situationen von so würdiger Art, daß sie oft kalt und leblos darüber werden. Tragödien, die Menschen aller Klassen zu rühren und zu ergreifen vermögen, besitzen wir nur wenige.

Das praktische Ergebniß ihrer Betrachtungen sucht die Verfasserin in der Nothwendigkeit, sich künftig nicht mehr auf die Nachahmung von Meisterwerken zu beschränken. Wie nichts im Leben stationär bleibe, so versteinere sich auch die Kunst, die sich nicht von der Stelle bewege und endlich nichts mehr zu schaffen vermöge als heroische Marionetten, bereit, die Liebe der Pflicht zu opfern, der Sklaverei den Tod vorzuziehen, in ihren Handlungen wie in ihren Worten durch die Antithese bestimmt, aber ohne direkte Beziehung zu jenem wunderbaren Geschöpf, dem Menschen selbst, dessen Schicksal, gleichviel ob es ihn mit fortreißt oder verfolgt, ob er es besiegt oder ihm unterliegt, unser Mitgefühl erweckt oder unsere Theilnahme verdient. Der Schwerpunkt liege in der Darstellung der Charaktere, in der Wahrheit der Beobachtung. Sei das Ziel erreicht, so lohne es sich nicht der Mühe, über den Weg, der dahin geführt habe, nachträglich zu rechten.

Es war die Anschauung des Buchs über die Literatur,

aber erweitert, vertieft und begründet. Der rastlose Mercier hatte viel mehr gewagt, da er bereits 1773 im Essay über dramatische Kunst dem Programm der Romantik vorausgeeilt war und einen durchgreifenden Wechsel des Systems, die Rückkehr zur Natur, für die französische Bühne verlangt hatte, so daß ein französischer Literaturhistoriker zu behaupten nicht ansteht, wenn man alles sechzig Jahre später in Bezug auf diese Fragen zu Tag geförderte Neue prüfe und dann die Schriften von Mercier vergleichend zur Hand nehme, werde man es darin finden [1]). Aehnliche Gedanken wie er äußerte der Shakespeare-Uebersetzer Letourneur, der zuerst in Frankreich eine Begriffsbestimmung des Romantischen, als des in Bezug auf die Natur zugleich Rührenden und Malerischen versuchte. Allein sie wurden beide von der in hergebrachten Ueberlieferungen sich bewegenden offiziellen Kritik als vereinzelte Sonderlinge betrachtet und todtgeschwiegen. Diese Taktik erwies sich nicht mehr haltbar, nachdem A. W. Schlegel's geistvolle Vergleichung zwischen den beiden Phädren 1807 und zwar in französischer Sprache erschien, wodurch sie stärker und unmittelbarer wirkte, als die viel weitgehendere, den Franzosen aber erst 1814 zugänglich gemachte Polemik der Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur [2]).

Den Angriff auf Racine beantwortete das Journal de l'Empire mit einem solchen auf A. W. Schlegel, als einen der ersten Kritiker Deutschands, auf den sein Land stolz zu sein das Recht habe und dessen Gelehrsamkeit es nur an jenem feinen, ausgesuchten und nicht bestimmt zu definirenden Sinn mangle, den man Geschmack nenne, und den keine Dialektik, sei sie auch noch so sinnreich, zu ersetzen vermöge. Die Kunst der Argumentation, heißt es weiter, lasse sich nicht auf die Literatur

---

[1]) A. Michiels, Histoire des Idées littéraires en France au dixhuitième Siècle, I, 283.

[2]) Ebendaselbst, I, 533, II, 76.

anwenden, ohne das Wesen derselben zu verkennen. Ihre Grundlagen seien seit langer Zeit festgesetzt und Neuerungen in dieser Beziehung den Urtheilsfähigen nicht willkommen. Die Tendenz der ganzen Abhandlung beschränke sich übrigens nicht auf die willkürlichen Schlußfolgerungen eines geschickten Sophisten; sie sei vielmehr gegen die Größe des schönen Zeitalters selbst gerichtet, das die deutsche Kritik zu verleumden wage. Ein Beweggrund für diese Haltung Schlegel's müsse wohl in seinen Beziehungen zu einer berühmten französischen Dame gesucht werden, deren Werke stets mehr Talent, Feuer der Einbildungskraft und Begeisterung, als Sicherheit des Geschmacks verriethen [1]).

Wenn damit die Polemik von ästhetischen auf andere Fragen überging, so trug das offizielle Journal des Kaiserreichs diesmal nicht allein die Schuld daran. „Schlegel's Flugschrift sprudelt von Geist“, schrieb Sismondi an Gräfin Albany, „allein es ist häufig der Geist eines geschickten Advokaten und fast in jeder Zeile ist Absicht fühlbar“ [2]). Auch in Wien, wo H. J. von Collin die Phädradissertation ins Deutsche übertrug, handelte es sich dabei nicht nur um Kunstregeln, sondern um Politik. Collin, dem Drama nach antiken Vorbildern entsagend, dichtete die „Wehrmannslieder“ für die Krieger von 1809. Hormayer, Verfasser des österreichischen Plutarch, veröffentlichte 1808, mit Zugrundelegung des Buches von Beauchamps über den Krieg in der Vendée eine politische Tendenzschrift mit wichtigen Bemerkungen über den Gebirgskrieg, und unterhandelte, die Erhebung in Tyrol vorbereitend, mit Hofer, wie denn auch er es war, der im folgenden Jahr das Manifest von Erzherzog Johann verfaßte.

Im gleichen, patriotischen Geist schrieb Karoline Pichler den „Germanikus“, der jedoch erst 1812 über die Bretter des

---

[1]) Journal de l'Empire, 16. u. 24. Februar, 4. März 1808.

[2]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites, etc. Sismondi à Madame d'Albany, Pescia, 26 Mars, 1808.

Burgtheaters ging. Das Publikum, vor welchem A. W. Schlegel das Zeitalter Ludwig's XIV. kritisirte, dachte mit ihm bei Besprechung des großen Königs an Napoleon und dieser wußte es wohl. Als die Vorlesungen im Frühjahr 1809 zum ersten Mal gedruckt erschienen, konnte ihr Verfasser daran erinnern, wie er in der Kaiserstadt an der Donau die Herzlichkeit besserer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regsamkeit des Südens vereinigt gefunden habe, welche oft dem deutschen Ernst versagt sei, und dankbar dachte er an den Zuhörerkreis zurück, „den Erinnerungen altdeutschen Ruhmes, jedem vaterländisch Gesinnten heilig", beim Abschied feierlich und wehmüthig zugleich gestimmt hatten[1]).

Frau von Staël berichtete nach Weimar an die Herzogin Luise über den durchschlagenden Erfolg dieser Vorlesungen. Goethe werde zufrieden sein, wenn überhaupt Bewunderung ihn zu befriedigen vermöge. Einige Partien seien von hinreißender Schönheit, so insbesondere jene über die Spanier. Sie sprach den Wunsch aus, das Ganze übersetzt zu sehen[2]). Madame Necker de Saussure kam demselben entgegen, denn sie war es, die 1814 Schlegel's Vorlesungen französisch herausgab. Inzwischen war mit dem Frühjahr auch Sismondi zum Besuch bei Frau von Staël auf kurze Zeit nach Wien gekommen und lohnte die österreichische Gastfreundschaft durch eine Denkschrift über die Finanzen des Kaiserstaats[3]). Im April war der Eintritt des jungen Albert von Staël in die Wiener Militärschule erfolgt und sechs Wochen später begab sich seine Mutter in Begleitung von A. W. Schlegel und Sismondi zum zweiten Mal nach Weimar. Fast unmittelbar nach ihrer Abreise traf Friedrich

---

[1]) A. W. Schlegel, Vorrede zur ersten Ausgabe der Vorlesungen über dramatische Kunst, Genf, Februar 1809.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar. Madame de Staël à la Duchesse Louise, 125, Vienne, 8 Avril, 150, Coppet, 13 Sept. 1808.

[3]) Sismondi, Mémoire sur le papier-monnaie dans les États autrichiens, et des moyens de le supprimer, Weimar, 1810.

Schlegel, von Metternich berufen, in Wien ein, wo er in politischer Beziehung durch die von ihm und Gentz redigirten Proklamationen gegen Napoleon, die Armeezeitung von 1809 und den Oesterreichischen Beobachter, literärisch durch verschiedene Zeitschriften und durch die Vorlesungen über die Literatur, sein größtes und reifstes Werk, dazu beitrug, Ton und Richtung des geistigen Lebens in Oesterreich zu bestimmen. Einsicht in die Art und Weise, wie dasselbe unter dem Einfluß der Zeitereignisse sich gestalten sollte, gewann Frau von Staël durch die Bekanntschaft mit Gentz, mit welchem sie sich auf dem Weg nach Weimar in Teplitz begegnete.

Nach Austerlitz hatte Dieser im patriotischen Schmerz an J. von Müller geschrieben, nun sei der Tod ihm nicht zuwider, und 1807, nachdem Müller ins Napoleonische Lager übergegangen war, mit tiefster Entrüstung sich von ihm losgesagt. Gegenstand seiner verehrenden Bewunderung war Stein, der von ähnlichen Gedanken wie einst Turgot ausgehend, durch Befreiung des Bodens, Herstellung der Selbstverwaltung und Anbahnung des nationalen Einheitstaates auf den Grundlagen einer starken Monarchie das Gegengewicht zu den revolutionären Mächten suchte und fand. Aus solchem Granit, wie der Reformminister der Königsberger Tage, war aber Gentz nicht gemacht. Die Hinneigung zur Romantik und der Abscheu vor der Revolution bereitete schon damals bei ihm die reaktionäre Gesinnung späterer Jahre vor. Ein Bahnbrecher im Reich der Gedanken ist Gentz niemals gewesen; sein Bedürfniß nach geistiger Anlehnung befriedigte Jahre hindurch ein Mann, den er erzogen zu haben sich rühmte, obwohl der Jünger dem Meister längst über den Kopf gewachsen sei[1]); es war Adam Müller, den er seinen Freunden „als einen der ersten Menschen dieser und aller Zeiten" empfahl[2]). Von Adam Müller's, an Bonald erinnernde,

---

[1]) G. Schlesier, Briefwechsel zwischen Gentz und J. v. Müller, 198.

[2]) G. Schlesier, F. v. Gentz. Briefe und vertraute Blätter, 123 u. 312.

aber ins Phantastische übertriebener Lehre vom christlichen Staat ist gesagt worden, sie habe das heilige, römische Reich als den Ausbau der Persönlichkeit Christi gefeiert[1]). Gentz fühlte sich so mächtig von dieser mystischen Auslegung der Geschichte angezogen, daß er sich nun als durchaus christlich geworden bezeichnete. „Ich betrachte das Christenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt", sagte er unter dem Eindruck der Selbsttäuschung, die Stimmungen mit Ueberzeugungen verwechselte, „Alles, was in mir noch jugendlich ist, habe ich dieser wohlthätigen Revolution zu danken" [2]).

An Adam Müller in Dresden ist aus Teplitz der Brief gerichtet, welcher die Begegnung mit Frau von Staël erzählt. „Gestern", schreibt er, „habe ich einen überaus merkwürdigen Tag mit ihr verlebt und trotz aller Verschiedenheit der Ansichten über einige Hauptpunkte, eine große Freundschaft gestiftet. Von der Leichtigkeit des Umgangs mit ihr können Sie sich kaum eine Vorstellung machen; in einer halben Stunde werden Sie so mit ihr sein, als hätten Sie sie seit Jahren gekannt. Ich fürchtete das Blitzen, die Saillien ihres Geistes, eine Gattung, die ich, wie Sie wissen, nicht vorzüglich liebe. Im Gegentheil habe ich sie über die Maßen flüssig, klar, bei der Stange bleibend, geordnet, zusammenhängend, groß, zum Sprechen einladend, wie noch keine Frau auf der Welt gefunden; es scheint Einem, man könnte eine Ewigkeit mit ihr durchsprechen. So ist sie, als Erscheinung, und dies kann Ihnen genügen. Sie kennt Ihre Aufsätze über Corinna; klagt bloß darüber, daß Sie sie etwas dunkel und mystisch gefunden; ich habe ihr ohne Weiteres versichert, daß Sie der erste Kopf von Deutschland sind. Also wissen Sie, wie Sie sich zu benehmen haben. Schlegel, der ebenfalls eine große Idee von Ihnen hat, ist sehr verändert, sehr kultivirt, gesellig, gesprächig, gewandt. . . . . ."

---

[1]) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, I, 314.

[2]) G. Schlesier, F. v. Gentz. Briefe und vertraute Blätter, 123.

„Madame de Staël habe ich gesehen", antwortete Müller einige Tage später aus Dresden. „Sie ist mir allerdings eine bedeutende Erscheinung, hoffentlich Ihnen auch. Da ist wirklich südlicher Tumult des Blutes, Geistesbeweglichkeit und Sicherheit vor allem Altwerden. Dies ehre ich. Man müßte wenig von Ton, Blick und Empfindung verstehen, um nicht zu fühlen wie ihre Natur, welche das Schönste ist, vom eigentlichen Leben erweicht und vom Leiden durchschmolzen ist. Dies liebe ich. . ." „Mich hat die Staël entzückt, ich sage es Ihnen gerade heraus", schrieb Gentz noch einmal zurück. „Eine solche Universalität und Tiefe des Geistes, mit einer solchen Leichtigkeit, Gewandtheit, Gutmüthigkeit und Grazie der Conversation habe ich in der Welt nicht gefunden. Ich will und muß sie auch noch einmal sehen" [1]).

Diese zweite Begegnung fand auf der Durchreise, in Pirna, statt. Die Ueberschwenglichkeit der damaligen Bewunderung von Gentz sollte Frau von Staël übrigens noch zu büßen haben. Als sie ihn 1812 in Wien wiederfand, war diese Bewunderung verflogen und der Unmuth an ihre Stelle getreten, der sich in einem Brief an Rahel in ebenso geschmackloser als ungerechtfertigter Weise Luft machte [2]), eine Mahnung an die Frauen, die Huldigungen der Männer nach der Art von Gentz niemals zu überschätzen.

Wie sie es überhaupt zu thun pflegte, ignorirte Frau von Staël die Stimmungen auch dieser wandelbaren Natur. Als Gentz 1815 nach Paris kam, fand er sie unverändert für ihn und für seinen Freund A. H. Müller, der ihn begleitete, wieder. Sie hat später nicht erwähnt und vielleicht auch nicht gewußt, daß dieser geistreiche Sonderling sich schon 1808 in Dresden mit der Idee eines Bündnisses aller Staaten auf reli-

[1]) G. Schlesier, Briefwechsel zwischen F. v. Gentz und A. H. Müller, 107, 112, 113, 145. Briefe vom 29, 30. Mai, 1. u. 2. Juni 1808.

[2]) G. Schlesier, F. v. Gentz. Briefe und vertraute Blätter, 176, 15. Juni 1814.

giöser Grundlage trug, aus welcher zum Theil die heilige Allianz hervorgegangen ist [1]).

Von Dresden setzte Frau von Staël den Weg nach Weimar fort, von wo Henriette von Knebel ihrem Bruder die Ankunft der Reisenden meldete. „Sie ist vorgestern hier angekommen", schrieb sie am 11. Juni, „gestern Mittag haben wir sie gesehen; Abends hatte sie zu schreiben. Sie ist etwas stiller geworden, wie es sich für die jetzigen Zeiten schickt. Von Herrn Sismondi oder andern Begleitern von Frau von Staël habe ich noch nichts gesehen. Ich besitze von der Bibliothek seine Geschichte der mittleren Zeiten von Italien, die mir Wieland außerordentlich gelobt hat" [2]).

Die wenigen Jahre seit 1804 hatten genügt, um auch in Weimar Vieles zu verändern. Am 10. April 1807 war die heiter verständige Herzogin Amalie ihrem Freunde Schiller in die Gruft gefolgt, nach Goethe's schönen Worten „eine von Denjenigen, zu denen wir, als zu Wohlwollenden und Hülfreichen, uns im Leben hinwendeten, und die nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige."

Aber nicht der Tod allein hatte in der Thüringer Hauptstadt die Reihen gelichtet und die Gemüther verdüstert. Wie Jena, trug Weimar noch die frischen Spuren der Verwüstung und Plünderung von 1806. Sein ritterlicher Landesherr war zum Eintritt in den Rheinbund verurtheilt und eine fast unerschwingliche Kriegskontribution von 2,200,000 Franken die Strafe für sein treues Festhalten an der vaterländischen Sache [3]).

Der Dichter von „Hermann und Dorothea" nannte es unter dem Druck dieser Niederlage Deutschlands „eine große

---

[1]) A. H. Müller, Elemente der Staatskunst, Berlin, 1809. R. v. Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, I, 254.

[2]) H. Düntzer, Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester, 339, 1774—1813.

[3]) R. Keil, Goethe. Weimar und Jena, 1806, 21—47 und 154. H. Luden, Rückblicke in mein Leben, die Schlacht von Jena.

und heilige Aufgabe, im Geist zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt unangetastete Palladium unserer Literatur aufs Eifersüchtigste zu bewahren, und zu verhüten, daß der, in dessen Hand jetzt das Schicksal liegt, die Achtung, die wir ihm durch ein höheres geistiges Uebergewicht abgenöthigt haben, nicht verliere [1]).

Es war der Augenblick, in welchem selbst ein Patriot wie Gneisenau am deutschen Volk, „so achtbar im Einzelnen, so miserabel im Ganzen", irre zu werden drohte und „die Nation so schlecht wie ihr Regiment" nannte [2]).

Der Patriotismus von Goethe, der im Glauben an eine bessere Zukunft vor Allem die Bildung retten wollte, der aus dem Schiffbruch der Gegenwart, „in Wissenschaft und Kunst die Schwingen, sich darüber hinwegzuheben" fand, der, gestützt auf Selbsterkenntniß und Ergebung, „nicht jede Bewegung auch schon eine Erhebung" genannt wissen wollte und noch 1812 davor warnte, „die Befreiung vom fremden Joch mit dem Erringen der Freiheit zu verwechseln" [3]), ein solcher Patriotismus lief Gefahr, als zu leidenschaftslos von dem Einen abgelehnt, von den Andern mißverstanden zu werden. Und mißverstanden hätte wohl auch Frau von Staël Aeußerungen wie die von Goethe über Napoleon im Januar 1807, wenn man diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben höre, da sehe man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein werde [4]), oder wie jene des Verfassers der „Phänomenologie des Geistes", Professor Hegel in Jena, der den Franzosenkaiser als „die Weltseele", „den Organisator einer freien Monarchie" und „den Aufrechthalter der Gesetze"

---

[1]) R. Keil, Goethe. Weimar und Jena, 1806, 152. Goethe an Fernow, 7. Januar 1807.

[2]) Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, 330.

[3]) H. Luden, Rückblicke in mein Leben, Berührungen mit Goethe, Gespräch mit ihm, Sommer 1812, 119—120, 122.

[4]) Goethe an Knebel, Briefwechsel, I.

pries[1]), während sie das vernichtende Urtheil über Napoleon fällte, der Begriff des Gewissens sei für ihn nur eine poetische Umschreibung für den Betrug, und sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, bedeutende Menschen sittlich tief genug zu entwerthen, um sie nur mehr unter seinem Gepräge gangbar zu erhalten[2]).

Zu solchen Erörterungen kam es jedoch nicht. Goethe war seit dem 12. Mai abwesend in Karlsbad, wo er bis zum September blieb. Vergebens schlug ein noch aus Wien datirter Brief von Frau von Staël eine Begegnung in Dresden vor. Er lehnte ab „da er sich des Frühlings und der ländlichen Einsamkeit erfreue. Geben Sie ja bald Ihre Bemerkungen über uns ehrliche Deutsche", schloß er. „Wir verdienen durch den guten Willen einer freundlichen Nachbarin und Halblandsmännin aufgeregt, ermuntert zu werden und uns in einem so lieben Spiegel zu beschauen. Erlauben Sie mir sodann, was ich so gern nach gelesener Corinna gethan hätte, meine lebhafte Theilnahme an Ihnen selbst und Ihren Arbeiten, meine Verehrung, meine Bewunderung auch einmal schriftlich und umständlich vorzulegen"[3]).

Die Enttäuschung von Frau von Staël über das Nichterscheinen von Goethe berichtete ihm ein Brief von Lotte Schiller, der unter dem überwältigenden Eindruck der Lektüre des ersten Theils von Faust, mit der Zueignung an ihren Gatten, geschrieben ist. Von Frau von Staël erwähnt auch Schiller's Wittwe, sie sei sehr ernst geworden, der lebendige Ausdruck von Fröhlichkeit fehle ihr, sie sehe aus wie Jemand, der viel gelitten habe, obwohl sie das nationelle, lebendige, laute Wesen wohl

---

[1]) Karl Hegel, Briefe von und an Hegel. Briefe von 1806, 1807, an van Ghert, 1822.

[2]) Madame de Staël, Considérations, XIII, 226, 271.

[3]) Goethe-Jahrbuch, 1887, 7, 104. Frau von Staël an Goethe, Wien, 21. Mai 1808. Goethe an Frau von Staël, Carlsbad, 26. Mai 1808.

immer, wenn sie aufgeregt sei, behalten werde[1]). Dieser Schilderung entsprach die Stimmung, in welcher Frau von Staël von Weimar aus an Madame Récamier von der Ueberwindung schrieb, die es ihr gekostet habe, das dort Erlittene noch einmal durchzuleben. Nur der Gedanke an die unglückliche und bewundernswerthe Fürstin, und an die Prüfungen, die auch sie bestanden, habe sie dahin zurückgeführt. „Wie unglücklich sind wir doch Alle", schließt der Brief.

Bereits an der sächsischen Landesgrenze war sie auf das Herzlichste empfangen worden. Am Thor eines kleinen Städtchens öffnete der Zollbeamte den Wagenschlag, um zu versichern, nun werde er ruhiger sterben, da sein Wunsch, sie zu sehen, in Erfüllung gegangen sei. Aehnliche Auftritte wiederholten sich in den Gasthäusern. „Dieses, meine theure Juliette", schrieb Frau von Staël, „sind meine Entschädigungen für das verlorne Glück meines Lebens" [2]).

In Weimar anwesend war dieses Mal Knebel, „mit dem Ansehen eines alten Weisen", das Zeitgenossen an Sokrates erinnerte. Er war in eine Art von Talar gekleidet, der, um die Hüften zugeknöpft, die immer noch kräftige Gestalt des vierundsechzigjährigen Mannes erhöhte, während sein originelles, für alles Poetische besonders empfängliche Wesen Goethe's Zuneigung für ihn erklärt[3]). An Knebel wandte sich dieser auch jetzt, um Nachricht über den Aufenthalt von Frau von Staël zu erhalten. „Soviel magst Du mir zugeben", schrieb er dem Freund am 2. Juli aus Carlsbad, „daß es der Mühe werth ist, sie zu kennen; denn man kann sich nur einen Begriff von ihr durch sich selbst machen, indem es ein so merkwürdiges Individuum

---

[1]) Goethe-Jahrbuch, 1883, 255—258. Lotte Schiller an Goethe, Weimar, 14. Juni 1808.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 132. Madame de Staël à la Duchesse Louise, 13 Juin 1808.

[3]) H. Luden, Rückblicke in mein Leben, 13, 92—93. Fr. Strehlke, Goethe's Briefe, I, 348—363.

ist, bei dessen Schilderung man in Lob und Tadel das Maß verfehlt" [1]).

Einige Tage später kam Knebel diesem Wunsch entgegen. „Ich war mehrere Tage hintereinander in ihrer Gesellschaft", schrieb er am 10. Juli, „und hatte eben nicht Ursache, meine Zeit bei ihr zu bereuen, ob ich gleich nicht den Wunsch empfand, daß ich alle Tage meines Lebens bei ihr zubringen möchte. Auf das Nächste zu kommen, so sind ihre Kenntnisse und Begriffe von deutscher Literatur höchst unvollständig, wenn man anders das nur Kenntnisse nennen kann, was ihr divinatorischer Geist aus einzelnen Lesungen und Stellen erräth.

„Das Leben und geistige Interesse der Frau von Staël ist übrigens sehr preiswürdig und erweckend. Sie möchte wie ein Genius diese todte Welt beseelen, aber freilich ziemlich nach ihrer Art. Was mir am wohlsten in ihrer Unterhaltung machte, sind die glücklichen Ausdrücke und feinen Kombinationen, die ihr Blick und ihre große Kenntniß der Welt und der Dinge eigen und interessant machen. So sagte sie zum Beispiel, daß aus den Wienern nichts werden könnte, so lange sie, wie sie es in den höhern Ständen zu thun pflegten, fremde Sprachen sprächen. Ce sont comme des images de cire, qui parlent des langues mortes, und so könnten sie im Leben nicht vorwärts kommen.

„Als ich ihr bei einem kleinen Souper, das sie uns gab, und wobei der Herzog zugegen war, eine Idee von Deiner Optik geben sollte, die ich nur in wenigen und verworrenen Worten hervorbringen konnte, so faßte sie doch die Idee und rief aus: Ah, mon âge est le rayon affaibli (es war aber ein anderes Wort wie verfallend oder abstufend) de ma jeunesse, als wenn die Jugend gelb und das Alter blau wäre. Ich habe noch mehrere Reden bemerkt, die mir aber jetzt nicht eben einfallen. Sonst war sie überaus gutmüthig und

[1]) Goethe und Knebel, Briefwechsel, I, 330.

einnehmend gegen Jedermann. Nur eines Abends kamen wir bei Frau von Wolzogen, wo wir soupirten, etwas hart aneinander, da sie uns anfänglich von den Engländern und nachher von Religion unterhielt, und ich mich über ihre Eitelkeit etwas lustig machte. Sie schrieb mir aber den Tag darauf ein sehr verbindliches Billet und dabei blieb es. Sonst sagte sie noch zu Herrn Falk, der sie einige Male besuchte, »Vous me plaisez, Monsieur Falk, j'aime les bavards«. Und das sei genug von der mit Recht geehrten und bewunderten Frau.

„Noch Eins: die Wolff machte die Jungfrau. O vortrefflich. Ich war in der Loge von Frau von Staël. Sie sagte ein paar Mal: Elle joue comme une inspirée. Dieser Ausdruck hat mir sehr gefallen, um das Wahre in der Kunst vom Mechanischen zu unterscheiden“ [1]).

Auch Wieland kam vom herzoglichen Schloß Belvedere, das er zu jener Zeit bewohnte, nach Weimar herüber, um Frau von Staël, die ihn zweimal aufgesucht hatte, seinen Gegenbesuch zu machen und sie in eine Abendgesellschaft bei der Herzogin zu begleiten. Ueber diese Begegnung mit „der berühmtesten Frau unserer Zeit“, wie er sie zu nennen pflegte, hat er sich zweimal schriftlich geäußert, das erste Mal in einem Brief an Freiherrn von Retzer in Wien: „Sie scheint mir in dem, was sie von dem bei weitem größten Theil der dortigen Noblesse beiderlei Geschlechts mit ihrer gewöhnlichen, anspruchslosen Lebhaftigkeit und Amönität zu sagen weiß, derselben alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und es ist nicht zu leugnen, daß ihr's angenehm zuhört. Ihr Protégé, A. W. Schlegel, scheint auf ihre Urtheile über die deutsche Literatur und die Männer, die sich seit fünfzig Jahren in derselben am meisten hervorgethan haben, wenig oder keinen Einfluß gehabt zu haben. Hingegen soll die Gewalt ihres Genius über den seinigen desto stärker gewesen sein, und sie läßt uns von beiden Brüdern Vieles erwarten, wodurch sie

---

[1]) Goethe und Knebel, Briefwechsel, I, 332.

die kritischen Verirrungen und Leichtfertigkeiten ihrer jüngeren Jahre bedecken und vergessen machen würden. Besagter Herr Wilhelm kam hier nicht zum Vorschein und machte einen Abstecher nach Hannover, um seine Mutter zu besuchen" [1]). Wieder von Frau von Staël spricht einige Tage später Wieland's Brief an eine deutsche Fürstin, die sich nach ihr erkundigt hatte. „Daß auch diese Sonne nicht ohne Flecken ist, oder doch war, versteht sich von selbst", schreibt der fünfundsiebenzigjährige Dichter zurück, „aber wenigstens würde es keinem Manne ziemen, davon zu sprechen. . . . . Was sie in Aller Augen zu Weimar ebenso liebenswürdig als respektabel machte, war ihre gänzliche und sich immer ganz gleich bleibende Unbefangenheit und Anspruchlosigkeit, worin sie sich während ihres letzten zehntägigen Aufenthalts unter uns darstellte.

„Wenn dies ein permanenter Zug ihres Charakters wäre und bliebe, so möchte ichs nicht sowohl für die sogenannte Bescheidenheit halten, als für eine unmittelbare, natürliche Folge des ebenso natürlichen Selbstgefühls oder vielmehr klaren Bewußtseins dessen, was sie ist, welches ihr jede Besorgniß, von einer Vollkommneren in ihrer Art gleichsam vom Thron geworfen zu werden, unmöglich macht. Vor wem könnte sie sich fürchten? wem beneiden?" [2])

„Sie benahm sich gegen mich vortrefflich", fügt Wieland an anderer Stelle hinzu, „und beinahe wie eine gute Tochter gegen einen geliebten und verehrten Vater, was ihr von mir um so höher angerechnet wurde, da ich ihr absichtlich nicht ein Sterbenswörtchen über „Corinna" sagte. Diese Frau kann Alles sein, was sie will, und war sich ohne Zweifel recht gut bewußt, daß die vollkommene Anspruchslosigkeit bei so außerordentlich glänzenden Eigenschaften und Talenten, und der leichte

---

[1]) Wieland, Auswahl denkwürdiger Briefe, 80. An J. F. Freiherrn von Retzer, Weimar, 20. Juni 1808.

[2]) Wieland, Auswahl denkwürdiger Briefe, 128. An eine deutsche Fürstin, Belvedere bei Weimar, 29. Juli 1808.

Grazienschleier, womit sie das Feuer ihres Geistes so lieblich zu dämpfen wußte, gerade das wahre Mittel war, diejenigen unter uns zu bezaubern, die sonst mit einem sichern Talisman gegen alle andern Zaubermittel wohl versehen sind“ [1]).

Diese Worte des Nestors der deutschen Dichtung sind Weimars Abschiedsgruß an Frau von Staël. Sie verließ es nach zehntägigem Aufenthalt um sich über Frankfurt nach Coppet zurückzubegeben. „Frau von Staël, geb. Necker war hier“, schrieb, in einem ihrer letzten Briefe an den Sohn, Frau Rath am 1. Juli an Goethe nach Karlsbad [2]). Mit dieser lakonischen Bemerkung hat sich bekanntlich Bettina, die Verfasserin von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“, nicht begnügt, sondern ausführlich über eine Begegnung zwischen der Mutter von Goethe und Frau von Staël berichtet. Den Schauplatz dafür verlegt sie ins Haus eines der europäischen Gesellschaft wohlbekannten und von ihr werth gehaltenen Frankfurter Bürgers, in den „Basler Hof“ des Bankherrn Moritz Bethmann [3]).

Am 21. September 1808 läßt die damals dreiundzwanzigjährige, seit 1801 in Frankfurt oder in der Nähe lebende Bettina Goethe's Mutter an sie schreiben: „Der Moritz Bethmann hat mir gesagt, daß die Staël mich besuchen will; sie war in Weimar, da wollt' ich, Du wärst hier, da werd' ich mein Französisch recht zusammennehmen müssen“ [4]). An jenem 21. September aber war Frau Rath, da sie bekanntlich am 13. September 1808 das Zeitliche segnete, seit neun Tagen todt und Frau von Staël, die, wie gesagt, Ende Juni jenes Sommers durch Frankfurt kam, längst wieder in Coppet. Was Bettina nicht hindert, in ihren vierundzwanzig Jahre später veröffentlichten Aufzeich-

---

[1]) Wieland, Auswahl denkwürdiger Briefe, 123 u. ff., 9., 10. u. 11. Juli 1808 und Wieland an Böttiger, 30. Juni 1808, Historisches Taschenbuch, 1839, 450.

[2]) R. Keil, Frau Rath, Briefwechsel, 156.

[3]) Daniel Stern (Gräfin d'Agoult), Mes Souvenirs, 53. Goethe, Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814—1815.

[4]) Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, Berlin, 1835, I, 54.

nungen folgenden Brief an Frau Rath zu richten. „Diesmal hat sie mir's nicht recht gemacht, Frau Rath; warum schickt sie mir Goethe's Brief nicht? Ich habe seit dem 13. August nichts von ihm und jetzt haben wir schon Ausgang September. Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist was kurioses, keine andre Frau kann sich mit ihr messen, sie ist wie Branntwein, mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein kitzelt auf der Zung', und steigt in den Kopf, das thut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen ist mir doch lieber, den säet der Säemann in die gelockerte Erde . . ., ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein als eine berühmte Frau, und will auch lieber, daß Er mich als tägliches Brod breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre. — Jetzt will ich ihr nur sagen, daß ich gestern mit der Staël zu Nacht gegessen hab' in Mainz; keine Frau wollt neben ihr sitzen bei Tisch, da hab' ich mich neben sie gesetzt; es war unbequem genug, die Herren standen um den Tisch und hatten sich alle hinter uns gepflanzt, und einer drückte auf den andern, um mit ihr zu sprechen, und ihr ins Gesicht zu sehen; sie bogen sich weit über mich; ich sagte, »Vos adorateurs me suffoquent«, sie lachte. — Sie sagte, Goethe habe mit ihr von mir gesprochen; ich blieb gern sitzen, denn ich hätte gern gewußt, was er gesagt hat, und doch war mir's unrecht, denn ich wollt lieber, er spräch' mit niemand von mir; und ich glaub's auch nicht, — sie mag nur so gesagt haben; — es kamen zuletzt so viele, die alle über mich hinaus mit ihr sprechen wollten, daß ich's gar nicht länger konnte aushalten; ich sagt' ihr, »Vos lauriers me pèsent trop fort sur les épaules«. Und ich stand auf und drängt' mich zwischen den Liebhabern durch; da kam der Sismondi, ihr Begleiter, und küßt' mir die Hand, und sagte, ich hätte viel Geist und sagt's den andern, und sie repetirten es wohl zwanzigmal, als wenn ich ein Prinz wär'; von denen findet man auch immer Alles so gescheut, wenn

es auch das gewöhnlichste wär'. — Nachher hört' ich ihr zu, wie sie von Goethe sprach; sie sagte, sie habe erwartet, einen zweiten Werther zu finden, allein sie habe sich geirrt, sowohl sein Benehmen wie auch seine Figur passe nicht dazu, und sie bedauerte sehr, daß er ihn ganz verfehle; Frau Rath, ich wurd' zornig über diese Reden, („das war überflüssig", wird Sie sagen) ich wandt' mich an Schlegel und sagt' ihm auf Deutsch: die Frau Staël hat sich doppelt geirrt, einmal in der Erwartung und dann in der Meinung: Wir Deutschen erwarten, daß Goethe zwanzig Helden aus dem Aermel schütteln kann, die den Franzosen so imponiren. Wir meinen, daß er selbst aber noch ein ganz andrer Held ist. — Der Schlegel hat Unrecht, daß er ihr keinen bessern Verstand hierüber beigebracht hat. Sie warf ein Lorberblatt, womit sie gespielt hatte, auf die Erde; ich trat darauf und schubste es mit dem Fuß auf die Seite und ging fort. — Das war die Geschicht' mit der berühmten Frau; hab' Sie keine Noth mit ihrem französisch, sprech' Sie die Fingersprach mit ihr, und mache Sie den Kommentar dazu mit ihren großen Augen, das wird imponiren; die Staël hat ja einen ganzen Ameisenhaufen Gedanken im Kopf, was soll man ihr noch zu sagen haben? Bald komm' ich nach Frankfurt, da können wir's besser besprechen. . . ." [1]).

Bettina hielt Wort. Im nächsten Brief, wo von Frau von Staël die Rede ist, sind wir örtlich von Mainz nach Frankfurt, zeitlich vom September zurück in den August 1808, literärisch vom Briefwechsel mit der Mutter von Goethe zu jenem mit ihm selbst übergegangen. „Mein Unglück", schreibt diesmal das dreiundzwanzigjährige Kind, „führte mich gerade nach Frankfurt, als Frau von Staël durchkam, ich hatte sie schon in Mainz einen ganzen Abend genossen, die Mutter aber war recht froh, daß ich ihr Beistand leistete, denn sie war schon prevenirt, daß die Staël ihr einen Brief von Dir bringen würde, und sie

[1]) Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, I, 54—57.

wünschte, daß ich die Intermezzos spielen möge, wenn ihr bei dieser großen Katastrophe Erholung nöthig sei. Die Mutter hat mir nun befohlen, Dir alles ausführlich zu beschreiben; die entrevue war bei Bethmann-Schaaf, in den Zimmern des Moritz Bethmann. Die Mutter hatte sich — ob aus Ironie oder aus Uebermuth, wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune, nicht mit französischem Geschmack, ich muß Dir sagen, daß, wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rothe, eine weiße und eine blaue, — die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen, — so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung; sie war mit großer Kunst geschminkt, ihre großen schwarzen Augen feuerten einen Kanonendonner, um ihren Hals schlang sich der bekannte goldene Schmuck der Königin von Preußen, Spitzen von altherkömmlichem Ansehen und großer Pracht, ein wahrer Familienschatz, verhüllte ihren Busen, und so stand sie mit weißen Glacée-Handschuhen, in der einen Hand einen künstlichen Fächer, mit dem sie die Luft in Bewegung setzte, die andre, welche entblößt war, ganz beringt mit blitzenden Steinen, dann und wann aus einer goldenen Tabatiere mit einer Miniatüre von Dir, wo Du mit hängenden Locken gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand gestützt, eine Prise nehmend. Die Gesellschaft der vornehmen älteren Damen bildete einen Halbkreis in dem Schlafzimmer des Moritz Bethmann; auf purpurrothem Teppich in der Mitte ein weißes Feld, worauf ein Leoparde, — sah die Gesellschaft so stattlich aus, daß sie wohl imponiren konnte. An den Wänden standen schöne, schlanke indische Gewächse, und das Zimmer war mit matten Glaskugeln erleuchtet, dem Halbkreis gegenüber stand das Bett auf einer zwei Stufen erhabenen Estrade, auch mit einem purpurnen Teppich verhüllt, an beiden Seiten Kandelaber. Ich sagte zur Mutter: die Frau Staël wird meinen, sie wird hier vor Gericht des Minnehofs zitirt, denn dort das Bett sieht aus wie der verhüllte Thron der

Venus. Man meinte, da dürfte es manches zu verantworten geben. Endlich kam die Langerwartete durch eine Reihe von erleuchteten Zimmern, begleitet von Benjamin Constant, sie war als Corinna gekleidet, ein Turban von aurora- und orangefarbener Seide, ein eben solches Gewand mit einer orangen Tunika, sehr hoch gegürtet, so daß ihr Herz wenig Platz hatte, ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten, ihre Lippen auch von einem mystischen Roth; die Handschuh waren herabgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie das bekannte Lorbeerzweiglein hielt. Da das Zimmer, worin sie erwartet war, so viel tiefer liegt, so mußte sie vier Treppen herabsteigen. Unglücklicher Weise nahm sie das Gewand vorne in die Höhe statt hinten; dies gab der Feierlichkeit ihres Empfangs einen gewaltigen Stoß, denn es sah wirklich einen Moment mehr als komisch aus, wie diese ganz in orientalischem Ton überschwankende Gestalt, auf die steifen Damen der Tugendverschwornen Frankfurter Gesellschaft losrückte. Die Mutter warf mir einige couragirte Blicke zu, da man sie einander präsentirte. Ich hatte mich in die Ferne gestellt um die ganze Scene zu beobachten. Ich bemerkte das Erstaunen der Staël über den wunderbaren Putz und das Ansehen Deiner Mutter, bei der sich ein mächtiger Stolz entwickelte. Sie breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten salutirte sie mit dem Fächer spielend, und indem sie das Haupt mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit erhabener Stimme, daß man es durchs ganze Zimmer hören konnte: »Je suis la mère de Goethe«; »ah, je suis charmée«, sagte die Schriftstellerin, und hier folgte eine feierliche Stille. Dann folgte die Präsentation ihres geistreichen Gefolges, welches eben auch begierig war, Goethe's Mutter kennen zu lernen. Die Mutter beantwortete ihre Höflichkeiten mit einem französischen Neujahrswunsch, welchen sie mit feierlichen Verbeugungen zwischen den Zähnen murmelte, — kurz, ich glaube die Audienz war vollkommen, und gab einen schönen Beweis von der deutschen Grandezza. Bald

winkte mich die Mutter herbei, ich mußte den Dolmetscher zwischen beiden machen; da war denn die Rede nur von Dir, von Deiner Jugend, das Porträt auf der Tabatiere wurde betrachtet, es war gemalt in Leipzig, eh' Du so krank warst, aber schon sehr mager, man erkennt jedoch Deine ganze jetzige Größe in jenen kindlichen Zügen, und besonders den Autor des Werther. Die Staël sprach über Deine Briefe, und daß sie gern lesen möchte, wie Du an Deine Mutter schreibst, und die Mutter versprach es ihr auch, ich dachte, daß sie gewiß Deine Briefe nicht zu lesen bekommen würde, denn ich bin ihr nicht grün, so oft Dein Name von ihren nicht wohlgebildeten Lippen kam, überfiel mich ein innerer Grimm; sie erzählte mir, daß Du sie Amie in Deinen Briefen nenntest; ach, sie hat mir's gewiß angesehen, daß dies mir sehr unerwartet kam; ach, sie sagte noch mehr. — Nun riß mir aber die Geduld; — wie kannst Du einem so unangenehmen Gesicht freundlich sein? — Ach, da sieht man, daß Du eitel bist. — Oder sie hat auch wohl nur gelogen! — Wär' ich bei Dir, ich litt's nicht. So wie Feen mit feurigen Drachen, würd' ich mit Blicken meinen Schatz bewachen. Nun sitz' ich weit entfernt von Dir, weiß nicht was Du alles treibst, und bin nur froh, wenn mich keine Gedanken plagen.

„Ich könnte Dir ein Buch schreiben über alles, was ich in den acht Tagen mit der Mutter verhandelt und erlebt habe. Sie konnte kaum erwarten, daß ich kam, um alles mit ihr zu rekapituliren. Da gabs Vorwürfe; ich war empfindlich, daß sie auf ihre Bekanntschaft mit der Staël einen so großen Werth legte; sie nannte mich kindisch und albern und eingebildet, und was zu schätzen sei, dem müsse man die Achtung nicht versagen, und man könne über eine solche Frau nicht wie über eine Gosse springen und weiter laufen; es sei allemal eine ausgezeichnete Ehre vom Schicksal, sich mit einem bedeutenden und berühmten Menschen zu berühren. Ich wußte es so zu wenden, daß mir die Mutter endlich Deinen Brief zeigte, worin Du ihr Glück

wünschest, mit diesem Meteor zusammenzustoßen, und da polterte denn alle ihre vorgetragene Weisheit aus Deinem Briefe hervor. Ich erbarmte mich über Dich und sagte: Eitel ist der Götterjüngling; er führt den Beweis für seine ewige Jugend. Die Mutter verstand keinen Spaß; sie meinte, ich nehme mir zu viel heraus, und ich soll mir doch nicht einbilden, daß Du ein anderes Interesse an mir habest, als man an Kindern habe, die noch mit der Puppe spielen; mit der Staël könnest Du Weltweisheit machen; mit mir könnest Du nur tändeln. Wenn die Mutter recht hätte?" [1])

Wir wissen es; von allen Daten dieses Briefes ist kaum eine richtig. Benjamin Constant war nicht mit in Frankfurt, Frau von Staël weder im August noch im September, sondern im Juni des Jahres 1808 am Rhein, und sie erwähnt nichts von einer Begegnung mit Frau Rath oder Bettina.

Wer aber, der von den Wellen geschaukelt, am Felsenthron der Loreley der altbekannten Weise lauschend, vorübergleitet, hätte sich jemals die Freude am ureigensten Lied des Rheins durch den Umstand verkümmern lassen, daß es eine Dichterphantasie des neunzehnten Jahrhunderts, daß es Clemens Brentano ersann? Und, wie ihr Bruder, hat auch Bettina Gestalten, lebendiger als das Leben geschaffen. Frau Rath, „wunderbar geschmückt", leuchtenden Auges die Worte, je suis la mère de Goethe, sprechend, ist eine solche. Was nützt es, noch einmal zu wiederholen, daß die Scene nie stattgefunden hat? Waren wir ja doch Alle dabei [2]).

Frankfurt war das letzte Bild deutschen Lebens, das Frau von Staël festhalten sollte. Als sie durch Rheinbundgebiete den Weg nach der Schweizer Grenze einschlug, mochte sie sich fragen, ob dem Volk, das scheinbar so willig das Joch des

[1]) Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, I, 314—319.

[2]) R. G. Jakob, Goethe's Mutter. Historisches Taschenbuch, 1844, 474 u. ff. Düntzer, Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, 578. R. Keil, Frau Rath, Briefwechsel. Einleitung, 29. G. v. Loeper, Briefe Goethe's an Sophie Laroche und Bettina Brentano, Einleitung, XXXVII.

Fremden trug, noch eine Zukunft beschieden und es wohlgethan sei, auf all diesen politischen Trümmern von der Aufrichtung einer geistigen Herrschaft zu sprechen.

Und doch lag für den starken Glauben, mit dem sie an Deutschland festhielt, die Rechtfertigung bereit.

Droben im Norden baute Stein den preußischen Staat und schulte Scharnhorst die Landwehr von 1813. Ein Jahr später eröffnete Wilhelm von Humboldt der Nation die Freistatt der Universität Berlin. In Heidelberg entzündeten die Lieder der Romantik den Muth der deutschen Jugend und von Weimar aus verkündete „der größte der Optimisten" mit dem Erscheinen des ersten Theils von Faust das Evangelium der That.

Viertes Kapitel.

Mit dem Entschluß, ihre beste Kraft an eine große Aufgabe zu setzen, trat Frau von Staël den Heimweg an. Den Gedankenaustausch, dessen sie bedurfte, versprach der Verkehr mit Benjamin Constant und A. W. Schlegel. An ihrem Kunsturtheil sollte das ihrige sich läutern und ihre verständnißvolle Theilnahme das Werden des Buchs über Deutschland begleiten. Mit solchen Plänen beschäftigt, erreichte sie die Schweiz und war auf dem Weg nach Coppet, als einige Zeilen von Benjamin Constant sie um eine Begegnung in Sècheron, bei Genf, ersuchten[1]). Kaum war sie, der Aufforderung entsprechend, im Gasthaus des kleinen Ortes abgestiegen, als er sie mit der Nachricht von seiner am vorhergegangenen 5. Juni vollzogenen, vorläufig aber geheim gehaltenen Vermählung überraschte und seine Frau vorstellte. Es war Charlotte von Hardenberg, Tochter des Legations- und Schatzrathes, eine Richte des Staatskanzlers, und die geschiedene Gattin, zuerst eines Herrn von Mahrenholtz, dann des französischen Emigrirten, General Dutertre[2]), dieselbe, die Benjamin Constant ihrem ersten

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar. Madame de Staël à la Duchesse Louise, Coppet, 7 Juillet 1807.

[2]) Bilder aus vergangener Zeit, Theil II, Bilder aus Karl Sieveking's Leben, I, 177, Note. Helmine von Chézy, Unvergessenes, I, 363. Sainte-

Mann gelassen zu haben sich in seinen Braunschweiger Tagen von 1794 beglückwünscht hatte[1]). Es wird erzählt, wie die begreifliche Erregung von Frau von Staël noch dadurch gesteigert worden sei, daß die nunmehrige Baronin Constant unaufhörlich wiederholte: »c'est que Benjamin, voyez-vous, est si bon«. Der Däne Baron Voght, der sie und alle ihre Verhältnisse genau kannte, erwähnt, sie sei, obwohl zweimal verheirathet, auch sonst nicht ohne Liebhaber, niemals hübsch, und seiner Meinung nach, auch nicht geistreich gewesen. Bei ihrer dritten Verheirathung zählte sie vierzig Jahre und erschien so wenig dazu geeignet, ihren wankelmüthigen Gatten festzuhalten, daß Sismondi, nachdem er sie kennen gelernt hatte, schrieb: „Constant, es ist wahr, hat eine merkwürdige Wahl getroffen. Die Männer glauben zu oft, daß der Sturm in ihrem Herzen durch den Gegenstand ihrer Neigung verursacht wurde, daß sie sich beruhigen werden, wenn sie diese Neigung einer apathischen Persönlichkeit zuwenden. Das ist eine Art, sich vor sich selbst zu flüchten, die auf die Länge nicht gelingen kann" [2]).

Der Freundeskreis von Frau von Staël wußte recht gut, wie stürmisch, besonders in letzter Zeit, ihre langjährigen Beziehungen zu dem Mann geworden waren, der sie auf diese Weise löste. Viele Jahre später hat Sainte-Beuve, der unermüdliche Wächter der Tradition von Coppet, sich von einem Ueberlebenden dieses Kreises, den er nicht näher bezeichnet, eine Scene schildern lassen, deren unfreiwilliger Zeuge dieser gewesen war. „Am frühen Morgen", erzählt sein Berichterstatter, „lag ich in einem abgelegenen Theil des Parks im hohen Grase, und schaute, mit meinen Gedanken beschäftigt, zum blauen Himmel auf, als ich zwei Stimmen vernahm, die immer näher kamen,

---

Beuve, Causeries du Lundi, XI, 438—440. Madame de Staël, d'après les communications de Madame Récamier, 1835. Bürger, Briefe, IV, 132, 180, 187, 192.

[1]) S. hier Band II, Kap. IV, 195.

[2]) Sainte-Beuve, Sismondi, Nouveaux Lundis, VI, 48.

immer lebhafter wurden. Ich wollte mich erheben, zu erkennen geben, daß ich da sei, und wußte doch nicht, wie ich es angehen sollte. Es war zu spät, ich mußte alles mit anhören, Vorwürfe, Auseinandersetzungen, Versprechen . . ." [1]).

Ein Wendepunkt war 1802, nach dem Tod von Baron Staël, eingetreten, als Benjamin Constant die Verheirathung mit Frau von Staël gewünscht hatte. Sie verweigerte es, oder stellte doch die Bedingung der Geheimhaltung einer solchen Verbindung, da sie ihrem Namen nicht entsagen wollte. »Preuve de chétif amour«, fügt Sainte-Beuve, der durch Madame Récamier von der Sache wußte, hinzu [2]).

Seine dabei ausgesprochene Vermuthung aber, daß noch andere Gründe vorlagen, um Frau von Staël zu einer Weigerung zu veranlassen, die in ausgesprochenem Widerspruch mit ihrer ganzen Lebensanschauung stand, hat seitdem ihre volle Bestätigung gefunden. Sie, die nie aufgehört hat, in der Dichtung wie im Leben eine glückliche Ehe als das höchste und einzige Glück der Frau zu schildern, wußte, daß ein solches an der Seite von Benjamin Constant nicht denkbar war. Es ist gesagt worden, daß er als junger Mann ein Tagebuch zu führen pflegte. Diese Gewohnheit behielt er in spätern Jahren bei, und verzeichnete tagtäglich, neben vielem Interessanten über Menschen und Dinge, nach wie vor alle wechselvollen äußern Eindrücke und die noch ungleich schneller wechselnden Stimmungen seiner innern Welt. In diesem Spiegel betrachtet, erscheint der Vierzigjährige ebenso halt- und würdelos, ebenso innerlich verdorben und somit auch ungleich schuldiger als der Correspondent von Frau von Charrière. Der Abscheu tritt an die Stelle des Mitleids, das damals seine Jugend noch erwecken konnte.

In der noch zu schreibenden Geschichte mehr oder weniger

---

[1]) Sainte-Beuve, Madame de Staël, Nouveaux portraits et critiques littéraires, III, 122.

[2]) Sainte-Beuve, Madame de Staël, d'après les communications de Madame Récamier, Causeries du Lundi, XI, 438—440.

berühmter Selbstbekenntnisse und ihrer posthumen Veröffentlichung wird man künftig auch das Journal von Benjamin Constant als Beispiel dafür nennen müssen, wie wenig bei dem Menschen der Geist allein, und sei es auch der überlegenste, bedeutet, wenn die gesunde moralische Grundlage und der durchgebildete Wille fehlen.

Ein unbestimmtes Gefühl davon mag Benjamin Constant selbst gehabt haben.

In seinen letztwilligen Verfügungen bestimmte er, daß der auf Weimar bezügliche Theil seines Tagebuchs nicht veröffentlicht werden sollte. Gerade dieser Theil aber war der pikanteste, und die Familie hat der Versuchung, ihn, wenn auch mit Streichungen, bekannt zu geben, nicht widerstanden.

Sie könnte zu ihrer Rechtfertigung geltend machen, daß Benjamin Constant in gleichfalls erhaltenen Briefen an seine Cousine Rosalie[1]) diesen Abschnitt seines Lebens ein zweites Mal besprochen und überdies Notizen hinterlassen hat, die künftigen Mémoiren zum Leitfaden dienen sollten und schon zu wiederholten Malen benützt worden sind[2]).

Diese Briefe und Notizen aber ergänzen nur das Journal intime, das in Weimar, am 1 Pluviose des Jahres XII, also am 22. Januar 1804 beginnt, und, mit zahlreichen Unter-

[1]) Bibliothek der Stadt Genf. Ungedruckte Briefe von Benjamin Constant an seine Großmutter und an seine Cousine Rosalie de Constant, mit einigen Briefen von Frau von Staël. Auszüge davon bei Crépet, Revue nationale, 1861, 10. Nov., 10. Dez., 10 u. 321.

[2]) Im Nachlaß von Madame Récamier vorgefunden, wurden Bruchstücke daraus mitgetheilt von Loève-Weimars, Lettres sur les hommes d'état de la France, II, (Benjamin Constant), Revue des Deux Mondes, 1833, 225. Sainte-Beuve, Portraits littéraires, III, 283. Causeries du Lundi, I, 132. Laboulaye, Cours de politique constitutionelle, Benjamin Constant, notes quotidiennes, 1812—1813, communiquées par Madame Lenormant et tirées des papiers de Madame Récamier. Benjamin Constant, Lettres à Madame Récamier, Appendix, 341, Madame de Staël, fragment de Mémoires détruits.

brechungen, bis in die Tage der Restauration fortgeführt und nunmehr veröffentlicht ist[1]).

Was zunächst in diesen Aufzeichnungen frappirt, ist die ganz außerordentliche Menge von Heirathsprojekten, die den Verfasser beschäftigen. Und das nicht nur zur Zeit, wo die Beziehungen zu Frau von Staël gelockert waren, sondern längst vorher, als die Neigung zu ihr ihn noch ganz, und zwar leidenschaftlich zu beherrschen schien. Die erste derartige Anspielung taucht 1796 in einem Brief an seine Tante, die Gräfin von Nassau auf, in welchem er sie bittet, ihm eine Frau zu finden[2]). Bald darauf interessirte er sich für eine nicht gewöhnliche Persönlichkeit, Julie Talma, die geschiedene Gattin des großen Tragöden. In Bezug auf sie, die Benjamin Constant durch geistreiche Anmuth und Heiterkeit fesselte, erwies seine Anhänglichkeit sich dauernd. In ihrer letzten Krankheit verglich er sie mit einem geschlagenen Heerführer, der seinen fliehenden Truppen noch Befehle gibt, und am Sterbebett der Frau, die jeden Unsterblichkeitsgedanken von den letzten Augenblicken des eigenen Sohnes ferngehalten hatte, stellte Benjamin Constant in einer seiner besten Stunden, Betrachtungen über die Fortdauer der Seele an. „Ihre Organe sind zerstört, ihre Augen sehen nicht mehr, sie athmet mit Anstrengung", schreibt er, „sie kann den Arm nicht mehr emporheben, und doch ist ihr geistiges Sein nicht geschädigt. Warum sollte der Tod es schädigen können, da er doch nichts anderes als die Vollendung dieses Schwächezustandes ist? Das verstimmte, halb zersprungene Instrument läßt sie innerlich so wie sie war. Warum sollte das

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, Janvier-Mars, 1887. Publié par Mr. Adrien Constant de Rebecque et sa fille, la Comtesse Pückler-Branitz. Die chronologische Ordnung der Aufzeichnungen wurde durch die Herausgeber vollständig in Verwirrung gebracht und mußte nach anderen Daten wieder hergestellt werden.

[2]) Benjamin Constant, Lettres à sa famille. Revue internationale, 25 Avril 1887, 218.

vollständig zerstörte Instrument sie nicht gleichfalls unberührt lassen?"

Und nach ihrem Tode fügt er hinzu: „Ich habe diesem Sterben unerschrocken ins Auge geschaut, denn es hatte nichts aufzubieten, das stark genug gewesen wäre, um die Intelligenz anzugreifen, die mir so lebendig gegenwärtig bleibt" [1]). Nach dieser Neigung, die er als Freundschaft bezeichnet hat, kam, in den neunziger Jahren, eine andere für Madame Lindsay »la dernière des Ninons« [2]). Nur an dem Umstand, daß sie vierzig Jahre zählte und zwei Bastarde hatte, schrieb er 1805, sei die Heirath mit ihr gescheitert. In Weimar taucht eine Wittwe auf, deren demüthige Neigung Mitleid und traurige Betrachtungen über das weibliche Schicksal erweckt, das noch besser in orientalischer Abgeschlossenheit geborgen sei, als in trügerischer Freiheit, wo diese Frauenherzen mit den armen, kleinen Flügeln schlagen, und sich doch nicht von ihren Ketten losmachen können.

Dazwischen aber erscheint in der Schweiz eine zweiunddreißigjährige Amélie, eine Antoinette von zwanzig Jahren, „vermögend, nicht lächerlich, aber gewöhnlich;" eine Rosette, die leider häßlich ist, eine Adrienne, die ihm angeboten wird, und die er ausschlagen muß, obwohl seine Tante, die Gräfin von Nassau, ein großes Vermögen an die Bedingung seiner Verheirathung knüpft. „Frau von Staël erscheint wie ein Vorwurf zwischen mir und allen meinen Plänen", sagt er, und wir glauben es ihm gern [3]).

Diese Pläne sind nur deshalb erwähnenswerth, weil sie die Wandlungen von Benjamin Constant der Frau gegenüber erklären, welche das Hauptinteresse seines Lebens und das seiner Aufzeichnungen bleibt. Die Stelle, wo zum ersten Mal von ihr

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Févr. 1887, 628—629. Mélanges de littérature et de politique, 55—75.

[2]) Chateaubriand, Mémoires d'Outre-Tombe.

[3]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Janvier 1887, 222, 25 Février, 630—631, 10 Février, 435.

die Rede ist, läßt das Schicksal nicht ahnen, das ihr im weitern Verlauf derselben bevorsteht. Kurz vor der Abreise von Frau von Staël nach Berlin, im März 1804, hatte er Weimar verlassen, um nach Leipzig zu gehen. Dort verglich er in melancholischer Stimmung die Einsamkeit mit einem kalten Bad, an das man nur langsam sich gewöhnen könne, und freute sich eines Briefes von ihr, „denn es gibt nichts besseres, nichts liebenderes, nichts hingebenderes als eine Frau" [1]).

Das war zwei Jahre nach ihrer Weigerung, seine Gattin zu werden. Kurz darauf starb Necker. Benjamin Constant verehrte ihn aufrichtig und verstand es überdies, sich in alle Stimmungen zu versetzen, auch in die guten. Er wurde seiner Freundin ein unvergleichlicher Tröster. Dann aber kam die Reaktion. „Meine Lage ist eigenthümlich", berichtet das Tagebuch, im Sommer 1804 aus Coppet. „Alles hier ist meinem Herzen theuer, aber diese beständige Geselligkeit und Zerstreuung wirkt abspannend und ermüdend auf mich. Sie verzehrt meine beste Kraft, und mit Bitterkeit muß ich fragen, wann das Alles enden wird. . . . Eine bessere, anmuthigere, hingebendere Frau gibt es nicht, aber auch keine, die ohne es zu bemerken, so beständige Ansprüche an ihre Umgebung stellt und bei allen Eigenschaften eine absolutere Personalität hat. Das ganze Dasein, die Minuten, Stunden und Jahre müssen ihr zur Verfügung stehen. Ueberläßt sie sich ihrer ungestümen Natur, so ist es ein Getöse wie bei allen Gewittern und Erdbeben. Sie ist ein verzogenes Kind, das sagt Alles in einem Wort. . . . . Heute ist sie in Genf. Bonstetten, Sismondi und ich haben zu Mittag gespeist, wie Schüler in Ferien. Sonderbare Frau. Ihre Herrschaft über Alles, was sie umgibt, ist unerklärlich und doch unzweifelhaft. Wüßte sie sich selbst zu beherrschen, sie beherrschte die Welt" [2]). Was er zu wünschen versicherte, geschah.

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 10 Janvier 1887, 101.

[2]) Ebendaselbst, 25 Janvier 1887, 219, 225, 226, 230.

Eines Tags überließ man ihn sich selbst. Nun schreibt er in sein Tagebuch: „Da ich weder Einladungen noch Briefe aus Coppet erhalten habe, ergreift mich eine ungeheure Sehnsucht, dahin zurückzukehren. Die Wahrheit zu sagen, fühle ich mich nur dort geistig und innerlich wohl. Alle andern Leute sind mir so gleichgültig, wie die Felsen oder die Bäume[1]).

Mittlerweile fällt das entscheidende Wort, und enthüllt den traurigen, letzten Grund aller dieser Klagen. „Frau von Staël, die mich besser als irgend Jemand versteht, will sich nun, da ich keine Liebe mehr empfinde, nicht auf Freundschaft beschränken. . . Ach, ich möchte den eintönigen Klagen, nicht über wirkliches Unglück, sondern über die allgemeinen Gesetze der Natur entgehen. Ich, der Mann, möchte die peinlichen Empfindungen der Frau, welche ihre Jugend verläßt, nicht ertragen müssen. Ich möchte, man verlangte keine Liebe mehr, nachdem zehn Jahre vergangen sind, wir beide uns den Vierzigern nähern, und ich längst und hundert Mal versichert habe, daß ich keine Liebe mehr fühle, eine Betheuerung, die ich nur zurücknahm, um Ausbrüche des Schmerzes und der Leidenschaft zu beschwichtigen, deren Anblick mich in Angst versetzte"[2]).

Ohne Benjamin Constant, von dem sie sich in Lyon trennte, ging Frau von Staël nach Italien. Noch von Coppet aus, im November, hatte sie bei der Niederschrift ihrer letztwilligen Verfügungen die Hoffnung ausgesprochen, er werde ihr in der Todesstunde nahe sein, und für sie thun, was sie ihrem Vater nicht habe thun können. „Ich habe ihm die Augen nicht geschlossen, — werden Sie die meinigen schließen?"[3]) Die Briefe, die Benjamin Constant ihr nachsandte, fand sie traurig und sagte es. „Sie fragt, was ich zu meinem Glück bedarf?" ant-

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Janvier 1887, 220.

[2]) Ebendaselbst, 25 Janvier 1887, 222, 226.

[3]) A. Strodtmann, Dichterprofile und Charakterköpfe, II, Frau von Staël und Benjamin Constant, nach bisher ungedruckten Briefen geschildert, 16.

wortet er im Tagebuch. „Der Freiheit bedarf ich, und gerade diese ist es, die man mir nicht geben will. Das erinnert mich an jenen Husaren, der einen zum Tod verurtheilten Gefangenen liebgewonnen hatte. Verlangen Sie, was Sie wollen von mir, sagte er ihm, nur das Leben nicht."

Während ihres ganzen römischen Aufenthalts ist der Ton, in welchem er von ihr spricht, bitter und verletzend. Man fühlt, sie ist nicht da, um durch ihre Gegenwart die Phantome seiner Einbildungskraft zu beschwören. Unter den Vorwürfen, die er ihr macht, ist merkwürdiger Weise dieser, daß sie nicht umhin könne, den Mächten des Tags zu schmeicheln, oder jener andere, daß sie es mit der Frömmigkeit versuche. Er sei ihrer beständigen Klagen nicht weniger als seiner ewigen Rechtfertigungen müde [1]).

In Coppet, nach der Rückkehr aus Italien, im Herbst 1805, sahen sie sich wieder. „Monti war mit ihr", notirt Benjamin Constant, „ein herrlicher Kopf, sanft und stolz, ein wahrer Dichter, heftig, leidenschaftlich, schwach, scheu, stets wechselnd, ein ins Italienische übersetzter Chénier, aber mehr werth als dieser. Am Abend fürchterlicher Auftritt mit Frau von Staël. Ich äußere meinen Entschluß, endgültig zu brechen. Neue Scene. Höchste Aufregung. Unmögliche Versöhnung. Abreise schwierig. — Frau von Staël hat mich wiedergewonnen" [2]). — Hier ergänzen andere Quellen den Bericht des Journal intime. In Briefen an seine Cousine hatte Benjamin Constant, der sich während des Winters in Paris aufhielt, um Nachricht darüber gebeten, was denn Wahres an Gerüchten sei, die von Frau von Staël in Italien als distraite par un autre objet d'intérêt sprächen. Andrerseits erwähnt Sainte-Beuve, ohne Zeitangabe, einen Vergiftungsversuch von Benjamin Constant, des Nachts

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Février 1887, 624, 625.

[2]) Ebendaselbst, 25 Février 1887, 632.

zu Coppet, der das ganze Schloß in Aufregung versetzte, mit Ausnahme von Mathieu de Montmorency, den man betend fand und der ruhig erwiderte, man möge den Arzt holen[1]).

Wahrscheinlichkeitsgründe verlegen den Auftritt in jenen Sommer von 1805, worauf Benjamin Constant Frau von Staël nach Genf und, im Frühjahr 1806, nach Auxerre begleitete. „Denn die größte Aufregung meines Lebens ist mein Bedürfniß, zu lieben", erzählt das Tagebuch, „ich muß es um jeden Preis befriedigen." Hier, in Auxerre, schiebt sich die Episode ein, die dem intimen Drama die entscheidende Wendung gab und deren Gegenstand seine künftige Gattin war.

Nach den Braunschweiger Tagen ist zum ersten Mal wieder 1804, in Coppet, von ihr die Rede, eines Briefes wegen, worin sie es beklagt, ihre Freiheit ein zweites Mal, und zwar dem General Dutertre geopfert zu haben, den Benjamin Constant kurzweg als »quel sot« bezeichnet. Bald darauf begegnete er Madame Dutertre und blieb gleichgültig, bis er sie 1806 in Paris wiedersah. Sie war inzwischen achtunddreißig Jahre alt geworden, also kaum jünger als Frau von Staël. Mit dieser sie vergleichend, kam er zum Schluß, daß Neigung weit mehr durch Schüchternheit als durch Heftigkeit zerstört werde. Ein paar Wochen, vielleicht auch nur ein paar Tage später war Madame Dutertre seine Maitresse. Er erzählt es und fügt hinzu: »Que diable celà veut-il dire? Il y a douze ans que je n'ai rien éprouvé de pareil, c'est par trop fou. Cette femme que j'ai refusée cent fois me fait aujourd'hui tourner la tête.«

Wenn Benjamin Constant solche Dinge sagte, war ein Rückschlag niemals fern. Er kündigt sich fast noch auf der nämlichen Seite mit den Worten an: »La fièvre passerait-elle et l'ennui commencerait-il! . . . . Je frémis à l'idée d'une femme qui ne sera reçue nulle part. Peut-être m'enterrerai-je à Lau-

---

[1]) Sainte-Beuve, Benjamin Constant. Nouveaux Lundis, I, 408 u. ff.

sanne, sinon je suis sûr que dans six mois je me tuerai.« Er tödtete sich auch diesmal nicht, allein es kann nicht Wunder nehmen, daß die Kraft von Frau von Staël den Erfahrungen des Aufenthalts in Auxerre nahezu erlag. Nach einer Andeutung der Notizen[1]) war ihr das Vorgefallene nicht unbekannt geblieben, allein sie ergab sich nicht in den Gedanken einer Trennung, und Schlegel glaubte Benjamin Constant bei der Aufregung, die sich ihrer bemächtigt hatte, vor dem Aeußersten warnen zu müssen. Seine Neigung für Charlotte von Hardenberg lebte vorläufig vom Kontrast mit der leidenschaftlich bewegten, unglücklichen Frau, deren Herz er peinigte, die er tödtlich verletzte und „aus elender Schwäche", wie er sagt, doch immer wieder täuschte, bis sie seiner wankelmüthigen Selbstsucht „wie eine Furie . . . den Dolch in der Hand" erschien.

Dieser aufreibende Zustand wurde durch die Reise von Frau von Staël nach Wien unterbrochen, aber nach der Begegnung in Sècheron tobten neue Stürme. Während eines Aufenthalts in Lyon, im Lauf des Jahres 1809, folgte ihr das Ehepaar Constant dahin, und nicht ungestraft sah er sie wieder. Der alte Zauber schien noch einmal mächtig genug zurückzukehren, um nun Frau von Constant zu einem Vergiftungsversuch zu veranlassen, der harmlos verlief[2]). So wie dort sahen sich Frau von Staël und Benjamin Constant nie mehr. Er ging mit seiner Frau nach Paris, wo er, um sich zu zerstreuen, spielte und große Summen verlor. Von der Erinnerung an die Vergangenheit verfolgt, wollte er nur im geschlossenen Wagen durch die Straßen von Paris fahren, um von den Leuten nicht mit dem Finger gezeigt zu werden. Aber auch diese Stimmung ging vorüber. Im Lauf des Winters von 1811 kehrte er an den Genfer See und nach Lausanne zurück, wo er in heftigen Streit mit seinem

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Février 1887, 632; 25 Janvier 1887, 231; 25 Février 1887, 635—639.

[2]) Sainte-Beuve, Madame de Staël, d'après les communications de Madame Récamier. Causeries du Lundi, XI, 438—440.

Vater gerieth und Frau von Staël wiedersah. Im Februar begleitete er sie ein letztes Mal zu kurzem Besuch nach Coppet. Dann, im Mai, nahmen sie Abschied von einander, »sur l'escalier de l'hôtel de la couronne, à Lausanne«. Er verzeichnet die Stunde, „es war elf Uhr morgens, und als ich sie verließ, sagte sie mir, sie glaube, wir würden uns nicht wiedersehen."

Diesmal wurden die Worte ohne Bitterkeit gesprochen, und in Erfüllung gingen sie nicht. Begegnet haben Frau von Staël und Benjamin Constant sich noch häufig. Aber die Rollen zwischen ihnen waren getauscht. Die Frau, die ihn wenige Jahre früher auf den Knieen gebeten hatte, sich selbst und ihr die Treue zu halten, war jetzt nicht nur geheilt und beruhigt; sie war geliebt. Und er?

Das Jahr 1811 war nicht zu Ende, als er in sein Tagebuch schrieb. „Häufige Streitigkeiten mit Charlotte. Ich möchte nicht wetten, daß wir beide unser Leben zusammen beschließen. . . Frau von Staël ist fort und schreibt nicht mehr. Ihr Andenken und das von Albertine zerreißen mir das Herz. Ich soll nach Wien. Das erinnert mich an Alles, was Frau von Staël aufgeboten hat, um mich zu bewegen mit ihr dahin zu gehen. Was ich nicht mit der geistreichsten aller Frauen thun wollte, soll ich jetzt mit Charlotte thun. Gerechtigkeit des Himmels! . . . Mehr als je vermisse ich die guten Rathschläge von Frau von Staël bei meiner Arbeit. . . . Der Abend vergeht in Reue und Erinnern. Vor zehn Jahren war ich nicht mehr mit Frau von Staël beschäftigt, als ich es heute bin. . . . Sie ist für mich verloren, das überwinde ich nie" [1]).

Vier Jahre später, 1815, waren diese Eindrücke noch mächtig genug, um Benjamin Constant zu dem Selbstbekenntniß an Madame Récamier zu vermögen: „Die Erinnerung an ein

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 10 Mars 1887, 765—767.

so verwüstetes, so stürmisches Leben, das ich selbst mit einer Art von Wuth gegen alle Klippen steuerte, hat mich mit nicht zu schildernder Gewalt erfaßt. Wie dem auch sein möge, so viel ist wahr, daß ich ohne besondere Schicksalsschläge von Außen größere Qualen gelitten habe, als ein Unglücklicher auf dem Rad, und daß ich sie verdiente, denn auch ich habe Leid zugefügt und hundert Mal Alles beneidet, was einer geordneten Existenz glich, nachdem ich nirgends Frieden fand. . . . . Sie selbst sind nur ein Werkzeug des Schmerzes für mich, ebenso wie ich es für eine Andere war. . . . . Ich habe gelitten, weil ich leiden machte, und gerade so wie durch mich gelitten worden ist“ [1]).

Das in allen diesen Mittheilungen zu Tag tretende Bedürfniß, sich beständig zu beobachten, zu zergliedern, das innerste Elend zu enthüllen, das Geheimste herauszusagen und in fruchtloser Reue doch immer wieder zur alten Schuld zurückzukehren, alles das verminderte und erniedrigte den Menschen. Nicht weniger gewiß aber war die Art und Weise, wie diese Seelenkonflikte sich aussprachen, dazu angethan, den Künstler anzuregen. Freilich, was die Wirklichkeit befleckt, entweiht und vernichtet hatte, konnte die Kunst nicht mehr verklären. Das Buch, das die Lebenserfahrung von Benjamin Constant widerspiegelt, ist, man braucht es kaum zu sagen, ein trostlos trauriges Buch. In Auxerre, während des Abenteuers mit Madame Dutertre und den Erschütterungen des Konflikts mit Frau von Staël, bemächtigte sich seiner der Gedanke, seine Geschichte in einem Roman zu erzählen. Nach vierzehn Tagen war „Adolphe“ vollendet [2]). In der Vorrede heißt es: »J'ai voulu peindre le mal que font éprouver même aux cœurs arides les souffrances qu'ils causent, et cette illusion qui les porte à se croire

---

[1]) Benjamin Constant, Lettres à Madame Récamier, publiées par l'auteur des souvenirs de Madame Récamier, 116, 223, 224.

[2]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Février 1887, 635.

plus légers ou plus corrompus qu'ils ne le sont.« Derjenige, der dem Buch den Namen gibt und den Inhalt desselben erzählt, schildert sich als „scheu, gleichgültig, gelangweilt; von unüberwindlicher Abneigung gegen alle abgenützten Regeln und dogmatischen Formeln erfüllt, bestrebt, einen Ruf von Leichtsinn, Persiflage und Herzlosigkeit um sich zu verbreiten, und gegen seinen Willen dazu bestimmt, der Gegenstand heftiger, unerwiderter Neigungen zu sein. Als Ausnahme davon erwähnt er Beziehungen zur ältern Frau, die er als Jüngling geliebt hatte, womit die 1804 in der Schweiz verstorbene Frau von Charrière gemeint ist [1]). Einige Zeit später begegnet er die Polin Ellénore, Mutter zweier Kinder und Maitresse eines Grafen P. Diese verband richtige Anschauungen mit Vorurtheilen, hatte durchaus keinen außergewöhnlichen Verstand und legte um so größeren Werth auf ein streng geregeltes Leben als ihre eigene Existenz dieses Vorzugs entbehrte, so daß sie in beständigem Widerstreit mit ihrem eigenen Schicksal sich befand und ihre Kinder mit übertriebener Strenge erzog. Diese innern Kämpfe hatten ihre Stimmung getrübt. Man betrachtete sie mit Interesse und Neigung, comme un bel orage. Adolphe lernte sie in einem Augenblick kennen, wo sein Herz der Liebe, seine Eitelkeit eines Erfolges bedurfte. Zu schüchtern, um zu sprechen, schreibt er ihr und berauscht sich am Wohlklang seiner eigenen Worte, so daß er am Schluß des Briefes etwas von der Leidenschaft empfindet, die er auszudrücken versucht. Die um zehn Jahre ältere Ellénore lehnt seine Vorschläge ab. Er glaubt sich wie ein Kind behandelt, droht mit Selbstmord, wird ihr Freund, foltert sie mit Vorwürfen und Ausbrüchen der Leidenschaft, bis er endlich ihren Widerstand besiegt und sie gewinnt. Kurze Zeit darauf findet er, daß Ellénore zwar noch ein großes Interesse in seinem Leben, aber kein Ziel, sondern eine Fessel für ihn ist, wozu noch kömmt, daß er sie vor der Welt nicht kom-

[1]) Vergl. hier Bd. II, 201.

promittiren will. Sie aber war heftig. In den Beziehungen zum Grafen P. war ihr Herz durch peinliche Abhängigkeit verletzt worden, während zwischen ihr und Adolphe die völlige Gleichheit bestand, die sie von jeglichem Zwang befreite. Ihre Neigung zu ihm steigert sich in demselben Verhältniß als die seinige erkaltet, und wird zur verzehrenden Leidenschaft. Er beklagt sein zweckloses Dasein, seine verlorne Unabhängigkeit, so viele Stunden, die ruhelos verschwendet werden müssen. Die erste stürmische Scene zwischen ihnen erfolgt im Augenblick, wo sie ihm das Versprechen abgerungen hat, noch sechs Monate bei ihr zu bleiben. Sie macht ihm den Vorwurf, sie in dieselbe zweideutige Stellung zurückversetzt zu haben, aus welcher sie ihr Leben hindurch sich zu befreien suchte. . . . . „Wir sprachen beide nicht wieder gut zu machende Worte." Dennoch folgt eine Versöhnung. Ellénore verwirft alle Vorsichtsmaßregeln, sobald Adolphe derjenige ist, der sie empfiehlt; sie löst ihr Verhältniß zum Grafen P., verläßt ihre Kinder, und bemerkt erst dann, daß die öffentliche Meinung sie verurtheilt. Diesen Schmerz aber darf sie dem Mann nicht klagen, der, sie weiß es wohl, das Opfer, das sie bringt, niemals von ihr begehrt hat. „Man haßte mich", sagt Adolphe, „man bedauerte sie, aber man achtete sie nicht."

Um seinem Vater, der nach dem Leben geschildert ist, zu gehorchen, entfernt sich Benjamin-Adolphe auf einige Monate, und schreibt ihr aus Mitleid Liebesbriefe, die über seine wahren Gefühle täuschen, während er thatsächlich sein unabhängiges, freies Leben zu ihrem Nachtheil mit den Bedrängnissen einer Existenz vergleicht, deren Stürme ihm verhaßt geworden sind. Da eilt sie ihm nach. Das Wiedersehen ist fürchterlich. „Wir schienen wie von bösen Geistern getrieben, Alles, was ein unversöhnlicher Haß jemals gegen uns erfunden hatte, schleuderten wir uns entgegen."

Nun erklärt Adolphe's Vater, er werde ihn gewaltsam von Ellénore trennen. Das genügt um bei dem Sohn den Glauben

an ein Gefühl, das nie existirt hat, neu zu erwecken. Er flieht mit ihr. „Adolphe", sagt sie zu ihm, „Sie betrügen sich selbst. Sie opfern sich mir, weil ich verfolgt bin." Nach einer kurzen Spanne Zeit ist er enttäuschter als je zuvor und erkennt die Nothwendigkeit der Trennung. Ellénore bringt ihm neue Opfer. Er vergilt sie mit guten Rathschlägen, verspricht Freundschaft, „aber Liebe, Ellénore, . . . mit der Liebe ist es vorbei." Sie bricht bewußtlos zusammen. Seine Betheuerungen erwecken sie zum Leben, dann foltert er sie wieder. „Unsere Herzen, mißtrauisch und schmerzerfüllt, verstanden sich nicht mehr" . . . . aber „wir lebten in der Vergangenheit, und ihre Erinnerungen hielten uns verbunden."

Eine Freundin, die keine andere als Madame Récamier ist, thut, was diese während des Sommers von 1806 in Coppet versuchte, und was auch ihr mißlang, und bemüht sich, eine Versöhnung herbeizuführen. „Ich glaubte mich schuldig", sagt Adolphe, „Diejenige aber, die Ellénoren's Sache vertrat, überzeugte mich, daß ich nur beklagenswerth sei." . . . . „Wenige Tage später ging Ellénore noch weiter; sie war unfähig sich zu beherrschen; sobald sie Grund zur Klage zu haben glaubte, ging sie geraden Wegs auf Auseinandersetzungen zu; ohne Rücksicht wie ohne Berechnung, erschien ihr die Gefahr eines Bruchs wünschenswerther als die Nothwendigkeit der Verstellung. . . . Bald gebieterisch und bald demüthig bittend, einmal zuvorkommend und dann wieder empfindlich, war in allen ihren Handlungen und Worten jene heftige Bewegung, welche die Achtung erschüttert, da nun einmal Achtung der ruhigen Würde bedarf."

Adolphe wurde seinerseits immer grausamer. Unerbittlich in seinen Reden, gefiel er sich darin, über die Frauen zu spotten und laut zu sagen, wie schwer es falle, sich wieder loszureißen, nachdem man sich mit einer von ihnen gebunden habe. Ein nochmaliger Versuch, sie zu verlassen, tödtet Ellénore. »J'avais brisé l'être qui m'aimait«, schließt Adolphe in später Reue.

Ein Brief, den er sterbend dem Herausgeber des Manuskripts übergibt, enthält die Moral des Buchs. „Elléuoren's unglückliches Schicksal bestätigt, daß auch das leidenschaftlichste Gefühl nichts gegen die bestehende Ordnung vermag. Die Gesellschaft ist zu mächtig, ihre Ansprüche sind zu mannigfach; sie mischt der Liebe, die sie nicht gutheißt, zu viele Bitterkeiten bei. Sie begünstigt die Unbeständigkeit und entschuldigt die Ungeduld erschöpfter Neigung. . . . Wehe der Frau, die ihr Glück einem Gefühl anvertraut, das die Gesellschaft zu achten nicht gezwungen ist, und gegen welches sie alle Waffen schlechter Regungen und liebloser Urtheile gebraucht. . . . Das Beispiel von Adolphe ist nicht weniger belehrend. In den verschiedensten Verhältnissen erscheint er als Opfer jener eigenthümlichen Mischung von Selbstsucht und Empfindung, die sich zu seinem Unglück und zu dem der Andern in seiner Natur begegnen, so daß er das Unheil, das er anstiftete, voraussah, bevor er es beging, und verzweiflungsvoll beklagte, nachdem er es begangen hatte. Seine Eigenschaften werden nicht weniger als seine Fehler gestraft, denn diese Eigenschaften entspringen nicht gefestigten Grundsätzen, sondern vorübergehenden Gemüthsbewegungen. Deshalb ist er abwechselnd hingebend und grausam, aber stets so, daß seiner anfänglichen Aufopferung mitleidlose Härte folgt, und nur das Unrecht, das er begangen hat, seine Spuren zurückläßt. . . . Die Verhältnisse bedeuten wenig, der Charakter ist Alles. Umsonst trennt man sich von äußern Dingen, da man sich nicht von sich selbst zu trennen vermag. Man wechselt seine Lage, aber die Qual, von der man sich zu befreien hoffte, schleppt man weiter" [1]).

Benjamin Constant, als er diese Anatomie des Herzens mit der unerbittlichen Konsequenz entwarf, die Larochefoucauld

---

[1]) Benjamin Constant, Adolphe. Lettre à l'éditeur und Dernière réponse et conclusion. Zu vergl. Gustave Planche, Poètes et Romanciers modernes de la France. Adolphe. Revue des Deux Mondes, 1834, 345.

nicht verleugnet hätte, war sich wohl bewußt, daß die Dinge nicht so, wie sie erlebt worden waren, geschildert werden durften. Gleich nachdem er „Adolphe" zum ersten Mal einem Freund mitgetheilt hatte, schrieb er in das Journal intime: „Was ich erzählt habe, ist kein Phantasiegebilde. Non ignara mali. Beim Vorlesen habe ich bemerkt, daß ich dem schon Geschriebenen keine andere Frauen-Episode hinzufügen darf. Das Interesse für Ellénore würde erkalten, und wenn der Held Verpflichtungen gegen eine andere Frau auf sich nähme, ohne sie zu erfüllen, würde seine Schwäche zurückstoßend wirken." So hat er denn alle äußern Zufälligkeiten, „Vaterland, Lebensstellung, Gesichtszüge, Verstandesgaben verändert und Einzelheiten so geschildert, daß die Eingeweihten zu den Unberufenen sagen konnten: Es ist Madame Lindsay, und nicht Frau von Staël" [1]).

Getäuscht aber hat er Niemanden, sondern vielmehr eine Verurtheilung herausgefordert, auf deren Einstimmigkeit er wohl nicht gefaßt war. „Madame de Coigny ist über meinen Helden empört", verzeichnet das Journal intime 1806. „Den heutigen Abend mit Madame Récamier und Fauriel verbracht. Ich lese ihnen meinen Roman, der sie in eigenthümliche Stimmung versetzt. Der Charakter des Helden empört sie. Niemand vermag mich zu verstehen" [2]).

Nach diesen ersten Proben blieb „Adolphe" Manuskript bis zum Jahre 1816, wo das Buch im Druck erschien. „Nicht so bald hatte ich die Einwilligung dazu gegeben", schrieb jetzt Benjamin Constant an Madame Récamier, „als die Sache mich auch schon reute. Ich fürchte, Jemanden dadurch verletzt zu haben, obwohl weder Stellung noch Charakter den geringsten Anhaltspunkt zu Anspielungen bieten. Aber es ist zu spät. Ich habe der letzten Regung von Eigenliebe gehorcht, die ich wohl je-

---

[1]) Sainte-Beuve, Benjamin Constant. Nouveaux Lundis, I, 408. Sur Adolphe de Benjamin Constant, XI, 432. Sismondi, VI, 49.

[2]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Février 1887, 635, 637.

mals empfinden werde, denn mit meinem Talent ist es vorbei" [1]).

In Bezug auf den ersten Punkt dachten die Freunde anders. Sismondi, nachdem er „Adolphe" zweimal gelesen hatte, schrieb an die Gräfin von Albany, sie werde finden, das sei zu viel für ein Buch, welches sie gering achte, und in welchem auch wirklich keine Persönlichkeit großes Interesse einzuflößen vermöge. „Aber", sagt er dann, „die Analyse aller Regungen des Herzens ist so bewunderungswürdig, es liegt so viel Wahrheit in der Schwäche des Helden, so viel Geist in seinen Beobachtungen, so viel Kraft und Klarheit in seinem Styl, daß diese Lektüre großen Genuß bietet. Allerdings ist der meinige zum guten Theil dem Umstand zuzuschreiben, daß ich den Verfasser auf jeder Seite wiederfinde, und daß kein anderes Selbstbekenntniß mir jemals ein ähnlicheres Bild geboten hat. Es macht alle seine Fehler deutlich, aber es entschuldigt sie nicht und will sie nicht beschönigen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser einst verliebter gewesen ist, als er sich im Buch darstellt, aber da ich ihn kennen lernte, war er so wie Adolphe, mit ebensowenig Liebe, ebenso stürmisch, ebenso bitter, und nicht weniger bemüht hierauf derjenigen zu schmeicheln und sie dann wieder zu täuschen, deren Herz er zerriß. Er wollte das Bild Ellénoren's ohne jeden Zug der Aehnlichkeit zeichnen, aber an der stürmischen Heftigkeit und an den Anforderungen, die ihre Liebe stellt, erkennt man sie wieder. Die scheinbare Vertraulichkeit und gebieterische Leidenschaft, während welchen sie sich gegenseitig mit allen Waffen des Zornes verwundeten, ist ihrer Beider Geschichte. Dieser Zug der Uebereinstimmung ist allein zu frappant, um nicht alle sonstigen Verkleidungen entbehrlich zu machen" [2]). Später, nach

[1]) Benjamin Constant, Lettres à Madame Récamier, 299, Juin 1816.

[2]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites de Sismondi, de Mr. de Bonstetten, de Madame de Staël, etc., 151, 163, Sismondi à Madame d'Albany, Pescia, 23 Juin 1812, 14 Oct. 1816.

dem Tod von Benjamin Constant, las er das Buch wieder, und sein Urtheil wurde strenger. „Ich bin sehr unzufrieden", schrieb er einer jungen Freundin darüber; „beim Erscheinen von „Adolphe" war ich noch stark von der geistigen Atmosphäre des Kreises von Frau von Staël beeinflußt. Ich hegte eine aufrichtige Freundschaft für Benjamin Constant und halte sein Andenken in meinem Herzen. Aber dieses Buch hat mich, so zu sagen, und um mit Ihnen zu reden, in mir selbst gedemüthigt. Man ist zu glauben versucht, daß dem Verfasser die Begriffe von Pflicht und Tugend unbekannt gewesen sind. Und nicht er allein zeigt sich unfähig, das Licht zu sehen. Seine ganze Generation, die Welt, in der er gelebt hat, scheint mit ihm den kostbarsten aller Sinne, den moralischen Sinn, verloren zu haben" [1]).

Die schlimmste Aeußerung that Barante. »C'est une fille qui mourra à l'hôpital«, sagte er von Benjamin Constant [2]).

Nur ein Urtheil über ihn blieb mild und nachsichtig. Es war das von Frau von Staël. Sie las „Adolphe" während seines Entstehens zu Auxerre und schrieb an Bonstetten: „Benjamin Constant hat sich in den Kopf gesetzt, einen Roman zu schreiben, und zwar den originellsten und rührendsten, den ich je gelesen" [3]). Vorübergehend hat sie dann später wohl einmal bemerkt, sie liebe das Buch nicht, und glaube nicht, daß alle Männer wie Adolphe seien. „Die eitlen Männer aber sind so", fügte sie hinzu [4]).

Damals wie später entschlüpfte ihr kein Wort der Andeutung darüber, ob sie sich in Ellénore wiedererkannt habe oder nicht,

---

[1]) Sismonde de Sismondi, Fragments de son Journal et Correspondance, 1798—1842, Genève et Paris, 1857, 193, Sismondi à Mademoiselle E. de Saint-Aulaire.

[2]) Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis, IX, 155, Note.

[3]) Bonstetten, Briefe an Friederike Brun, I, 254. Frau von Staël an Bonstetten, Rouen, 15. November 1806.

[4]) Sainte-Beuve, Madame de Staël.

und so blieb es Benjamin Constant freigestellt, ihr Schweigen im Sinn seiner Wünsche, so wie er es auch wirklich gethan hat, zu deuten. Nachdem er 1816 seinen Roman veröffentlicht hatte, schrieb er an Madame Récamier: „Adolphe hat mich nicht mit der Persönlichkeit entzweit, deren ungerechtfertigte Empfindlichkeit ich fürchtete. Sie würdigt vielmehr meine Absicht, jede peinliche Anspielung zu vermeiden“ [1]).

Es ziemte ihr, großmüthig zu sein.

Benjamin Constant ist Adolphe, aber nur zu ihren unglücklichsten Stunden war Frau von Staël Ellénore. In ihr lag die geheime Kraft, die, was die Liebe gesündigt hat, durch die Liebe überwindet. Die Widerlegung von „Adolphe“ ist „Corinna“. Beide Bücher sind zu gleicher Zeit, während derselben moralischen Krisis entstanden. Dort wie hier scheitert das weibliche Glück an den Gesetzen, die es verletzt, dort wie hier fällt die Frau dem Undank des Mannes zum Opfer. Und doch stehen diese zwei Bücher an den beiden Polen einer innern Welt.

In der Selbstsucht, kraftlos und unversöhnt, endigt der Schmerz von Adolphe. Auf dem erstarrten Boden, wo keine Liebe gedieh, erschöpft sich die Reue in unfruchtbaren Klagen, und die Realistik des Bildes entschädigt für den moralischen Zersetzungsprozeß, den es darstellt, nicht. Corinna aber hat wahrhaft geliebt. Im Lichte dieses Bewußtseins wird ihr das tragische Schicksal ihres Lebens verständlich und wie für sein höchstes Gut auch der höchste Preis hingegeben werden müsse. Nur was vergänglich in ihrer Liebe war, ist zerstört worden, die Liebe nicht.

Mit Corinna, darüber hat Benjamin Constant selbst sich keiner Täuschung hingegeben, verschwand der hohe, ideale Zug, der bisweilen auch ihn ergriffen und mit emporgetragen hatte. „Man hat Frau von Staël nicht gekannt“, schreibt Sismondi, „wenn man sie nicht mit Benjamin Constant gesehen hat, denn

---

[1]) Benjamin Constant, Lettres à Madame Récamier, 1816, 302.

seine geistige Individualität allein hatte die Macht, die ihrige zur vollen Geltung zu bringen“. „Aber“, fügt er hinzu, „auch er war nur zu Coppet ganz er selbst. Als ich ihn nach dem Tod von Frau von Staël so innerlich erloschen sah, hatte ich Mühe, den früheren Menschen wiederzuerkennen“ [1]).

Ohne sie entstanden geistreiche Flugschriften und packende Kammerreden, und Benjamin Constant blieb nach wie vor ein gefürchteter politischer Gegner und ein vielumworbener parlamentarischer Führer. Auch das Buch über die Religionen, das theilweise unter den Augen von Frau von Staël und durch ihren Rath gefördert entstanden war, wurde endlich vollendet. Es hatte Jahrzehnte des Studiums gekostet und war viel gründlicher als das Gedicht in Prosa von Chateaubriand; Sismondi geht weiter und sagt, es enthalte viel mehr neue Wahrheiten als die Literatur der philosophischen Schulen von Lamennais, Cousin und Tracy [2]). Allein „das Pulver lag zu lange aufgespeichert und war naß geworden“. Der Leser, der die Geduld hätte, sich noch einmal in die seitdem längst überholte Argumentation des Verfassers zu vertiefen, müßte gestehen, daß es ein seelenloses Buch ist, was da geschrieben wurde, zwischen den Karten und der Tribüne, in verlornen Augenblicken, von einem müden, blasirten Beobachter, der die eigene Rolle im Leben nicht ernst genommen und sich auf keine andere vorbereitet hat. Die besten Produktionen von Frau von Staël hingegen, die Schlußkapitel des Buchs über Deutschland und die „Considérations“, sind nach der Trennung von Benjamin Constant geschrieben worden. Sie rühren und befriedigen noch heute, vor Allem deswegen, weil sie die lichten Spuren einer Menschenseele bewahren, die sich niemals anders als ganz zu geben wußte.

---

[1]) Sismonde de Sismondi, Fragments de son Journal et Correspondance, 122 – 123, à Mademoiselle E. de Saint-Aulaire, 13 Dec. 1830.

[2]) Ebendaselbst.

Nach der zweiten Rückkehr von Frau von Staël aus Deutschland erhielt der gesellschaftliche Kreis zu Coppet mehr und mehr ein kosmopolitisches Gepräge. In der Fremde waren Beziehungen geknüpft und Interessen angeregt worden, welche die im Lauf der Zeit entstandenen Lücken wieder ausfüllten. Mathieu de Montmorency hatte es sich nicht versagen können, die Wiederkehrende bei ihrer Ankunft in Coppet zu erwarten, allein um die Ungnade des Kaisers nicht auf Madame Récamier zu lenken, mußte der Besuch derselben abgelehnt und Alles vermieden werden, was die Aufmerksamkeit der Regierung herausfordern konnte. In einem Brief an die Freundin nennt Frau von Staël das einst so belebte Coppet einsam und ernst. Seine kleine Bühne sei geschlossen, nicht einmal die Vollendung des Wallenstein von Benjamin Constant erwecke die frühere Lust an dramatischen Darstellungen; an Unterhaltung denke Niemand mehr, die Briefe über Deutschland verlangten alle Kraft und freie Zeit. Im August, nach der Ankunft von Sabran, begleitete Frau von Staël mit ihm den scheidenden Mathieu de Montmorency bis Interlaken, wo sich die Malerin Lebrun, und aus Deutschland der Kronprinz und nachherige König Ludwig I. von Bayern eingefunden hatten, um dem Volksfest beizuwohnen, das dort zur Erinnerung an die Gründung von Bern gefeiert wurde. Die geistreiche Lebendigkeit des Kronprinzen, die Wärme, mit welcher er von Madame Récamier sprach und wohl auch die Abneigung, die er gegen Napoleon hegte, gewannen ihm die Sympathie von Frau von Staël, welche die Erinnerung an diese Tage in einem der anziehendsten Kapitel des Buchs über Deutschland festgehalten hat[1]).

Bei dieser Gelegenheit brachte ihr auch Camille Jordan seine Gattin, und der Kronprinz von Bayern stellte ihr einen deutschen Landsmann, den Dichter Zacharias Werner vor, der

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 144—147. Madame de Staël à Madame Récamier, 17 Juillet, 25 Août 1808. Madame de Staël, De l'Allemagne, 1re partie, Chap. XX.

bald darauf, im Oktober, ihrer Einladung nach Coppet folgte. Die zahlreiche Gesellschaft, die er dort versammelt fand, bestand aus A. W. Schlegel, Benjamin Constant, dem Grafen Sabran, Sismondi, Bonstetten, Fräulein Mendelssohn, und einem dänischen Dichter, Adam Oehlenschläger, den Frau von Staël 1806, während ihres Aufenthalts in der Nähe von Paris, kennen gelernt hatte, und den jetzt Sismondi mit den Worten vorstellte: »C'est un arbre sur lequel il croît des tragédies«. Der 1779 geborne junge Däne hatte seine Laufbahn als Schauspieler begonnen. Nachdem er 1801 die Waffen für sein bedrängtes Vaterland in der Schlacht auf der Rhede geführt, entstand seine erste größere Dichtung, „Aladdin oder die Zauberlampe", die er Goethe widmete. Die Zauberlampe war die Poesie, die für den Jüngling in der Vergangenheit nordischer Sage und Geschichte Gestalt gewann. Die Tragödien „Hakon Jarl", „Palnatoke", „Axel und Valborg", die seinen Ruf begründeten, dichtete er in Paris, in einer Mansarde, unter den dürftigsten Verhältnissen, weil das Reisestipendium der dänischen Regierung, der Noth des Staatsschatzes wegen, nicht mehr ausbezahlt werden konnte. Mit diesen Werken, die er selbst ins Deutsche übersetzte, wurde er in Dänemark der Begründer der Romantik. Sie umfaßten mit wunderbarer Lebendigkeit die verschiedensten Zustände und Lebensbeziehungen, und sein biegsames Talent wußte die Vergangenheit mit einem Verständniß sich anzueignen, das mit dem von Walter Scott verglichen zu werden verdiente. Dem jungen Dichter gelang die Darstellung der höchsten, tragischen Konflikte und der sanftesten Regungen des Herzens, der Uebergang vom düstern Schauer nordischer Götter- und Heldenmythen zu den Erfordernissen des modernen Dramas und der Komödie, in welchen er sich mit Erfolg versuchte. Er war bei Goethe, den er Vater und Meister nennt, gewesen, und er hatte, seinen eigenen Worten nach, in Aladdin das Glück, in Hakon die Religion, in Palnatoke den Staat, in Axel und Valborg die Liebe dargestellt, als er, nicht dreißigjährig und mit der Ab-

sicht, im „Correggio“ die Apotheose der Kunst zu geben, in Coppet eintraf[1]).

Er kam aus einem Lande, wo der Widerstreit zwischen deutscher und französischer Weltanschauung die Geister getheilt und ihn selbst von seinem Vorgänger und Freund Baggesen getrennt hatte, bis die Vorlesungen von Steffens in Kopenhagen die dänische Jugend so warm für Goethe begeisterten, daß selbst Baggesen ihm Abbitte leistete und sich durch die „Iphigenie“ für das lang verkannte Kunstideal gewinnen ließ. In Coppet dagegen hatte man nichts einzuwenden, daß Oehlenschläger für Deutschland und für Goethe schwärmte; Frau von Staël wies ihm selbst einen Platz unter den deutschen Dichtern an, um in ihrem Buch seiner erwähnen zu können[2]). Der Meinungsaustausch zwischen ihnen war so lebhaft und anregend, daß der junge Dichter eines Tags der Frau von Staël, die zu Pferd war, in Schuhen und Strümpfen durch einen reißenden Gebirgsbach folgte, nur um das Gespräch nicht unterbrechen zu müssen.

Das Kunsturtheil von Oehlenschläger, der mit der Frische seiner dramatischen Begabung an den spätern Schauspielen von Goethe, besonders an der Natürlichen Tochter „die abstrakte Dictionsvergötterung, diese Vornehmheit im Style rügte, durch welche die dramatische Bewegung sich dem Menuette nähert“[3]), trug manches dazu bei, ihre eigenen Ansichten abzuklären, auch dann, wenn es im Widerspruch mit den seinigen geschah. Der zukünftige dänische Nationaldichter war bereits seit einigen Wochen in Coppet, als ein Fremder, mit großer Schnupftabaksdose in der engen Westentasche, die Nase voll Tabak, mit tiefen Verbeugungen in die Halle trat. Es war Zacharias Werner, der Dichter der „Söhne des Thals“, des

[1]) Goethe-Jahrbuch, 1887, 11, Briefe Oehlenschlägers, Mai 1807, 4. September 1807.

[2]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XXV.

[3]) Georg Brandes, Goethe und Dänemark, Goethe-Jahrbuch, 1881, 26.

deutschen Gegenstücks von Renouard's Templertragödie. Das heute fast vergessene Werk von Werner erinnert die Einen an die Zauberflöte, die Andern an Parzival; ihm selbst gab es Anlaß, das Bedürfniß nach dem Mystischen und Geheimnißvollen poetisch auszusprechen, das ihn sein Leben lang verfolgt, anfangs in die geheimen Gesellschaften und die Maurerei, dann dem offenen Betrug in die Arme geführt hatte, bis das symbolische Element der Romantik seiner Dichtung einen rettenden Ausweg bot. Unter diesen Einflüssen war 1806 „das Kreuz an der Ostsee" entstanden, das unvollendet blieb, und dem im selben Jahr die Tragödie „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" folgte, deren durchschlagender Erfolg bei der Aufführung in Berlin keinen Zweifel darüber bestehen ließ, daß man hier, trotz aller Sonderlichkeiten und Verirrungen, mit einem wirklichen Talent zu rechnen hatte. Als der Dichter nach Coppet kam, war sein „Attila" bereits vollendet. In der Gestalt des Hunnenkönigs hatte er Züge von Napoleon und Regungen von Jean-Jacques, die Sentimentalität der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und Ausbrüche wilder Grausamkeit, die dem historischen Gewande des Dramas entsprachen, vermischt.

Stürmischer und wechselvoller als das Werk des Dichters war sein äußerer Lebensgang. Er war 1808 vierzig Jahre alt, dreimal verheirathet und ebenso oft wieder geschieden, von Leidenschaften durchwühlt und hin und her getrieben zwischen unwürdigen Verirrungen und den Qualen seiner von Gewissensbissen gefolterten Seele. In Jena und Weimar, wo er einige Wintermonate von 1807 auf 1808 verlebt hatte, war ihm Goethe mit warmer Empfänglichkeit entgegengekommen und hatte die „Wanda", Werner's letzte Tragödie, zum Geburtstag der Herzogin aufführen lassen. Für Frau von Staël war es von Interesse, daß sich damals eine dauernde Freundschaft zwischen Zacharias Werner und der Schwägerin von Frau von Stein, Sophie von Schardt angebahnt hatte, einer Frau, die der Französin nach Fräulein

von Göchhausen die sympathischste unter allen Damen von Weimar blieb. Der Versuch, das Bild der damals bereits vierundfünfzigjährigen Frau biographisch festzuhalten, hat wenig Wissenswerthes zu Tag gefördert. Frau von Schardt correspondirte viel mit Frau von Staël; unter dem Einfluß ihres Freundes Werner suchte und fand sie später Entschädigung für die Prüfungen einer unglücklichen Ehe durch den Uebertritt zur katholischen Kirche[1]). Der Dichter, der ihr den äußern Anlaß dazu gab, hieß scherzhaft in Weimar wegen seines Trauerspiels, die „Weihe der Kraft", das den Reformator verherrlichte, der Doktor Luther. Nach Coppet kam er in einer Stimmung, die zwischen höchster religiöser Exaltation und allen möglichen irdischen Zerstreuungen wechselte. Sein Tagebuch berichtet mit beklagenswerther Ausführlichkeit darüber, und er rivalisirt mit J. J. Rousseau in dem Bedürfniß, sich selbst und den Leser mit ihm zu erniedrigen[2]). Er war so krankhaft erregt, daß die Herrin von Coppet, die Werner als Dichter warm bewunderte, mit dem Menschen Mitleid empfand. Sie gab ihm ein stilles, schön gelegenes Zimmer, mit dem Blick auf den See, und wünschte ihn sowie Oehlenschläger den ganzen Winter hindurch zu behalten. Der Plan scheiterte an der Ruhelosigkeit von Werner, der schon im November nach Italien reiste. Seine Anwesenheit aber und die des dänischen Dramatikers regte noch einmal die Lust an der Vorlesung von Meisterstücken ihrer Kunst und an theatralischen Vorstellungen an. A. W. Schlegel las mit Thränen und unter der Rührung seiner Zuhörer Calderon's standhaften Prinzen. Werner deklamirte Eigenes und Fremdes. „Minna von Barnhelm" und „Emilie Galotti" wurden vorgetragen, die „Eumeniden" des Aeschylos, der „Oedipus auf

[1]) H. Düntzer, Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie von Schardt, 281 u. ff.

[2]) Schütz, Werner's Biographie und Charakteristik, I, 108, 137 u. ff. H. Düntzer, Zwei Bekehrte, 140 u. ff. Zacharias Werner, Fragmente aus Tagebüchern, 25. Juni bis 3. November 1808.

Kolonos" und die Sapphischen Oden, Goethe's „Iphigenie" und Scenen aus „Faust" deklamirt. Sabran las Benjamin Constant's nunmehr vollendeten „Wallenstein", A. W. Schlegel seine Shakespeare-Uebersetzung Richard's III. Theils als Vortragende, theils als Zuhörer betheiligten sich Genfer und anwesende Fremde an diesen litterärischen Unterhaltungen. Unter den letzteren waren Graf Kotschubey, ein ehemaliger Günstling und Minister von Kaiser Paul, und Baron Voght, der reiche dänische Handelsherr und Philanthrop, dessen Name oft in den Aufzeichnungen seiner Landsleute wiederkehrt [1]). Seine Sommerresidenz in Flottbeck war ihrer Schönheit wegen berühmt und stand seinen Freunden offen. Seinem Verständniß für die praktische in Hamburg von ihm begründete Einrichtung des Armenwesens zollte Gérando die Anerkennung, daß die Pariser Armenpflege unter dem ersten Kaiserreich nach den Ideen Voght's organisirt worden sei [2]). Ein mehrjähriger Aufenthalt in der Fremde führte letzteren im Herbst 1808 nach Genf. Sein reges Interesse für Kunst, Wissenschaft und Literatur hätte allein genügt, „dem norddeutschen Alcibiades", wie man in der Heimath ihn zu nennen pflegte, die entgegenkommendste Aufnahme in Coppet zu sichern. Sie war ihm schon deshalb gewiß, weil er als Freund von Madame Récamier kam; er nannte Frau von Staël »un ange envoyé du ciel pour révéler la bonté sur la terre« [3]). Der Umgang mit ihr fesselte ihn für die nächsten Jahre in Genf, wo seine philanthropischen Bestrebungen bei den Männern wie bei den Frauen, insbesondere bei der mit denselben Fragen beschäftigten Madame Rilliet-

---

[1]) Bilder aus vergangener Zeit, Theil I, Piter Poels und seiner Freunde Leben, Kap. 2. Rist, Lebenserinnerungen, 148.

[2]) Bilder aus vergangenen Tagen, Theil II, Bilder aus K. Sieveking's Leben, Zweite Abtheilung, 32.

[3]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Madame Récamier et les amis de sa jeunesse, 59, Le Baron de Voght à Madame Récamier, Sècherons, 23 Sept. (1808).

Huber das regste Verständniß fanden. Unter der jüngern, in Genf herangewachsenen Generation zählte Frau von Staël einen andern Freund. Es war Guillaume Favre, damals dreißigjährig, ein Schüler von Lavoisier, der mit allen Vorzügen der Stellung, des Vermögens und einer einnehmenden Persönlichkeit die Studien um der Studien willen liebte und pflegte, und von der Herrin von Coppet »mon érudit« genannt wurde. Dort erzählte man sich oft, wie A. W. Schlegel eines Tags mit Benjamin Constant über die Nachfolge im Haus der Grafen von Salerno gestritten habe. Da trat unvermuthet Guillaume Favre ein, wurde zum Schiedsrichter aufgerufen und bewies den Antagonisten, durch Herzählung der Dynasten dieses Hauses, daß sie beide Unrecht hatten [1]).

In diesem Kreis war Zacharias Werner noch anwesend, als in Coppet noch einmal die Dilettantenbühne aufgeschlagen und die von Frau von Staël gedichtete biblische Scene, „die Sunamitin" gegeben wurde [2]). Die Rolle des Propheten Elisäus, der die eitle Selbstgefälligkeit der Mutter durch den Tod ihrer Tochter bestraft, die er später wieder zum Leben erweckt, spielte Benjamin Constant. Madame Rilliet-Huber, Frau von Staël und ihre zwölfjährige Tochter gaben die Sunamitin, ihre Schwester und ihr Kind, nach Zacharias Werner's Urtheil „mit unglaublicher Genialität", und rührten die Zuschauer zu Thränen [3]). Spätere Gelegenheitsstücke komischen Inhalts wurden zwischen 1809 und 1811 in Genf geschrieben und aufgeführt, darunter der heitere Scherz, „die Signora Fantastici", der von Frau von Staël zur Erheiterung einer schwer Erkrankten, Fräulein Amélie Fabri, geschrieben wurde [4]). Nach dem Inhalt

[1]) Sainte-Beuve, Guillaume Favre. Causeries du Lundi, XIII, 190. Guillaume Favre, Mélanges d'histoire littéraire, Préface.

[2]) Madame de Staël, Oeuvres, XVI, 83.

[3]) Schütz, Zacharias Werner's Biographie und Charakteristik, Fragmente aus Werner's Tagebüchern, I, 146 u. ff.

[4]) Madame de Staël, La Signora Fantastici, proverbe dramatique.

eines Briefes aus ihrer Correspondenz mit Meister gab selbst diese harmlose Beschäftigung Anlaß zu Mißdeutungen. Weil in dem Stück ein Engländer und ein Deutscher zur Unterhaltung der Zuschauer jeder mit seinem Accent französisch sprachen, und ein Franzose stotterte, so erzählte man sich in der Schweiz, Frau von Staël habe die dort geläufigen Dialekte verspotten wollen: »Comment vous êtes-vous imaginé que je faisais une comédie sur Berne et Zurich«, schrieb Frau von Staël, als sie davon hörte, dem alten Freund, »dites-moi donc si cela ne sert à rien d'avoir trente-six ans, tout triste que celà est, et si vous n'êtes pas en état de répondre de moi. Certes ce n'est pas à ces innocentes villes que je m'attaquerais si je voulais faire de la satyre, j'irais plus haut.« In demselben Brief ist von ihrem Wunsch die Rede, einst auf freier Erde das politische Leben ihres Vaters zu schreiben. »Le temps est passé«, sagt sie, von sonstigen, literärischen Plänen sprechend, »ou l'ennui était le plus grand mal« . .[1]).

Die Reihe der dramatischen Versuche von Frau von Staël beschloß eine „Sappho", den ungetreuen Phaon am Meeresufer, unweit vom Tempel des Apollo erwartend. Er kehrt wieder, aber nicht um ihretwillen, sondern eines jungen Mädchens wegen, das Sappho wie ihr eigenes Kind liebt. Das Mädchen aber bleibt ihr treu und will entsagen. Erst als Sappho das Glück Phaons von ihr fordert, erschließt sie ihr Herz. „So ist denn nichts mein Eigen als mein Schicksal", ruft die Sängerin der Griechen, „nur der Schmerz, den sie um ihn geduldet hat, wird Phaon an Sappho erinnern." Und während der bräutlichen Feier versinkt sie in den Fluthen, damit das Leben nicht länger währe als die Liebe. Es ist das letzte rein Poetische, was

---

Le Capitaine Kernadec, Comédie en deux actes et en prose. Le Mannequin, proverbe dramatique. Oeuvres, XVI, 126, 179, 215.

[1]) Madame de Staël à Meister, Coppet, 2 Janvier 1809. Ungedruckte Briefe im Besitz des Herrn Dr. Th. Reinhart. (In den Oeuvres complètes ist die Entstehung der „Signora Fantastici" fälschlich 1811 gesetzt.)

Frau von Staël vollendet hat, ein Widerhall der Stimmung, welcher „Corinna" ihr Entstehen verdankte [1]).

Im Herbst von 1808 traf der Bildhauer Friedrich Tieck, ein Bruder des Dichters, in Coppet ein und modellirte die Büste von Frau von Staël, welche diese der Herzogin Luise zum Geschenk machte [2]). Sie steht auf der Bibliothek zu Weimar und macht einen noch jugendlichen Eindruck. Bei derselben Gelegenheit wurde A. W. Schlegel in Marmor verewigt, Zacharias Werner gezeichnet, und Necker's Bild für das Grabmal vorbereitet, das ihm später Frau von Staël in der Kirche zu Coppet errichten ließ [3]).

Es waren die letzten schönen Tage der Geselligkeit, deren Zeuge das gastfreie Schloß sein sollte; daß sie ungetrübt verliefen, war kein geringes Verdienst der Hausfrau. Die Tagebücher ihrer Freunde sind den Beweis dafür nicht schuldig geblieben, wie schwierig es zuweilen war, so verschiedene, oft auch so heterogene Elemente ohne Störungen zusammenzuhalten.

Zuerst Benjamin Constant, der ebenso schwer zu befriedigen als schwer zu leben war. A. W. Schlegel hatte sich kaum in Coppet eingebürgert, als schon das Journal intime berichtet, er und Sismondi betrachteten sich gegenseitig als Narren. Eine Verständigung zwischen ihnen sei deshalb unmöglich, weil die französische Philosophie nur nach der Erfahrung, die deutsche lediglich a priori urtheile. Dazu habe Schlegel niemals das wirkliche Leben kennen gelernt, und glaube in Folge dessen, es

[1]) Madame de Staël, Sappho, Drame en cinq actes et en prose. Oeuvres, XVI, 277.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 153. Madame de Staël à la Duchesse Louise, Genève, 20 Févr. 1809.

[3]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar. Madame de Staël à la Duchesse Louise, Genève, 20 Févr. 1809. Oehlenschläger, Lebenserinnerungen, II, 180. A. W. Schlegel, Ges. Werke, VII, 150.

lasse sich Alles durch Gesetze und Ordonnanzen bestimmen. Die Paradoxien des deutschen Professors, meint Benjamin Constant ein paar Seiten später, hätten immerhin das Gute, die Ideen von Johannes von Müller etwas aufgehellt zu haben, denn Geoffroy und französische Ignoranten seinesgleichen sprächen nicht anders als Schlegel über Philosophie und Katholicismus, Freiheit und Wissenschaft. Der hervorragende Zug seines Charakters sei übrigens die Selbstsucht, die ihn nur dann verlasse, wenn die Angst ihn packe, was bei dem geringsten Anlaß der Fall sei[1]). Noch schlimmer ergeht es Friedrich Schlegel; er wird des Undanks, der Verstellung, des Ehrgeizes und eines empörenden Egoismus beschuldigt; trotz seines Verstandes werde er absurd und einfältig, wenn es sich um Philosophie handle[2]). Gérando und Sismondi werden wiederholt als Ignoranten bezeichnet. „Seine Grundsätze", heißt es von letzterem, „sind ganz die richtigen, seine Absichten rein, aber er arbeitet sehr wenig . . c'est un homme sans esprit.« Bonstetten, der einmal „bedeutender als Joseph de Maistre" genannt wird, kommt verhältnißmäßig besser weg; „er ist leichtsinnig, oberflächlich, unzusammenhängend wie Einer, der zu spät denken gelernt hat; mit sechzig Jahren studiert er Griechisch, und bis er stirbt, kann er sich recht tüchtige Kenntnisse erworben haben". Eine Begegnung mit Camille Jordan zu Lyon hinterläßt den Eindruck, er und die Seinen seien lächerliche Kleinstädter[3]). Und Sismondi selbst, der keine andere Neigung mit dem Gefühl der Freundschaft für Frau von Staël vertauscht wissen wollte, hatte doch Stunden, wo er meinte, sie sei in ihrer Art nicht weniger durch Huldigungen verwöhnt als Bonaparte, und habe manche seiner Fehler, die Intoleranz gegen den Widerspruch, die Heftigkeit im Diskutiren, die Un-

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Janvier 1887, 218, 225, 237.

[2]) Ebendaselbst, 10 Févr. 1887, 429, 437.

[3]) Ebendaselbst, 25 Janvier 1887, 219, 221, 228, 10 Févr., 425, 433, 438, 442, 445

fähigkeit, sich in die Lage der Andern zu versetzen. Statt über Lobsprüche erhaben zu sein, gefalle sie sich in der Betonung ihres eigenen Werthes [1]).

Es blieb nicht immer bei bloßen Eindrücken und Wortgefechten. Als A. W. Schlegel sich eines Tags weigerte, ein stutziges Pferd zu besteigen, schwang sich Benjamin Constant, um ihn zu beschämen, auf dasselbe und wurde zur Genugthuung der Versammelten in den Graben gesetzt. Aber A. W. Schlegel war seinerseits nicht leicht zu behandeln. Er liebte die Diskussion, und Bonstetten, der noch am besten mit ihm auskam, fand sein deutsches Französisch „so drollig und schneidend, daß jeder Streiter in zehn Minuten entwaffnet sei." Wenn aber der Gegner auf seiner Meinung beharrte, so wurde Schlegel erbittert und nahm es sehr übel [2]). Nach zwölf Jahren des intimen Verkehrs mit ihm, den er einmal »un pédant présomptueux« nennt, bekannte der milde Sismondi, die vielen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen ließen keinen Raum für das freundschaftliche Gefühl, das ihn mit allen andern Besuchern von Coppet verbinde [3]). Eitel und empfindlich, stellte Schlegel die Geduld von Frau von Staël in dieser Beziehung auf empfindliche Proben. Obwohl sie ihn mit aller denkbaren Rücksicht und nie anders wie als das, was er war, als einen Freund behandelte, fand er es nöthig, in Gegenwart von Fremden den Ton zu wechseln und sie gegen die tägliche Gepflogenheit »ma chère amie« anzureden. Seine Schwägerin, Dorothea Veit-Schlegel, die übrigens aus der Ferne die Verhältnisse ganz falsch beurtheilte, schreibt einmal: „Wie viele Frauen haben schon den Wilhelm erzogen? Eigentlich wird er aber nur wie eine Springfeder, einmal von dieser,

---

[1]) Sismonde de Sismondi, Fragments de son Journal et Correspondance, 70—73.

[2]) Bonstetten, Briefe an F. Brun, I, 218, Coppet, 11. Juni 1804.

[3]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites, etc., 103 u. 277. Sismondi à la Comtesse d'Albany.

dann von jener Seite zusammengedrückt“ [1]). Das Urtheil war leider zutreffend, denn später, in Bonn, soll er, sich selbst überlassen, schlimmer als durch Taktlosigkeiten gegen das Andenken von Frau von Staël gefehlt haben [2]). Nur einmal, und dann ganz vorübergehend, hat sie 1812 gegen Madame Récamier geklagt, es erschwere ihr das Leben, daß Schlegel Fehler habe, über die man zuweilen seine Eigenschaften zu vergessen versucht sei. Diese Eigenschaften aber schätzte Niemand mehr als sie, und ihr war es zu danken, daß die Beziehungen zwischen ihnen vierzehn Jahre lang und bis ans Ende im Ganzen doch ungetrübt und segensreich für beide Theile blieben.

Weniger zurückhaltend als ihre schonende, für das Empfangene stets dankbare Mutter hat sich später die Herzogin von Broglie über diese Beziehungen geäußert. Nach dem Tode von Frau von Staël sorgte sie wie eine gute Schwester und oft bis ins Kleinste für den vereinsamten Schlegel. Als jedoch dieser auch ihr eines Tags Schwierigkeiten machte, die sie nicht berechtigt fand, schrieb sie zurück: »Rappelez-vous seulement que les temps d'autrefois, que vous regrettez avec tant de raison, étaient des sujets de plaintes continuelles de votre part, et ce qui me rassure sur mes torts, c'est que vous en trouviez à celle qui n'en a jamais eus« [3]).

Die Aufgabe von Frau von Staël wurde ihr durch den Umstand nicht erleichtert, daß zwei Dichter sich unter ihrem Dach mit A. W. Schlegel, der ja selbst um die Gunst der Musen warb, begegneten. Oehlenschläger fand Werner „freundlich, offen, theilnehmend, nicht arrogant“, während Schlegel ihn, den Dichter des „Hakon Jarl“ und des „Palnatoke“ gar nicht

---

[1]) Raich, Dorothea von Schlegel, Briefwechsel, I, 140.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 99. A. Frank, Principaux publicités de la première moitié du XIX siècle, Revue des cours littéraires, 4ème année, 111.

[3]) A. W. Schlegel, Briefwechsel. Manuskript der Bibliothek Dresden. Die Herzogin von Broglie an A. W. Schlegel. (Undatirt, aber während des Aufenthalts von Schlegel in Paris, 1820—21, zu setzen.)

als Poeten gelten lassen wollte[1]). Aber auch das gute Verhältniß zwischen Zacharias Werner und dem jungen Dänen erlitt bald wieder eine Störung. Dieser, der in Coppet an der Vollendung seines „Correggio" arbeitete, theilte dem deutschen Dramatiker „die tragische Idylle" mit, die ihm die Gunst von Goethe kosten sollte. Er hatte erwartet, daß Werner ihm dafür die Tragödie „Kunigunde", die ihn damals beschäftigte, nicht vorenthalten werde. Als dieser es aber doch that, sollte Frau von Staël den Streit zwischen Beiden schlichten. »Ah, c'est une autre chose, vous êtes encore jeune, vous avez besoin de vous former«, sagte sie begütigend zu Oehlenschläger. Da verließ dieser mit allen Zeichen des heftigsten Unmuths die Gesellschaft, und ein nachgeschickter Diener fand ihn auf seinem Zimmer bereits eifrig damit beschäftigt, seine Koffer zu packen. Es gelang, ihn zum Bleiben zu bewegen, und Frau von Staël nahm ihn für den Winter mit nach Genf, wo sie ihn in der Nähe ihres eigenen Hauses unterbrachte und aufs beste für ihn sorgte. Die Erinnerung daran hielt ihn nicht ab, 1815 in Paris, wo er sie wiedersah, einer geringfügigen Ursache wegen sich mit ihr zu entzweien und ohne Abschied zu gehen.

Zacharias Werner dagegen, der von Frau von Staël mit einem Sonett geschieden war, kehrte im nächsten Sommer noch einmal zu ihr in die Schweiz zurück, wo die gewohnte Gastfreundschaft und pekuniäre Hülfe ihm auf die rücksichtsvollste Weise geboten wurden, so daß er in einem Brief nach Weimar Frau von Staël dankbar „unsere liebe Frau von Coppet" nannte[2]). Unter ihrem Dach vollendete er das Drama „Kunigunde", und dichtete das einaktige Trauerspiel, „Der vierundzwanzigste Februar", welches Goethe einige Jahre später in Weimar aufführen ließ, und dessen italienische Uebersetzung Mazzini mit einem Vorwort über die Schicksalstragödie

[1]) Oehlenschläger, Lebenserinnerungen II, 136 u. ff.

[2]) H. Düntzer, Zwei Bekehrte. Zacharias Werner, 141 u. ff., 161, 176.

begleitete. Gespielt wurde das Stück unter Mitwirkung von Schlegel zum ersten Mal in Coppet, im September 1809, und verfehlte seine Wirkung nicht. Die Zuhörer waren anfangs ergriffen, dann von Grauen erfaßt, und erst in ruhigeren Stunden folgten die Bedenken. Welcher Art sie waren, hat wohl am besten Sismondi in einem Brief an Gräfin Albany ausgedrückt. Ihr schrieb er: „Die mystische Poesie, die in Deutschland die Oberhand zu gewinnen scheint, und die Nation in einer Art von Somnambulismus zu versetzen droht, verdient in dem vornehmsten ihrer Propheten beobachtet zu werden. . . . Werner ist ein Mann von großem Verstand, womit er Anmuth, Feinheit, heitern Sinn, Gefühl und Tiefe der Gedanken zu verbinden weiß. Dabei fühlt er sich aber berufen, der Welt die Liebe zu predigen. Er ist ganz nach Belieben Apostel oder Professor der Liebe, und seine Tragödien haben keinen andern Zweck, als der Religion dieser Liebesleidenschaft die Wege zu bereiten. Vor einigen Tagen hörte ich ihn zu Baron Voght sagen: „Was liebt man in der Geliebten?“ Und als dieser mit der Antwort etwas zögerte, fügte der Dichter ergänzend hinzu: „Gott . . . Die ganze Religion besteht darin, Ihn zu lieben und vermag man das nicht, dann liebe man wenigstens ein Geschöpf . . .“ Was mich betrifft, so würde ich es vorziehen, Werner nie wiederzusehen, weil ich ihn weder lieb gewinnen noch achten kann. Aber unter den deutschen Dramatikern ist keiner, der ihn an packender Wirkung und poetischem Talent überträfe. Wie schade, daß eine unheilbare Neigung zu Extravaganzen das Alles vergiftet“ [1]).

Im Buch über Deutschland ist Werner ein besonderes Kapitel gewidmet, in welchem der Inhalt des Dramas „der vierundzwanzigste Februar“ wiedergegeben ist. Frau von Staël zeigt sich von seiner tragischen Gewalt ergriffen, aber

[1]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites, etc., 78, 164. Sismondi à la Comtesse d'Albany, Genève, 8 Déc. 1808, 1812.

sie warnt den Dichter, daß er das Maß des Erlaubten überschritten und die hohen Aufgaben der Kunst einer Reihe von schauerlichen, zuweilen selbst gräßlichen Effekten geopfert habe. Andrerseits nennt sie gerade Zacharias Werner als denjenigen, der ihr die Biegsamkeit, den Reichthum und die Harmonie des deutschen Verses mehr als ein anderer deutscher Dichter zum Verständniß gebracht habe. Seit Schiller's Tod und Goethe's Verzicht auf dramatische Arbeiten hielt sie ihn dazu berufen, der erste unter den lebenden Bühnendichtern zu werden[1]), wenn es ihm nur gelinge, keine Systeme mehr auf die Bühne zu bringen, »je les aime dans la chambre«, fügte sie, an die Herzogin Luise schreibend, hinzu. Der Wunsch von Frau von Staël ist nicht in Erfüllung gegangen, und Werner's Talent trieb frühzeitig seine letzten Blüthen. In der Skizze seines Lebens, die er 1822 und als katholischer Priester schrieb, hat er seiner Gönnerin aus den Tagen von Coppet in Worten gedacht, welchen die Zeit und die bei ihm vollzogene Sinnesänderung nichts von der dankbaren Bewunderung zu rauben vermochten, die er „der hochherzigen Mitbefreierin Europa's" bewahrte[2]).

Der Winter von 1809 war in Genf, ohne besondern Zwischenfall, unter den gewohnten geselligen Pflichten und angestrengter Arbeit verbracht worden. Mit der Größe der Aufgabe, die sie sich vorgesetzt hatte, steigerte sich ihre Hingebung an dieselbe und in immer bestimmteren Umrissen lag ihr Werk vor ihr. An einen Bekannten in Lyon, der sich gleichfalls mit Literatur beschäftigte, schrieb sie, daß, um ein Land zu schildern, dessen Bedeutung in Philosophie und Literatur viel größer als die Schönheit seines Klimas oder seine Leistungen auf künst-

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 153. Madame de Staël à la Duchesse Louise, Genève, 20 Févr. 1809. Madame de Staël, De l'Allemagne, IIIème partie, Chap. XXIV.

[2]) Waitzenegger und Felder, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit. Lebensskizze von Z. Werner, von ihm selbst verfaßt.

lerischem Gebiete sei, der Rahmen des Romans nicht mehr zulässig erscheine. Ihr Buch solle in Kapitel und Briefe abgetheilt werden, aber des poetischen Reizes doch nicht entbehren. Denn dieses anscheinend nicht anziehende Land — lourd en apparence — sei das einzige des zeitgenössischen, wenigstens des kontinentalen Europa, wo noch die idealen Güter, die träumerische Begeisterung zu finden seien [1]). Sie war im Frühjahr wieder zum bleibenden Aufenthalt von Genf nach Coppet zurückgekehrt und gönnte sich erst im Juli die Zerstreuung eines Ausflugs nach Lyon, wo Talma spielte und ihr damit einen Genuß verschaffte, für welchen sie ganz besonders empfänglich war. Nach einer Aufführung des Hamlet, mit dem großen Tragöden in der Titelrolle, sprach sich ihre Bewunderung in einem Brief an Talma aus, der unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Kunst geschrieben, im Buch über Deutschland zu dem Kapitel über die Deklamation erweitert worden ist und daher in seiner ursprünglichen Form gelesen zu werden verdient. »Comme je ne peux vous comparer qu'à vous-même«, schrieb sie damals in Lyon, »il faut que je vous dise, Talma, qu'hier vous avez surpassé la perfection de l'imagination même. Il y a dans cette pièce, toute défectueuse qu'elle est, un débris d'une tragédie plus forte que la nôtre, et votre talent m'est apparu dans ce rôle d'Hamlet, comme le génie de Shakespeare, mais sans ses inégalités, sans ses gestes familiers, devenu tout-à-coup ce qu'il y a de plus noble sur la terre. Cette profondeur de nature, ces questions sur notre destinée à tous, en présence de cette foule qui mourra et qui semblait vous écouter comme l'oracle du sort; cette apparition du spectre, plus terrible dans vos regards que sous la forme la plus redoutable; cette pro-

---

[1]) Regnault de Warin, Esprit de Madame la baronne de Staël-Holstein, 2 Vol. II, 389—390. Madame de Staël à Monsieur Bérenger, Coppet, Juillet 1809. (Falsch datirt 1808.)

fonde mélancolie, cette voix, ces regards qui révèlent des sentiments, un caractère au-dessus de toutes les proportions humaines; c'est admirable, trois fois admirable, et mon amitié pour vous n'entre pour rien dans cette émotion, la plus profonde que les arts m'aient fait ressentir depuis que je vis. Je vous aime dans la chambre, dans les rôles où vous êtes encore votre pareil; mais dans ce rôle d'Hamlet, vous m'inspirez un tel enthousiasme, que ce n'était plus vous, que ce n'était plus moi; c'était une poésie de regards, d'accents, de gestes, à laquelle aucun écrivain ne s'est encore élevé. Adieu, pardonnez-moi de vous écrire quand je vous attends ce matin à une heure et ce soir à huit. Mais si les convenances sociales ne devaient pas tout arrêter, je ne sais pas, hier, si je ne me serais pas faite fière d'aller moi-même vous donner cette couronne, qui est due à un tel talent plus qu'à tout autre; car ce n'est pas un acteur que vous êtes; c'est un homme qui élève la nature humaine, en nous en donnant une idée nouvelle. . . . . Chacun s'agite pour réussir. Il n'y a que le génie qui triomphe presqu'à son insu. Ainsi vous êtes . . .«[1]). Man erzählte sich noch lange nachher in Paris, daß Frau von Staël, von Talma sprechend, den Ausdruck »l'apothéose du regard« gebrauchte[2]).

In einem Vergleich zwischen Talma und Iffland sagt sie vom deutschen Schauspieler, seine Charakteristik sei so fein und originell gewesen, daß in der Komödie unter andern, die bekannten Typen nicht mehr zutreffend gewesen seien, wenn er spielte, weil er sie zu Individualitäten umgeschaffen habe, welchen er das eigenthümliche Gepräge gab. Dieselben Eigenschaften der Originalität und Natürlichkeit aber habe Talma

---

[1]) Regnault de Warin, Esprit de Madame la baronne de Staël-Holstein, II, 390—391. Madame de Staël à Talma, Juillet 1809.

[2]) Sainte-Beuve, Fontanes. Revue des Deux Mondes, 1838, 648.

auf der französischen Bühne eingeführt, und Keiner, so wie er, die größten Wirkungen durch einfachere Mittel erzielt.

Ihr selbst ist es gelungen, in der Darstellung der individuellsten und somit auch der vergänglichsten aller Künste etwas von der begeisternden Wirkung des Augenblicks festzuhalten und einen Begriff von dem zu geben, was Talma war, wenn er den feierlichen Ton des französischen Alexandriners mit dem unerschöpflichen Reichthum und der Naturwahrheit des Genius von Shakespeare in Einklang brachte[1]. Ihr Wunsch, den großen Künstler bei sich in Coppet zu sehen, ging nicht in Erfüllung; er stand im Begriff, ihrer Einladung dahin zu folgen, als der Polizeikommissär in Lyon ihm bedeutete, es wäre besser, die Reise zu unterlassen. Dieser Beamte berichtete über alle Einzelheiten des Aufenthalts von Frau von Staël, konnte aber nicht den geringsten Grund zur Klage finden[2]. Talma ging nicht nach Coppet, aber Cuvier benützte eine kurze Anwesenheit in Genf, um sich Frau von Staël vorzustellen und Madame Récamier war zur Begrüßung ihrer Freundin nach Lyon gekommen[3].

Dahin folgte nun auch Sismondi. Er war besorgt um Frau von Staël, nicht nur weil er sie jetzt oft leidend und krank wußte, sondern mehr noch deswegen, weil er sie aufmerksamer als die meisten ihrer Freunde beobachtete, und besser verstand, was in ihr vorging. Während sich in Lyon die letzten Scenen des Dramas mit Benjamin Constant abspielten, dessen Heirath endlich doch ein öffentliches Geheimniß geworden war, reifte bei Frau von Staël der Entschluß, ihren ältesten Sohn nach den Vereinigten Staaten gehen zu lassen, wohin sie ihm ein Jahr später folgen wollte. Bereits 1807 hatte sie in dieser

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XXVII.

[2]) Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 342—345, Documents relatifs à Madame de Staël, 34.

[3]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Madame Récamier, les amis de sa jeunesse et sa correspondance intime, 35, 63.

Angelegenheit mit Gouverneur Morris korreſpondirt, der ſich ihren Beſuch auf ſeinem Landſitz Morriſiana erbat und mit Hülfe eines guten Kochs das Leben in New-York als ein ganz erträgliches ſchilderte, ſollte ſeine Einſiedelei ihr auf die Länge nicht behagen[1]). Die Ländereien, die Necker über dem Ocean angekauft hatte, boten den Vorwand zur Reiſe des jungen Mannes, der Alles zur Ankunft ſeiner Mutter vorbereiten konnte. Das Bedürfniß nach einer freien Exiſtenz, und noch mehr nach Frieden, ſchrieb Sismondi an die Gräfin von Albany, ſei der Beweggrund zu einer Trennung, an die er nach neunjähriger Gewöhnung eines faſt täglichen Verkehrs mit Frau von Staël nicht ohne die tiefſte und ſchmerzlichſte Entmuthigung denken könne. Seit den acht oder neun Jahren eines faſt beſtändigen Verkehrs mit ihr, ſei ſie ihm täglich lieber und unentbehrlicher geworden[2]). Sismondi war einer Derjenigen, welche die Bemerkung von Benjamin Conſtant beſtätigten, Frau von Staël, obwohl ſie die Andern nicht ſchone und ſich dadurch Feinde mache, wiſſe doch eine ſolche Zuneigung für ſich zu erwecken, daß Niemand ergebenere Freunde habe[3]). Das Jahr 1809 gewann ihr eine ſolche Hingebung in der Perſon der Engländerin, Miß Randall, die ſie bis zu ihrem Tode nicht mehr verließ und bereit war, ihr über das Meer zu folgen. Von der Ueberſiedlung nach Amerika konnte jedoch erſt dann die Rede ſein, wenn das Werk über Deutſchland vollendet und veröffentlicht war. Der Herbſt von 1809 und ein Theil des darauffolgenden Winters vergingen theils in Genf, theils in Coppet, ohne daß der Umfang des Stoffes ſich bewältigen ließ.

---

[1]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, with selections from his correspondance, III, 242. Morris an Frau von Staël, 23. Aug. 1807.

[2]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites de Sismondi, Bonstetten, Madame de Staël, etc., 85, 87, 89, Sismondi à Madame d'Albany, Coppet, 22 et 28 Mai, Lyon, 16 Juin 1809.

[3]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Janvier 1887, 214.

Frau von Staël empfing nach wie vor viel bei sich, ging aber wenig aus und arbeitete um so anhaltender. Endlich, im Frühjahr 1810, war ihr Buch nahezu vollendet. Es handelte sich nur mehr darum, dem Verleger Nicole in Paris, der das Manuskript schon theilweise in Händen hatte, seine Aufgabe dadurch zu erleichtern, daß Frau von Staël, mit Einhaltung der stets von Neuem in Erinnerung gebrachten Entfernung „von wenigstens fünfzig Meilen“ sich der Hauptstadt näherte.

Bevor sie von Coppet abreiste, erfüllte sie noch eine selbstauferlegte Verpflichtung. Am 13. März 1809 war König Gustav Adolph IV. vom Verhängniß, das auf seinem Hause ruhte, ereilt worden. Durch eine vom vormaligen Prinzregenten, seinem Onkel, ins Werk gesetzte Revolution gestürzt und des Throns für sich und seinen minderjährigen Sohn verlustig erklärt, wurde er in der Festung Gripsholm gefangen gehalten, bis er die Abdankungsurkunde unterzeichnet hatte, die nach dem Tod des nunmehrigen Königs Karl XIII. die schwedische Krone dem Herzog Christian August von Schleswig übertrug. Ein Flüchtling und Verbannter, wandte sich der unglückliche Gustav Adolph IV. an das badische Fürstenhaus, dem seine Gemahlin angehörte; hierauf ging er in die Schweiz, nach Basel. Wiederholt, aber immer vergebens hatte Frau von Staël von dem jungen Monarchen eine Regelung der finanziellen Angelegenheiten ihres verstorbenen Gatten erbeten. Er that nichts in der Sache und weigerte sich sogar, die Söhne des Baron Staël zu empfangen, als ihre Mutter während eines Aufenthalts des schwedischen Königs in Karlsruhe, 1803, ihm dieselben vorstellen wollte[1]). Alles das war jetzt, wo das Unglück ihr den Sohn Gustav III. wieder menschlich nahe brachte, vergessen. Herzogin Luise von Sachsen-Weimar war eine Schwester der Markgräfin von Baden

---

[1]) Madame de Staël à Nils de Rosenstein, 17 Nov. 1803, au roi Gustave Adolphe IV, Genève, 23 Mars 1803. Unedirte Briefe im Besitz der Universität Upsala.

und somit die Tante der Königin von Schweden. Nach Weimar also schrieb Frau von Staël, um durch Vermittlung der ihr befreundeten Fürstin ihr Schloß zu Coppet dem schwedischen Königspaar anzubieten. Nirgends anders, schrieb sie, würde ihnen größere Ehrfurcht und Hingebung erwiesen werden; sie werde in diesem Fall mit den Ihrigen ein gleichfalls ihr gehörendes, in der Nähe gelegenes Landhaus bewohnen. Ihr Vater, fügte sie hinzu, würde nicht anders gehandelt haben[1]). Das Anerbieten wurde dankbar abgelehnt und so stand der Abreise nach Frankreich nichts mehr im Wege.

Coppet war mit Extrapost fünf Tagreisen von Paris entfernt. Frau von Staël verließ es in den ersten Märztagen und begab sich in das nicht zu weit von der Hauptstadt entfernte Schloß Chaumont-sur-Loire, wo sie einen kurzen Aufenthalt nehmen wollte. Seit Januar war sie im Besitz von Pässen nach den Vereinigten Staaten für sich und ihren ältesten Sohn, die jeden Augenblick benützt werden konnten. Ihre Absicht war die, über Amerika nach England zu gelangen. An diesem Punkt ihrer Lebensschicksale nahm sie die seit 1804 unterbrochene Schilderung der Dix années d'exil wieder auf, die während der nun folgenden Jahre, bis zur Ankunft in Schweden, 1813, fortgeführt, dann aber leider und für immer unterbrochen wurden.

Das Schloß Chaumont, welches sie damals beherbergte, ist in künstlerischer und historischer Beziehung merkwürdig, und in diesem Jahrhundert von kundiger Hand seinem alten Glanz zurückgegeben worden. Der Kardinal von Amboise, Diane de Poitiers, Katharina von Medicis und Nostradamus hatten es bewohnt. Auf einem Hügel des linken Loireufers gelegen, überschauen die Zinnen seiner gothischen Thürme die weite, reiche Ebene, in welcher Saaten, Weinberge, Wälder und Nieder-

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 159—157. Madame de Staël à la Duchesse Louise, Coppet, 26 Nov. 1809.

lassungen miteinander wechseln, und von seinen Terrassen läßt sich der Lauf des Stroms verfolgen, der in seinem weiten Bett die fruchtbarsten französischen Gefilde durchzieht. Dort verbrachte Frau von Staël noch einige kurze, aber friedliche Tage mit Mathieu de Montmorency, Madame Récamier, den beiden Barante, die gleichfalls zu ihrer Begrüßung herbeigeeilt waren, und A. W. Schlegel, der sie mit ihrem Sohn August begleitet hatte. Mit Paris war ein reger Verkehr möglich. Fräulein Mendelssohn erhielt die Druckbogen des Buchs über Deutschland mitgetheilt und bei ihr las sie Varnhagen, der sich als Adjutant des österreichischen Obersten, Prinz Bentheim, während einiger Monate dieses Jahres 1810 in der französischen Hauptstadt aufhielt. „Einseitig und ungerecht", wie er es später selbst eingestand, beurtheilte der erste Deutsche, dem die Gelegenheit dazu geboten wurde, diese Bruchstücke mehr im Hinblick auf das eigene Land, als auf die Wirkung, die das Buch in Frankreich selbst erzielen sollte[1]). Zur gleichen Zeit mit ihm war sein Freund, Adalbert von Chamisso, nach Paris gekommen. Im Schloß Boncourt in der Champagne, das seine Dichtung verherrlicht, 1781 geboren, durch die Revolution mit den Seinen aus Frankreich vertrieben, zuerst Miniaturmaler, dann Page der Königin Luise, hierauf Lieutnant und Doktor der Philosophie, hatte der junge Mann frühzeitig die Mühen des Lebens kennen gelernt und die Konflikte der Zeit mit durchgekämpft. „Deutschland ist nicht mehr und noch nicht wieder, Frankreich mir verhaßt", schrieb er im Jahr 1806 an Varnhagen[2]). Nun sollte er auf Wunsch seiner Eltern wieder im Vaterland Wurzel fassen und als Lyceumsprofessor nach Napoléonville in die Vendée gehen. Präfekt des Departements war seit 1809 der sechsundzwanzigjährige Prospère de Barante, dem der Kaiser selbst seiner außerordentlichen Fähigkeiten wegen diesen Posten übertragen hatte. Der junge Präfekt sollte dazu

---

[1]) Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, VII, 46—51.

[2]) Karl Fulda, Chamisso und seine Zeit, 21.

behülflich sein, diesen zum Deutschen gewordenen Franzosen wieder einzubürgern. Er begann damit, daß er Chamisso bei Frau von Staël in Chaumont einführte. Dieser fand sie und ihre Umgebung ungefähr so wie Baron Voght sie ein Jahr früher der Madame Récamier geschildert hatte: »Dans tous les coins il y a quelqu'un qui compose quelque ouvrage.« Man arbeitete eigentlich den ganzen Tag. Frau von Staël korrigirte Druckbogen, Schlegel arbeitete an den Vorlesungen über dramatische Kunst, man versammelte sich bei den Mahlzeiten, um zwölf, sechs und Abends elf Uhr, und Chamisso fand sich anfangs in dem Kreise nicht zurecht. Er passe nicht in diese Welt, schrieb er, entbehre allerlei Freiheit, liebe Keinen und werde auch nicht geliebt; selbst das Rauchen werde ihm unleidlich gemacht. Im Garten führe eine Allee den Namen Allée des explications, denn „der Teufel ist immer los, Freundschaft ist hier zu Lande eifersüchtiger als die Liebe." Des Abends unterhalte man sich an einem runden Tisch, worauf Federn, Tinte und Papier lagen, durch die sogenannte petite poste, ein schriftliches tête-à-tête, das Schlegel allein nicht mitmache. Chamisso fand letzteren mit der größten Freundschaft und Hochachtung behandelt, aber eifersüchtig und gebieterisch. Sein Eindruck war der, daß Frau von Staël scheinbar Alles leite, thatsächlich aber den Wünschen und Launen der Andern sich füge[1]). Es währte nicht lange, so änderte sich der Sinn von Chamisso in Bezug auf sie, und das, obwohl er seiner rauhen Außenseite und seiner Tabakspfeife wegen manchen Tadel erfuhr. Sie gewann sein Vertrauen, weil er sie redlich, offen und ehrlich fand, „— Ernst der Deutschen, Glut des Südens, Form der Franzosen", so definirt er sie. „Sie faßt die Gedanken nur mit der Seele an. Sie hat keinen Sinn für Malerei, — Musik ist ihr Alles, sie lebt nur in Tönen, Musik muß um sie sein, wenn sie schreibt, und sie schreibt im Grunde auch nur Musik. — Mit

[1]) Karl Fulda, Chamisso und seine Zeit, 107—111.

der Geometrie des Lebens sieht es da übel aus — sie ist für Freiheit und Ritterthum gleich begeistert. . . . . Sie ist eine Person aus der Tragödie, Kronen muß sie empfangen, schenken oder auch wegwerfen, so kann sie lieben und leben. Sie lebte in der Region, wo sich die politischen Gewitter bildeten, die über die Erde entschieden — sie verschmachtet in der Verbannung. Das hat Napoleon wohl gewußt und berechnet"[1]). Frau von Staël schrieb aus Chaumont an Camille Jordan, ihre Freunde seien der Ansicht, daß der Kaiser künftig gegen einen Aufenthalt in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt keine Schwierigkeiten mehr erheben werde, sie selbst wisse nicht zu sagen, ob sie das noch wünsche: »Toutes mes affections ne sont pour moi que des peines, et je les sens au fond de mon cœur comme un mal«. Indessen arbeitete sie unermüdlich weiter; sie hielt es nach wie vor für einen Irrthum, sich auf die häuslichen Pflichten zu beschränken, wenn die Möglichkeit, etwas Anderes zu leisten, gegeben war, weil jede Fähigkeit verpflichte und schon die innere Erregung, die jedes wahre Schaffen hervorrufe und begleite, auf eine höhere Quelle der Inspiration verweise[2]). »Je suis effrayée moi-même de tout ce que j'ai travaillé pour mon ouvrage«, schrieb sie ihrem alten Freund Meister, »et je suis tentée de dire comme l'abbé d'Espagnac que la force de mon discours me fera tomber en faiblesse«[3]). Meister war alt; sie beglückwünschte ihn, daß seine Gedanken sich Gott zugewandt hatten, und bat ihn, wenn es ihr bestimmt sei, ihn zu überleben, ihrem Vater zu sagen, daß kein Tag vergehe, ohne daß sein Andenken ihrem Herzen gegenwärtig sei.

In Chaumont mußten die Zelte unerwartet schnell wieder

---

[1]) Karl Fulda, Chamisso und seine Zeit, 109—110. J. S. Ampère, Poètes et romanciers de l'Allemagne, Revue des Deux Mondes, 1840, II, 558 u. ff.

[2]) Sainte-Beuve, Camille Jordan. Causeries du Lundi, VIII, 262. Madame de Staël à Camille Jordan, Chaumont, 7 Mai 1810.

[3]) Madame de Staël à Meister, Chaumont, 25 Mai 1810.

abgebrochen werden. Eines Tags verkündete der Hornbläser, der die Ankunft von Gästen auf dem jenseitigen Ufer zu melden pflegte, die unerwartete Rückkehr des Schloßbesitzers. Dieser, ein Herr Le Ray, war mit den Seinen nach den Vereinigten Staaten gegangen und früher, als er es beabsichtigt hatte, wiedergekehrt. Umsonst bat er Frau von Staël, zu bleiben. Sie ließ sich nicht dazu bewegen, sondern bezog das Schloß Fossé, welches ein guter Bekannter, Herr von Salaberry, zur Verfügung stellte. Im Gegensatz zu Chaumont war der neue Wohnort einfach und reizlos, aber Madame Récamier folgte der Freundin dorthin, des Abends wurde musizirt, die Landleute der Umgegend eilten herbei und hörten zu, Bekannte kamen und gingen. Als im nahen Blois die in Paris mit großem Beifall gegebene Oper „Cendrillon" aufgeführt wurde, führte Frau von Staël ihre Gesellschaft nach dem reizenden Städtchen und erntete am Schluß der Vorstellung eine Art von Ovation, indem die Menge ihr beim Verlassen des Theaters folgte.

Endlich, am 23. September, vollendete sie die Korrektur des Werkes, das sie sechs Jahre hindurch beschäftigt hatte. Die äußeren Formalitäten waren ihr vorgeschrieben. Ein kaiserliches Dekret vom 5. Februar 1810 verpflichtete den Verleger, jedes Manuskript vor Beginn des Drucks der Censur zu unterbreiten. Dieser stand es aber immerhin noch frei, ein Buch, das unbeanstandet aus ihren Händen in die Druckerei gegangen war, nachträglich doch noch zu unterdrücken[1]). Dieser Bestimmung gemäß hatte auch der Verleger von Frau von Staël das ihm anvertraute Werk einem kaiserlichen Censor zur Durchsicht unterbreitet. Dann aber fuhr er, ohne auf die Entscheidung desselben zu warten, auf eigene Verantwortung mit der Drucklegung fort.

Indessen war die Aufmerksamkeit des Kaisers im Lauf der

---

[1]) Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 175.

letzten Jahre mehrmals auf Frau von Staël gelenkt worden. Den ersten Anlaß dazu hatte ihr Sohn August gegeben.

Im Januar 1808 kam Napoleon durch Savoyen und verweilte bei dieser Gelegenheit auf kurze Zeit in Chambéry. Dorthin begab sich, ohne Vorwissen seiner Mutter, der junge Staël, um vom Kaiser ihre Rückberufung zu erlangen. Die erbetene Audienz wurde ihm am Morgen, nach dem Frühstück des Kaisers gewährt. „Wo ist Ihre Mutter?" war die erste Frage, welche dieser an den jungen Mann richtete. „In Wien, Sire, oder auf dem Punkt, dort einzutreffen", lautete die Antwort. „Nun, dort ist sie am rechten Platz und soll zufrieden sein. Da wird sie Deutsch lernen. Ihre Mutter ist nicht böse; sie hat viel Verstand, sehr viel Verstand, aber gar keine Disciplin."

Der junge Staël ließ sich nicht entmuthigen, sondern bat und drängte, es möge seiner Mutter die Rückkehr nach Paris bewilligt werden. „Ihre Mutter", entgegnete der Kaiser, „wäre keine sechs Monate dort, so müßte ich sie nach Bicêtre oder in den Tempel bringen lassen. Das wäre mir leid, denn die Sache würde Lärm verursachen und mir auch wohl etwas in der öffentlichen Meinung schaden. Sagen Sie ihr also recht nachdrücklich, daß, so lange ich am Leben bin, sie Paris nicht wiedersehen wird. Sie würde dummes Zeug machen, Leute sehen und Witze machen; sie legt darauf keinen besondern Werth, um so mehr thue ich es. Ich nehme Alles ernst. Also noch einmal, warum sollte Ihre Mutter sich der „Tyrannei" aussetzen? Sie sehen, ich schrecke vor dem Wort nicht zurück. Sie soll nach Rom, Neapel, Wien, Berlin, Mailand, Lyon gehen, selbst nach London, wenn sie Pamphlete gegen mich schreiben will. Ueberall werde ich sie mit Vergnügen sehen. Aber nicht in Paris, da wohne ich, und da will ich nur Leute, die mich lieb haben. Hat sie mir nicht das Tribunat verdorben? Sie könnte sich in ihren Reden niemals der Politik enthalten."

Und als August von Staël noch einmal zu Wort zu kom-

men suchte, unterbrach er ihn wieder. „Sie sind jung", sagte er nicht unfreundlich, „wenn Sie mein Alter hätten, würden Sie die Dinge besser beurtheilen können; aber es gefällt mir, daß ein Sohn die Sache seiner Mutter vertritt. — Ihre Mutter hat Ihnen einen schwierigen Auftrag gegeben, aber Sie haben sich desselben mit Verstand entledigt. Ich habe mich gern mit Ihnen unterhalten, aber erlangen werden Sie nichts. Der König von Neapel hat mir viel von dieser Angelegenheit gesprochen, aber es hat nichts genützt. Wenn ich sie eingesperrt hätte, würde ich sie freilassen, aber verbannt soll sie bleiben. Jedermann begreift, daß die Gefangenschaft ein Unglück ist. Aber nur Ihre Mutter fühlt sich unglücklich, wenn man ihr ganz Europa läßt" [1]).

Sechs Monate nach dieser Episode in Chambéry schrieb der Kaiser an den Grafen Champagny: „Frau von Staël unterhält eine rege Correspondenz mit dem Schriftsteller Gentz. Das kann nur von nachtheiligen Folgen sein. Ich wünsche daher, daß allen meinen Gesandten und Agenten in Deutschland der Befehl ertheilt werde, die Dame nicht zu sehen. Ueber die Ausführung dieses Befehls soll genau berichtet werden. Das gilt besonders in Bezug auf Weimar" [2]).

Allein weder damals in Deutschland noch später, bei Gelegenheit der Reisen von Frau von Staël nach Lyon und nach Chaumont, vermochte das Späherauge der kaiserlichen Polizisten und Präfekten Ungünstiges für sie oder ihre Umgebung zu entdecken. Sie scheine ausschließlich mit literarischen Interessen beschäftigt, berichteten sie alle. In der Stimmung des Kaisers gegen Frau von Staël aber veränderte sich nichts und des Kaisers Stern glänzte hell. Selbst in Spanien, dem schwarzen

[1]) Auguste de Staël, Oeuvres diverses, précédées d'une Notice, de la Duchesse de Broglie, Paris, 1829. Zu vergl. Bourrienne, Mémoires, VIII, 101.

[2]) Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 174. Mitgetheilt aus der Neuen Freien Presse, Juli 1881.

Punkt an seinem politischen Horizont, hatte sein persönliches Eingreifen das Kriegsglück zu seinen Gunsten gewendet, als er zu Anfang von 1809 wieder in Paris eintraf.

Für ihre Kinder, wenn nicht für sich, glaubte Frau von Staël mit dieser Lage der Dinge rechnen zu müssen. Die Rückgabe der von Necker deponirten zwei Millionen war auch seit Errichtung des Kaiserreichs nicht zu erlangen gewesen, und nur damit konnten die finanziellen Opfer, die Baron Staël seiner Wittwe auferlegt hatte, wieder ausgeglichen werden. Diese Erwägungen veranlaßten sie, die Gelegenheit einer Reise ihres Sohnes nach Paris im Winter 1809 nicht vorübergehen zu lassen, ohne noch einmal die Erledigung ihrer Angelegenheiten zu versuchen. Sie schrieb an Talleyrand.

Im Lauf dieser Biographie ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß Frau von Staël keine Freundin von unnöthigen Correspondenzen war. Sie schrieb, wenn sie etwas zu sagen hatte, und pflegte höchstens einige auf die Zeitereignisse bezügliche Bemerkungen daran zu schließen. Was sie aber leisten konnte, wenn die Erinnerung an vergangene Tage sich mit den schmerzlichen Erfahrungen der Gegenwart verband, um die Beredsamkeit zu wecken, sagt dieser Brief an Talleyrand, den ein unaufgeklärter Zufall in der Handschriftensammlung des Britischen Museums geborgen hat.

»Vous serez étonné de revoir une écriture dont vous avez perdu le souvenir. A la distance où nous sommes, il me semble que je m'adresse à vous comme d'un autre monde, et ma vie a tellement changé que je puis aisément me faire cette illusion. J'ai dit à mon fils d'aller vous trouver et de vous demander franchement et simplement de vous intéresser à la liquidation de deux millions qui font plus que la moitié de notre fortune et de l'héritage de mes enfants. C'est une douleur cruelle pour moi de penser que je nuis à ma famille, qu'ils seraient payés si demain je n'existais plus. Car le dépôt qu'ils réclament

a un caractère si sacré que les préventions de l'Empereur contre moi peuvent seules l'empêcher de statuer sur cette dette, et cependant il me semble qu'aux yeux de l'Europe, si Europe il y a pour moi, l'exil paraitrait moins cruel si l'on se montrait juste envers la fortune. J'en ai assez dit sur ce sujet à vous qui devinez tout. Vous m'écriviez il y a quatorze ans, si je reste encore un an ici, j'y meurs. J'en pourrais dire autant du séjour de l'étranger; j'y succombe. Mais le temps de la pitié est passé, la nécessité a pris sa place. Voyez cependant si vous pouvez rendre service à mes enfants; si vous le pouvez, je le crois, vous le ferez. Je n'ai aucun moyen de vaincre les préventions de l'Empereur contre moi. S'il ne croit pas que sept ans d'exil sont un siècle pour la pensée, s'il ne croit pas que je suis une autre personne, ou que du moins la moitié de ma vie est éteinte et que le repos et la patrie me sembleraient les champs élysées, quel moyen ai-je de l'éclairer à mon égard! Aussi me suis-je résolue, si mes enfants ne sont pas exceptés de mon malheur, à faire partir le premier ce printemps pour l'Amérique et à le suivre avec les deux autres l'année suivante. Il me faut une patrie pour mes fils et vous voyez s'il en est une en Europe pour qui n'a pas l'appui de l'Empereur. A New-York, je demanderai où vous avez logé. Adieu, ne causerai-je donc pas une fois encore avec vous, avant la vallée de Josaphat? Il y a des moments où malgré mon profond dégout de la vie je suis encore assez aimable: alors je pense que j'ai appris cette langue de vous, mais avec qui la parler? Adieu, êtes-vous heureux? Avec un esprit si supérieur, n'allez-vous pas quelquefois au fond de tout, c'est-à-dire jusqu'à la peine. Moi, je voudrais me distraire, mais j'en ai perdu le pouvoir et bien aussi l'occasion. Ce qui me fait surtout mal, c'est l'idée que je nuis à mes enfants. Soulagez-moi de cela, si vous le pouvez, alors je joindrai ce service à notre dernier

entretien et tout l'intervalle qui les sépare sera comblé. Adieu, encore une fois. Je ne sais finir qu'ainsi avec vous« [1]).

Ob Talleyrand diesen Brief beantwortete, ist nicht bekannt. Jedenfalls wußte Frau von Staël, als sie ihn schrieb, nichts von dem fürchterlichen Auftritt, der kurz nach des Kaisers Rückkehr aus Spanien im geheimen Rath stattgefunden hatte. Talleyrand war seit Tilsit nicht mehr Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, ohne deshalb in Ungnade zu sein, denn noch im Lauf des Jahres 1808 wurde er mit Missionen bei Kaiser Alexander und Metternich betraut. Aber dem Prinzen von Benevent waren Zweifel am Bestand der Napoleonischen Herrschaft gekommen, bevor Napoleon selbst mißtrauisch gegen ihn wurde. Fouché war wieder Polizeiminister und der Kaiser in Spanien, als Talleyrand „Vorsichtsmaßregeln", im Fall eines unvorhergesehenen Zufalls über den Pyrenäen vorbereiten zu müssen glaubte [2]). Im Januar 1809, in jener Sitzung, zu welcher er vom Kaiser befohlen worden war, brach der Zorn desselben über den Prinzen von Benevent herein. Schritt für Schritt drängte er ihn gegen die Wand, dort packte er ihn an der Halsbinde, während er mit donnernder Stimme die Vorwürfe gegen ihn häufte. Die Anwesenden zitterten, nur Talleyrand bewahrte äußere Ruhe. »Quel dommage qu'un aussi grand homme soit aussi mal élevé«, war Alles, was er sagte. Am nächsten Tag erschien er, als ob nichts vorgefallen sei, bei Hof, aber die kaiserliche Gunst blieb verscherzt.

---

[1]) Madame de Staël à Talleyrand, Genève, 28 Février 1809. British Museum, Add. Ms. 24,024. f. 105. Zum ersten Mal veröffentlicht Revue rétrospective, No. IX, Juin 1834, aber von ihr fälschlich in das Jahr 1808 gesetzt.

[2]) L. G. Michaud, Histoire de Talleyrand, 103—106. Beugnot, Mémoires, 326—328. Sir Henry Lytton Bulwer, Historical Characters, Talleyrand, Tauchnitz Edition, 186 u. ff.

Als der Brief von Frau von Staël in seine Hände gelangte, war er in Ungnade wie sie.

Ein Jahr später, nach dem traurigen Ende der Erhebung von 1809 und nach Wagram, glaubte Kaiser Franz die Befestigung des Friedens nicht zu theuer mit der Ehre seines Hauses und der Hand seiner Tochter erkauft. Sechzehn Jahre nach dem Tod von Marie Antoinette wurde für eine andere Erzherzogin die bräutliche Feier in den Tuilerien bereitet. — Der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise waren so viele Gnadenakte gefolgt, daß Frau von Staël von verschiedenen Seiten die Nachricht erhielt, auch ihre Verbannung aus Paris werde aufgehoben werden. Ihre Erfahrungen in der letzten Zeit stimmten damit allerdings nicht überein. Als Prospère de Barante 1809 seinen Ueberblick der französischen Literatur veröffentlichte, hatte sie das Buch besprechen wollen; aber kein französisches Zeitungsblatt übernahm die Verantwortung, einem Artikel aus ihrer Feder seine Spalten zu öffnen[1]). Kurze Zeit darauf erschien Benjamin Constant's „Wallenstein", „in Gehalt und Versen unausstehlich", wie Karoline Schelling meinte. Man wußte, daß dieses Drama unter dem direkten Einfluß der in Coppet herrschenden literärischen Theorien entstanden war. Es veranlaßte eine so heftige Controverse in der Presse, daß der Kaiser davon hörte und seine Ansicht in die Wagschale warf. „Benjamin Constant", sagte er zu Roederer, „hat eine Tragödie und eine Poetik gemacht. Diese Leute wollen schreiben und kennen doch nicht die Anfangsgründe der Literatur. Er soll Poetiken lesen, die von Aristoteles zum Beispiel. Es ist nicht willkürlich, wenn die Tragödie die Handlung auf vierundzwanzig Stunden beschränkt, denn sie bemächtigt sich der Leidenschaften auf ihrem Höhepunkt, in ihrer stärksten Potenz, am Punkt, wo sie weder eine Zerstreuung dulden, noch eine längere Zeitdauer ertragen können. Er will, daß man während der Handlung essen soll! Darum, wahrlich,

---

[1]) Sainte-Beuve, Madame de Staël, Nouveaux Portraits, III, 123.

handelt es sich. Wenn die Aktion beginnt, sind die Mitspielenden erregt, im dritten Akt bricht ihnen der Schweiß aus, im letzten sind sie in Schweiß gebadet" [1]). Schon früher war im Moniteur aus der Feder des Kaisers eine heftige Kritik über „Corinna" erschienen. Es war das dritte Mal, daß er gegen die poetische Theorie sich erklärte, die im Buch über Deutschland wiederkehren sollte. Um so mehr schien es geboten, die Veröffentlichung des Buchs nicht als einen Akt systematischer Opposition darstellen zu lassen. Zuerst wandte man sich im Namen von Frau von Staël an den Fürsten Metternich. Er stand zu jener Zeit in hoher Gunst beim Kaiser, und konnte ruhiger als ein Anderer ihre Sache vertreten, da er nicht zu ihren persönlichen Freunden gehörte. Doch die Antwort, die Metternich erhielt, war dieselbe, mit welcher August von Staël unverrichteter Dinge von Chambéry abgereist war. „Ich will sie nicht in Paris", antwortete der Kaiser. Und als Metternich auf die Gefahr verwies, durch eine solche Art der Behandlung einer Frau Berühmtheit zu geben, entgegnete Napoleon: „Wenn Frau von Staël royalistisch oder republikanisch sein wollte, hätte ich nichts dagegen. Aber sie ist eine Bewegungsmaschine — une machine à mouvement —, welche die Salons in Thätigkeit setzt. Nur in Frankreich ist eine solche Frau zu fürchten, und da will ich sie nicht" [2]).

Es blieb ein letztes Mittel, die Zukunft zu wahren, und Frau von Staël entschloß sich, es anzuwenden. Sie schrieb an den Kaiser: »Sire, je prends la liberté de présenter à Votre Majesté mon ouvrage sur l'Allemagne. Si elle daigne le lire, il me semble qu'elle y trouvera la preuve d'un esprit capable de quelque réflexion, et que le temps a mûri.

Sire, il y a dix ans que je n'ai vu Votre Majesté, et huit que je suis exilée. Huit ans de malheurs modifient

[1]) Roederer, Oeuvres, III, 547.

[2]) Fürst Richard Metternich, Aus Metternich's nachgelassenen Papieren, I, 286, III, 447.

tous les caractères, et le destin enseigne la résignation à ceux qui souffrent.

Prête à m'embarquer, je supplie Votre Majesté de m'accorder la faveur de lui parler avant mon départ. Je me permettrai une seule chose dans cette lettre; c'est l'explication des motifs qui me forcent à quitter le continent, si je n'obtiens pas de Votre Majesté la permission de vivre dans une campagne auprès de Paris, pour que mes enfants y puissent demeurer.

La disgrâce de Votre Majesté jette sur les personnes qui en sont l'objet une telle défaveur en Europe, que je ne puis faire un pas sans en rencontrer les effets; les uns craignant de se compromettre en me voyant, les autres se croyant des Romains en triomphant de cette crainte, les plus simples rapports de la société deviennent des services qu'une âme fière ne peut supporter. Parmi mes amis, il en est qui se sont associés à mon sort avec une admirable générosité, mais j'ai vu les sentiments les plus intimes se briser contre la nécessité de vivre avec moi dans la solitude, et j'ai passé ma vie depuis huit ans entre la crainte de ne pas obtenir de sacrifices et la douleur d'en être l'objet.

Il est peut-être ridicule d'entrer ainsi dans le détail de ses impressions avec le souverain du monde, mais ce qui vous a donné le monde, Sire, c'est un souverain génie, et, en fait d'observation sur le cœur humain, Votre Majesté comprend depuis les plus vastes ressorts jusqu'aux plus délicats. Mes fils n'ont point de carrière; ma fille a treize ans, dans peu d'années, il faudra l'établir. Il y aurait de l'égoïsme à la forcer de vivre dans les insipides séjours où je suis condamnée. Il faudrait donc aussi me séparer d'elle! Cette vie n'est pas tolérable, et je n'y vois aucun remède.

Sur le continent, quelle ville puis-je choisir où la disgrâce de Votre Majesté ne mette un invincible obstacle à

l'établissement de mes enfants, comme à mon repos personnel? Votre Majesté ne sait peut-être pas elle-même la peur que les exilés font à la plupart des autorités de tous les pays, et j'aurais, dans ce genre, des choses à lui raconter qui dépassent sûrement ce qu'elle aurait ordonné.

On a dit à Votre Majesté que je regrettais Paris à cause du Musée et de Talma. C'est une agréable plaisanterie sur l'exil, c'est-à-dire sur le malheur que Cicéron et Bolingbroke ont déclaré le plus insupportable de tous. Mais quand j'aimerais les chefs-d'œuvre des arts que la France doit aux conquêtes de Votre Majesté; quand j'aimerais ces belles tragédies, images de l'héroïsme, serait-ce à vous, Sire, à m'en blâmer? Le bonheur de chaque individu ne se compose-t-il pas de la nature de ses facultés? et si le ciel m'a donné des talents, n'ai-je pas l'imagination qui rend les jouissances des arts et de l'esprit nécessaires? Tant de gens demandent à Votre Majesté des avantages réels de toute espèce, pourquoi rougirais-je de lui demander l'amitié, la poésie, la musique, les tableaux, toute cette existence idéale dont je puis jouir sans m'écarter de la soumission que je dois au monarque de la France?«[1]) Der Ton dieses Schreibens war ehrerbietig ohne Schmeichelei; die Mutter glaubte sich nicht durch eine Bitte zu erniedrigen; die Frau machte keine Zugeständnisse. Der Brief verdiente, verstanden zu werden: er wurde wenigstens unverzüglich beantwortet.

Am 23. September hatte Frau von Staël ihren letzten Druckbogen korrigirt. Zwei Tage später vernahm der Generaldirektor der Presse, Portalis, daß das Verlagsgeschäft polizeilich geschlossen und 5000 — Frau von Staël sagt 10,000 —

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 165—166. Madame de Staël à l'Empereur Napoléon, 1810. (Undatirt.)

Exemplare ihres Buchs konfiszirt worden seien. Portalis schrieb auf diese Nachricht hin unverzüglich an den Polizeiminister, jetzt nicht mehr Fouché, sondern Savary, Herzog von Rovigo, um sich zu informiren, ob besondere Beweggründe ihn veranlaßt hätten, von den gesetzlichen Vorschriften abzusehen, denn die Prüfung des Werkes durch den kaiserlichen Censor sei noch nicht vollendet. Der Minister entgegnete, solche Beweggründe seien thatsächlich vorhanden, das Buch sei verdächtig, und die Verfasserin empfange beständig Besuche, nicht nur von Fremden, sondern von einigen Royalisten und Funktionären des Departements Loir-et-Cher. Der Kaiser fürchte die Exaltation von Frau von Staël, die Proselyten machen könne. Er wolle Subordination und eine ganz korrekte politische Haltung. Während General Savary diese Antwort ertheilte und seine Maßregeln aufrecht erhielt, reichten die Censoren am 29. September ihr Gutachten ein. Diese Censoren waren Delasalle, ein Unbekannter, und Pellenc, allen Lesern von Mirabeau's Briefen als Sekretär desselben wohlbekannt. Letzterer bemerkte, die Verfasserin habe im Ausland sich in nachtheiliger Weise über französische Zustände geäußert, stets eine oppositionelle Haltung bewahrt und in letzter Zeit unter dem Einfluß von A. W. Schlegel, eines Verächters der französischen Literatur geschrieben. In ihrem Buch seien die Franzosen den Deutschen untergeordnet und der Kaiser nicht erwähnt. Der Censor Delasalle wollte nicht zurückbleiben und fand die Werke von Schiller, Lessing und Goethe sehr über Verdienst darin gepriesen. Das Buch, sagte er, sei ohne Klarheit, Methode und Logik gemacht. Mit Pellenc einigte er sich dahin, daß die Veröffentlichung unter der Bedingung gestattet werden solle, elf besonders anstößige Stellen zu streichen.

Die erste derselben war die folgende: „Ich denke, wir beabsichtigen nicht, das literärische Frankreich mit einer chinesischen Mauer gegen das Eindringen fremder Ideen zu umgeben". Eine andere Stelle lautete: „Ein Mensch kann entgegengesetzte

Elemente gewaltsam vereinigen; bei seinem Tod fallen sie auseinander."

Indeß dieses in Paris geschah, machte Frau von Staël, noch in falsche Sicherheit gewiegt, zu ihrer Erholung einen kleinen Ausflug mit einigen Freunden. Das Ziel war ein Landgut von Mathieu de Montmorency, in der Nähe von Blois, das tief im Walde lag. Montmorency war viel mit ihr, und sprach beruhigend von Dingen, die nichts mit den Sorgen und Mühen des Alltagslebens zu thun hatten. Als die Rückfahrt angetreten werden mußte, verirrte sich die Reisegesellschaft in der unabsehbaren Ebene des Vendômois, und pries sich glücklich, durch die zufällige Begegnung mit einem jungen Mann, der des Wegs geritten kam, Aufnahme im Schloß seiner Eltern zu finden. Dasselbe war durch Sammlungen merkwürdig, welche die Besitzer mit aus Indien zurückgebracht hatten. Das Interesse von Frau von Staël wurde dadurch so gefesselt, daß sie einem nachgeschickten Brief ihres Sohnes, in welchem von Schwierigkeiten in Bezug auf die Veröffentlichung ihres Buchs die Rede war, keinen besondern Werth beilegte, und in die von der Censur geforderten Aenderungen sich zu fügen versprach. Erst das Verhalten ihrer Freunde machte sie bedenklich, denn diese wußten bereits durch den inzwischen eingetroffenen August von Staël, was geschehen war. Mathieu de Montmorency theilte ihr dann so schonend als möglich mit, daß die ganze Auflage ihres Buchs von der Polizei mit Beschlag belegt und ihr seit dem 24. September der Befehl ertheilt sei, Frankreich binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen und sich entweder nach Coppet oder nach den Vereinigten Staaten zu begeben.

Nur dem persönlichen Wohlwollen des Präfekten von Loir-et-Cher, Baron Corbigny, war es zu danken, daß das Manuskript des Werkes gerettet werden konnte. Er hatte den Befehl, es einzuliefern, begnügte sich aber indessen mit einer mangelhaften Copie, und die Frist wurde dazu benützt, das Manuskript in

Sicherheit zu bringen[1]). »Cette nouvelle douleur me prit l'âme avec une grande force«, heißt es in den »Dix années d'exil«. Aber sie suchte Ruhe zu bewahren, und vor Allem blieb sie würdig. Auf ihre Bitte gingen Schlegel und ein in der Correspondenz ihrer Freunde oft genannter Russe, Baron Balk, nach Paris, um zu sehen, was in der Sache noch gethan werden könne. Ihre nächste Befürchtung war die, ihr Buch mit Veränderungen, die sie nicht gebilligt hatte, oder gar mit Zusätzen erscheinen zu sehen, die ihrer Gesinnung widersprachen. Schlegel hatte ferner den Auftrag, im Namen von Frau von Staël auf die Beschuldigung, daß sie den Kaiser nicht genannt habe, zu erwidern, ihre Lage mache ihr ein solches Verhalten zur Pflicht. Ein Lob, das den Verdacht erwecken könne, als sei es aus Interesse gespendet, sei des Kaisers nicht würdig. Vom Polizeiminister begehrt sie eine kurze Frist, um die nöthigen Vorbereitungen zur Rückkehr in die Schweiz oder zur Einschiffung zu treffen[2]). Sie wollte ein amerikanisches Fahrzeug zur Reise benützen, aber jedenfalls England berühren, bevor sie Europa verließ. Die Rückantwort des Herzogs von Rovigo, vom 3. Oktober, gewährte diese Bitte. Dann schrieb er: „Die Ursache des gegen Sie erlassenen Befehls ist nicht in Ihrem Stillschweigen in Bezug auf den Kaiser zu suchen. Es wäre ein Irrthum, das zu glauben, denn er hätte in Ihrem Buch keine seiner würdige Stelle gefunden. Ihre Verbannung ist die natürliche Folge der von Ihnen seit einer Reihe von Jahren bewahrten Haltung. Es schien mir, als ob die Luft dieses Landes Ihnen nicht zusagte, und wir sind noch nicht genöthigt, bei den Völkern, die Sie bewundern, nach Vorbildern und Mustern für uns zu suchen.

---

[1]) Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. I. Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 175—183. Appendice, 347—359.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 172. Madame de Staël à Madame Récamier, 5 Oct. 1810.

„Ihr letztes Werk ist nicht französisch; ich bin es, der die Drucklegung desselben sistirt hat. Den Verlust für den Buchhändler bedaure ich, aber erscheinen kann ich es nicht lassen.

„Sie wissen, daß mein Vorgänger im Amt Ihnen nur unter der Bedingung der von Ihnen gewünschten Abreise nach Amerika gestattet hat, Coppet zu verlassen. Der Ihnen zeitweilig bewilligte Aufenthalt im Departement von Loir-et-Cher hob die frühere Bestimmung nicht auf. Sie zwingen mich, heute mit aller Strenge darauf zurückzukommen. Das ist Ihre Schuld, nicht die meinige."

Entscheidend war das Postskriptum: „Ich habe Gründe, Madame, um Ihnen die Häfen von Lorient, La Rochelle, Bordeaux und Rochefort als die einzigen zu bezeichnen, in welchen Sie sich einschiffen können" [1]).

Dieses Postskriptum verschloß England und nöthigte Frau von Staël, zwischen dem direkten Weg nach den Vereinigten Staaten und Coppet zu wählen. Sie entschied sich für das letztere, der vorgeschrittenen Jahreszeit wegen und weil, wie sie sagt, die Hoffnung zu unbestimmt war, auf offener See von den Engländern weggefangen und in einen ihrer Häfen gebracht zu werden. So kam sie nach Hause, „die Flügel hängend, wie die Taube von La Fontaine". Es galt ihr als gutes Zeichen, daß am Abend ihrer Ankunft über dem Dach des väterlichen Hauses ein Regenbogen sich wölbte. Ihre Laune war so wenig getrübt, daß sie auf die Nachricht, Savary habe angeordnet, es sollen aus dem eingestampften Papier ihres Buchs Pappendeckel bereitet werden, gutmüthig entgegnete, man könne ihr wenigstens diese zur Benützung für ihre Hauben überlassen. »Monsieur le général Savary, duc de Rovigo, a envoyé ses grenadiers tout à travers de ma métaphysique, de ma poésie«, schrieb sie an Villers [2]).

---

[1]) Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. I.

[2]) M. Isler, Briefe aus dem Nachlaß von Ch. de Villers, 299. Madame de Staël à Villers, Coppet, 21 Oct. 1810.

Mit der literärischen Laufbahn war es vorläufig zu Ende. Es blieben die Entschädigungen des Privatlebens, der Familie. Auch diese sollten verbittert werden. Den beiden Söhnen von Frau von Staël wurde der Aufenthalt in Frankreich, selbst das Ueberschreiten der Grenze, ohne besondere Erlaubniß verboten. Ungefähr zu derselben Zeit verfiel Corbigny, der Präfekt von Loir-et-Cher, in die kaiserliche Ungnade, weil er die Befehle seiner Vorgesetzten zu schonend durchgeführt, besonders deswegen, weil er dadurch das Manuskript »De l'Allemagne«, dessen man nicht mehr habhaft werden konnte, gerettet hatte. Er nahm sich das Loos, welches ihn traf, so sehr zu Herzen, daß er der Krankheit, die ihn im blühenden Mannesalter dahinraffte, keinen Widerstand leistete. Das nächste Opfer war Barante, der Präfekt von Genf. Er erhielt den Befehl, alle Schriftsachen in Coppet zu versiegeln und begnügte sich statt dessen mit einer schriftlichen Erklärung von Frau von Staël, ähnlich derjenigen, die sie in Chaumont abgegeben hatte, und worin sie versprach, das Buch über Deutschland in andern Ländern des Kontinents weder selbst drucken noch durch Andere veröffentlichen zu lassen [1]. Doch wurde im offiziellen Paris geleugnet, daß dies der Grund der Unzufriedenheit des Kaisers sei, und dafür geltend gemacht, daß Barante der Kaiserin Josephine, als sie im Herbst 1810 durch Genf kam, ein Fest gegeben habe. Im Dezember wurde er abberufen und durch einen gewissen Herrn Capelle ersetzt, der an Unterwürfigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Der entlassene Präfekt lehnte den Vorschlag, in die kaiserliche Universität überzutreten, ab und zog sich ins Privatleben zurück [2]. Inzwischen machte der Buchhändler Nicole, der das Buch in Verlag genommen hatte, Bankerott, und sein Verlust wurde auf 50,000 Franken geschätzt. Die Censur entschädigte ihn mit 500 Franken für das Papier des inzwischen eingestampften

---

[1]) Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 371—372.

[2]) Bardoux, Le Comte de Montlosier et le Gallicanisme, 159—162. Montlosier à Barante, Déc.—Janvier 1810—1811.

Buchs; Frau von Staël sandte 15,000 Franken, aber der Mann ging doch zu Grunde. „Wie?", sagte Savary, als Klagen über das Vorgefallne laut wurden, „sollten wir fünfzehn Jahre lang Krieg geführt haben, damit eine so berühmte Frau nichts von uns zu sagen wüßte!" [1]) „Unsere Literatur", schrieb ein offizieller Kritiker, „ist zu eifersüchtig auf ihre Ehre und auf ihre Anrechte, um dieselben so leichthin an Frau von Staël abzutreten" [2]). Kurze Zeit darauf eilte Gérando, zum Mitglied der römischen Consulta ernannt, durch Genf, ohne daß weder er noch seine Frau die Gelegenheit zu einem Besuch bei der Freundin in Coppet benützten. Sie fühlte es tief. „Ich habe zu große Achtung vor Ihrem Charakter und Ihrem Leben", antwortete sie auf einen Entschuldigungsbrief von ihm, „um zu beurtheilen, was ich nicht verstehe. Ich beklage die Verhältnisse, die über eine Freundschaft, welche ich unerschütterlich glaubte, ihren Schleier geworfen haben. Wir haben gegenseitige Beziehungen, durch welche ich auf indirektem Weg von Ihnen hören werde; sie ermöglichen es mir, auf bessere Zeiten zu warten". Nur in einem Brief an Camille Jordan ließ sie sich zur Bemerkung hinreißen, auch in der Freundschaft bliebe Gérando Philanthrop: man habe Almosen zu fürchten [3]). Der Herzogin Luise schilderte sie das Vorgefallne, und wie sie dafür gestraft werde, die Deutschen, und insbesondere die Preußen, zu sehr gepriesen zu haben, von welchen der Kaiser behaupte, es werde doch niemals gelingen, Männer aus ihnen zu machen [4]). Hier hat das Ge-

---

[1]) Sainte-Beuve, Camille Jordan. Nouveaux Lundis, XII, 255. Madame de Staël à Camille Jordan, Coppet, 1 Nov. 1810.

[2]) Amar de Rivier, Quinzaine littéraire, 1810.

[3]) Sainte-Beuve, Camille Jordan. Nouveaux Lundis, XII, 255. Madame de Staël à Camille Jordan, Genève, 16 Janvier 1810. Baron de Gérando, Lettres inédites, etc., 75. Madame de Staël à Gérando, (1810).

[4]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 174—176. Madame de Staël à la Duchesse Louise, Coppet, 20 Oct. 1810.

dächtniß von Frau von Staël sie in soweit getäuscht als die Aeußerung, wie sie es selbst in einem Brief an Camille Jordan erzählt, von Savary gethan worden war. „Es ist leichter, Muskatwein aus sauren Trauben zu machen", hatte er erläuternd hinzugefügt[1]). Nach dem Abfall von York, am 1. März 1813, that Napoleon die Aeußerung, die Preußen seien keine Nation, sie hätten keinen nationalen Stolz, sie seien die Gascogner von Deutschland. »Les Prussiens sont des éventuels. Nous les avons toujours méprisés«[2]).

Sich selbst aber sprach eines Tags der Kaiser ein Verdammungsurtheil, vernichtender als alle Anklagen seiner Gegner. „. . . . Fontanes, wissen Sie, was mich auf dieser Welt mehr als alles Andere in Erstaunen setzt?" sagte er im September 1808 zum Dichter, den er eben zum Großmeister der Universität ernannt hatte; „es ist die Unfähigkeit der rohen Gewalt, irgend etwas zu organisiren. Es gibt in der Welt nur zwei Dinge, das Schwert und den Geist. Durch Geist verstehe ich den Geist der religiösen und bürgerlichen Institutionen . . . Mit der Zeit ist es immer das Schwert, das durch den Geist geschlagen wird"[3]).

---

[1]) Sainte-Beuve, Camille Jordan. Nouveaux Lundis, XII, 255. Madame de Staël à Camille Jordan, 1 Nov. 1810.

[2]) W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege, I, 89, Note.

[3]) Sainte-Beuve, Fontanes. Revue des Deux Mondes, 1838, 645.

Fünftes Kapitel.

Als man von der willkürlichen und brutalen Verfolgung hörte, der Frau von Staël zum Opfer gefallen war, glaubte man so ziemlich allgemein, daß sie den Schlag, der sie in ihrer vollen Produktionskraft getroffen hatte, nicht überwinden werde. Man ging dabei von der gewöhnlichen Voraussetzung aus, welche die inneren Wandlungen von den äußeren Schicksalen abhängig macht, und eben darin täuschte man sich. Ueber sie, welche die Gedanken der Menschen im Guten und im Schlimmen so viel beschäftigte, war im Lauf der Jahre und im Geleit der Prüfungen und der Erfahrungen eine Stimmung gekommen, die des äußern Trostes mehr und mehr entbehren und über Unbill und Beleidigungen sich mit versöhnter Resignation hinwegsetzen konnte.

Irreligiös war Frau von Staël nie gewesen. Zu einer Zeit, wo weltliche Interessen und der Antheil an der Politik sie am stärksten beschäftigten, im Lauf des Jahres 1796, regte sie die von einem ihrer Freunde ausgesprochene Zuversicht auf die ewige Fortdauer nach dem Tode zu folgenden Bemerkungen an: „Ueber alle diese großen Fragen habe ich stets nur einen Gedanken bestimmt festgehalten; ich habe immer geglaubt, daß die religiösen Ueberzeugungen dem Wohl des Menschen förderlich seien, und mich selbst so behandelt, wie ich glaube, daß wir Andere behandeln sollen: ich habe gefürchtet, mich der religiösen

Ueberzeugungen zu berauben"[1]). Ein solches noch ganz negatives Bekenntniß, so unzureichend es sein mochte, schloß doch den Gedanken willkürlicher Ablehnung aus. Es konnte auf die Dauer einem Herzen nicht genügen, das ganz besonders dazu vorbestimmt war, unruhig zu bleiben, bis es, von sich selbst befreit, empfunden hatte, wie „. . . alles Drängen, alles Ringen, ist ewige Ruh in Gott dem Herrn"[2]). Ein vager Deismus konnte dazu nicht führen. Die Jugendjahre von Frau von Staël fielen in eine Strömung spottender Negation. Um ihr zu widerstehen, hatte Madame Necker ihrem Glauben die Schutzwehr echter Humanität und streng methodischer Frömmigkeit gegeben. In der letztern fand ihre Tochter sich nicht zurecht. Noch weniger befriedigten später die mystischen Anwandlungen des Baron Staël seine junge Frau. Die Freunde, die ihr am nächsten standen, die Persönlichkeiten, die sie am meisten bewunderte, Mirabeau, Talleyrand, Narbonne, Benjamin Constant, huldigten entweder einem philosophischen Eklektizismus, „der die Dinge nach dem Licht der Vernunft, nicht nach hergebrachter Ueberlieferung" beurtheilt wissen wollte[3]), oder sie waren Epikuräer. Bei den Einen fesselte sie der höchste, geistige Feinsinn, die vollendete Kultur und Lebenskunst, bei den Andern eine Toleranz, deren Verdienst sie überschätzte. Verdienstlich ist sie wohl nur dann, wenn sie von Solchen geübt wird, die selbst eine Ueberzeugung haben. Ein Einfluß freilich, und zwar der mächtigste von allen, fiel bei Frau von Staël zu Gunsten ernster Religiosität in die Wagschale. Es war der ihres Musters und Vorbilds in allem Guten, ihres Vaters. Inmitten der Verneinungen eines dogmatischen Unglaubens bekannte sich Necker mehr und mehr zu den Lehren des Evangeliums als Einer, der christlich leben und sich darauf vorbereiten wollte, christlich zu sterben.

---

[1]) Roederer, Oeuvres, VIII, 645. Madame de Staël à Roederer, Lausanne, 20 Août 1796.

[2]) Goethe, nach Giordano Bruno.

[3]) Madame de Staël, Considérations, I, 189.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz war auf seinen besondern Wunsch in seiner nächsten Umgebung nie mehr von Politik, um so mehr aber von Religion die Rede. Die Bibliothek von Coppet war reich nicht nur an religiösen Schriften, sondern auch an Werken der Controverse[1]). Wenn Frau von Staël ihrem Vater das höchste Lob spenden wollte, so verglich sie ihn mit Fénelon, der ihr, der Protestantin, der Typus des Menschenfreundes blieb. Gerade für Frau von Staël mußte sich der Ausspruch von Goethe bewahrheiten, daß wir nur von Jenen lernen, die wir lieben. Als Lacretelle 1802 nach Coppet kam, fand er sie kaum weniger als ihren Vater mit den ewigen Räthseln des Menschendaseins beschäftigt, und in seiner Wiedergabe der Gespräche von damals läßt sich zuweilen ihre Stimme noch deutlich unterscheiden. Sie sprach von der Empfindung innerer Leere, welche auch die angestrengteste Thätigkeit nicht auszufüllen vermöge, von glücklichen und seltenen Augenblicken ihrer sonst so weltlichen Existenz, in welchen ein Bedürfniß und Verlangen nach der Gottheit sie ergreife, und die beseligende Vision der Heiligen ihr verständlich werde. Sie habe wenigstens den Kampf gegen alle harten und lieblosen Regungen, gegen alle Theorien, die das Heiligthum des Gewissens fälschen, gegen alle Vorspiegelungen trügerischer Größe begonnen. Dem Gott der Liebe wolle sie durch hülfreiche Liebe für alle seine Geschöpfe dienen und sich so vorbereiten »d'aborder le terrible tête-a-tête avec Dieu«.

Sie fühle zuweilen, daß ihr kein langes Leben beschieden sein werde, daß ein Mißverhältniß zwischen ihrem geistigen Vermögen und ihrem Wollen bestehe, daß die Unvollkommenheit, die alles irdische Streben begleite, ihr zur Folter sei, der sie vor der Zeit erliegen müsse. Mit diesem Gedanken habe sie sich versöhnt und ihre Vernunft Ihm unterworfen, der von den Menschen Vater genannt sein wollte[2]).

[1]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, II, 178, 449.

[2]) Lacretelle, Testament philosophique et littéraire, II, 73 u. ff., 103.

Während ihres Aufenthalts in Weimar hatte Frau von Staël eine Unterredung mit Goethe, in welcher von den zwei Welten, der geistigen und der sinnlichen, die Rede war. In allem, was auf die Sinnenwelt Bezug habe, meinte sie, könne eine unendliche Abstufung der Geister, eine hohe Superiorität der Phantasie, der Erfindung bestehen; aber über alles, was Geist, was Denken, was Zusammenwirken von Geist und Materie betreffe, davon wisse der letzte ihrer Diener eigentlich so viel als sie, das sei Geheimniß. Im Augenblick, wo wir es enthüllen könnten, würden wir aufhören, Menschen zu sein; denn unter der Bedingung nur sind wir es, daß wir nicht wissen, ob wir fortdauern oder vernichtet werden. Da müssen wir glauben. Alle Grübelei darüber könne ihren formalen Nutzen haben, aber sie bringe keinen Schritt weiter. Es seien zwei Auswege offen, zur Scholastik und zur Mystik. „Wir spalten Atome", fügte sie hinzu, „und geben leeren Schulphrasen eine vergeistigte Existenz, oder wir versenken uns in die Tiefen von Madame Guyon. Laßt uns also die Grenzen der Menschheit erkennen" [1]).

So lange Necker lebte, ließ sich das religiöse Problem im Dasein seiner Tochter nie ganz zurückdrängen. Nach seinem Tode wurde sie es vollends nicht mehr los. Er, der während seines Lebens ihr Beschützer gewesen war, wurde nun ihr Schutzgeist, und verwies nach oben.

Bereits in den Gesprächen mit Lacretelle hatte Frau von Staël sich zum Christenthum bekannt. Allein sie war eine aufrichtige Natur und wußte wohl, wie es mit ihrem Bekenntniß desselben beschaffen war. Von der Täuschung, als ob im menschlichen Herzen Alles wohlbestellt sei, war sie längst geheilt; in jene andere, als ob der Mensch mit einem getheilten Herzen vor Gott hintreten dürfe, war sie niemals verfallen. Wohl aber mochte sie sich in des Dichters Worten fragen:

»La foi qui n'agit point est-ce une foi sincère?«

---

[1]) H. Düntzer, Goethe und Karl August, II, 469.

Mitten unter den leidenschaftlichen Konflikten, welchen „Delphine" die Entstehung verdankte, stellte sich die Verfasserin die Frage, was denn unsere Schmerzen mit unsern Pflichten gemein hätten. „Ist Tugend nicht derselbe Begriff, wie in den Tagen unseres Glückes geblieben?" fragt diejenige, welche die eigensten Gedanken der Verfasserin ausspricht; „sollte sie weniger Macht über uns haben, weil der Moment da ist, zu thun, was wir bisher nur bewunderten?" [1])

Als „Corinna" erschien, verzeichnete J. Mackintosh den Fortschritt in den Anschauungen der Verfasserin. Zwar, sagt er, nicht die Erkenntniß vom Wesen der Dinge, die bei ihr eine unvollständige sei, wohl aber die Erkenntniß der menschlichen Natur verweise ihre Vernunft auf die Nothwendigkeit des Glaubens [2]).

Ein anderer, tiefsinniger Beobachter ist durch die Lektüre desselben Buchs zu Betrachtungen angeregt worden, die, weit über den ursprünglichen Gegenstand, in alle Tiefen des menschlichen Herzens dringen. „Wäre es denn wirklich so", schreibt Alexandre Vinet, „daß gerade Diejenigen, die mehr als Andere lieben, sich damit der Gefahr aussetzen, weniger geliebt zu werden, und fordert die vertrauende Hingebung wahrer Neigung wirklich den Undank heraus? Läge darin eben eines der Geheimnisse des Herzens und des Lebens? Wenn dem so wäre, dann wahrlich gebe es nichts Tragischeres auf Erden. Eben diese Voraussetzung aber liegt zum Theil der Tragik von Corinna zu Grunde. Ihr Unglück ist dieses, daß sie zu übermäßig liebt. Nicht nur das Martyrium einer überlegenen, weiblichen Natur, das Martyrium des Genius überhaupt, vergegenwärtigt sich in einem Schicksal, dessen letzte Ursachen in der menschlichen Natur selbst verborgen liegen, sondern dieses Schicksal ist eben

---

[1]) Siehe hier Bd. II, Kap. VII, 405—406.

[2]) Sir J. Mackintosh, Memoirs, I, 408.

jenes der Liebe, und darin liegt wie eine Offenbarung. Die Liebe ist kein Handel, sie ist ein Opfer, und als solches muß sie in dieser trüben Welt geübt werden. Lieben heißt zum Altar gehen, heißt auf Gegenliebe verzichten; nur der liebt wirklich, dem die Liebe selbst der höchste Lohn der Liebe ist, und damit ein so erhabenes und zugleich so feierlich ernstes Gefühl in uns lebe, ist es nach dem Wort und der Erfahrung des Apostels der Nationen vorbestimmt, „daß, je mehr wir lieben, wir desto weniger geliebt werden“ [1]). Das letzte Ziel so schmerzlicher Betrachtungen ist das Kreuz, wo, von der ganzen Welt verlassen, die Liebe in der Verlassenheit siegt. So betrachtet, ist „Corinna“ nicht die Leidensgeschichte einer Frau, oder die beredsame Klage über das endliche Schicksal des Ruhms und des Genies. . . . „Corinna“ ist vielmehr eine Elegie über die Bestimmung des Menschen hienieden, und ihr ist die Dornenkrone des Schmerzes tief in die Stirn gedrückt“ [2]).

In ähnlicher Stimmung hatte Frau von Staël das Werk vollendet. Als es 1807 erschien, war die längst angebahnte Umkehr von den Doktrinen des humanitären Spiritualismus zu jenen des Christenthums entschieden. Es sind sehr geringe Anhaltspunkte darüber vorhanden, wie Frau von Staël zur dogmatischen Lehre ihrer eigenen kirchlichen Gemeinschaft sich verhielt, deren Gottesdienste sie in Coppet und Genf besuchte. Ihr Schweigen bestätigt nur, daß sie, wie überhaupt die Generation, welcher sie angehörte, den Nachdruck auf die ethischen Forderungen des Christenthums legte. »Un latitudinarisme piétiste«, nannte später der Herzog von Broglie den religiösen Standpunkt seiner Schwiegermutter. Die christlichen Dogmen stellte sie in spätern Jahren so wenig in Frage, daß sie sich von der lange festgehaltenen Anschauung der von der Religion getrennten

---

[1]) Zweiter Brief an die Korinther, XII, 15.

[2]) Alexandre Vinet, Études sur la littérature française au XIX siècle, I. Madame de Staël et Chateaubriand; Corinne.

natürlichen Moral bestimmt lossagte[1]). Es ist Alexandre Vinet nicht entgangen, daß Herzensdemuth ein Zug von Corinna ist, die er geradezu „eine demüthige Seele" nennt und innerlich demüthig, bei allem Selbstbewußtsein in Bezug auf ihr Talent, ist auch die Verfasserin von „Corinna" von Madame Necker de Saussure, die sie am besten kannte, genannt worden[2]). Das Buch war kaum erschienen, als Frau von Staël an Gérando schrieb: „Ich sehe wohl, daß ich zum Leiden geboren bin, und darüber habe ich mir ein ganzes religiöses System geschaffen. Ich habe mir schwere Vorwürfe über mein Verhalten, zur Zeit, wo es mir wohl erging, zu machen, und gehe um so strenger mit mir ins Gericht, als ich an die ewige Gerechtigkeit glaube und seit vier Jahren so viel geweint habe, daß ich es wohl verdient haben muß. Sie machen mir mein Stillschweigen in Bezug auf meine religiöse Gesinnung zum Vorwurf. Wohl erst dann, wenn Gutes zu berichten ist, werde ich darüber sprechen können. Indessen bin ich in diesem Punkt so ängstlich für meine Kinder besorgt, daß ich würdige Nachkommen meines Vaters zurückzulassen hoffe"[3]).

Der immer schärfer sich betonenden inneren Läuterung schienen die äußeren Umstände entgegenzukommen.

Unter den beständigen Bedrohungen und Erschütterungen von Außen erwachte überhaupt das Bedürfniß nach einem höheren Halt, nach einer Ordnung der Dinge, „nicht von Unten hinauf, sondern von Oben herab", auf die Kant als auf die einzige verwiesen hat, von welcher der Fortschritt zum Bessern erwartet werden könne. Selbst Denjenigen, für welche die Annäherung an die christlichen Ueberzeugungen nur ein Durch-

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne 3ème partie, Chap. XII, XIII, XIV.

[2]) Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël. Die Abschnitte Société et Conversation, und Effets du temps.

[3]) Baron de Gérando, Lettres inédites et souvenirs biographiques, etc., 72. Madame de Staël à Gérando, 16 Juillet 1807.

gangspunkt war, lernte die Noth beten. „Ich bin in den letzten zehn Jahren durchaus christlich geworden und betrachte das Christenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt", äußerte Gentz 1811. „Alles, was in mir noch jugendlich ist, habe ich dieser wohlthätigen Revolution zu danken"[1]). „Fühlen Sie nicht", schrieb um dieselbe Zeit Adam Müller dem Freund, „wie das alte Weltreich des Glaubens, je mehr es draußen zerfällt, um so fester und reiner in Ihrer Seele sich erhebt? Für wen ist denn die Ernte all' dieser unglücklichen Tage, für unsere scheinbar glücklichen Feinde, oder für uns?" . . . „Ich danke Gott, daß er mich durch die anbellende Gemeinheit immer stolzer befestigen läßt in dem Weltgedanken der Freiheit, den ich mit dem Gesetz Gottes versöhne"[2]). Die Revolution, meinte auch er, müsse innerlich bekämpft werden. Ueber die Art und Weise, wie das bewerkstelligt werden konnte, gingen die Wege auseinander.

Die Häupter der französischen religiösen Reaktion, J. de Maistre und Bonald, blieben dem historisch überlieferten Zug der eigenen Nationalität treu, der fast unentwegt auf eine strenge, selbst unduldsame Auffassung der Religion, auf eine ascetische Interpretation ihrer Lehre verweist, der die Protestanten zum Calvinismus, die Katholiken nach Port-Royal, in die Karthause und nach La Trappe führte. Nicht der Neuerer Chateaubriand, der einen ästhetischen Katholicismus auferbaute, sondern Bonald und De Maistre huldigten diesem nationalen Zug, indem sie für ihre politisch-religiöse Doktrin dieselben Ansprüche unbeugsamer Orthodoxie erhoben, die sonst nur den kirchlichen Lehren zukamen.

Der Ultramontanismus von De Maistre verwarf die tausendjährige Tradition der französischen Kirche, und die Theokratie von Bonald war ihr nicht weniger fremd. Aber beide wußten, daß die Neigung zu Extremen den französischen Nationalcharakter

---

[1]) G. Schlesier, F. Gentz, vertraute Briefe. An Rahel 8. Aug. 1810.

[2]) Fr. Gentz und Adam Müller, Briefwechsel, 124. A. Müller an Gentz, 25. Dez. 1807, 5. Juni 1810.

beherrsche. J. de Maistre sagt ausdrücklich: »La Révolution était une œuvre française, donc une œuvre exagérée«[1]. Und ihrem Medusenhaupt hielten er und Bonald den Krystallschild absoluter Autorität entgegen. Sie hatten es den Wortführern von 1793 abgelauscht, wie das Flittergold geistreicher Paradoxen für gemünzte Wahrheit in Umlauf gesetzt werden könne. Nach Danton, nach Robespierre, nach Bonaparte, diskutirten sie nicht mehr: sie dekretirten. „Die Thorheiten kluger Leute, die Extravaganzen geistreicher Köpfe, die Verbrechen braver Bürger, das", sagte Bonald, „sind die Revolutionen". Nichts war ihm verabscheuungswürdiger als der Gedanke einer Transaktion mit dem neuen Frankreich. Die Menschen, äußerte er, könne man nicht von der Gerechtigkeit überzeugen, man müsse sie dazu zwingen; deshalb sei die absolute Gewalt in seinen Augen die beste[2]. „Es gibt keine menschliche Gesellschaft ohne Regierung", erklärt De Maistre, „keine Regierung ohne Souveränetät, keine Souveränetät ohne Unfehlbarkeit. Das letztere Privilegium ist so durchaus nothwendig, daß die Unfehlbarkeit selbst bei weltlichen Regierungen (wo sie nicht ist) vorausgesetzt werden muß, wenn ihre Auflösung überhaupt verhindert werden soll"[3]. So lautete das Prinzip. Seine konsequente Durchführung erweckte keine Bedenken bei „dem katholischen Voltaire". „Nichts ist so wahr", schreibt er, „als daß Gewalt nur durch Gewalt zurückgestoßen werden kann". Der Aufforderung eines Freundes, der Individuen zu schonen, begegnete er merkwürdig genug mit den Worten: „Das, mein Herr, ist eine französische Täuschung. Seien Sie überzeugt, daß, so lange man nicht die Personen angreift, man nichts gegen die Meinungen gethan hat"[4].

In denselben neunziger Jahren, in welchen durch die ersten

---

[1]) J. de Maistre, Considérations sur la Révolution.

[2]) Bonald, Pensées, II, und Discours à la chambre, 1816.

[3]) J. de Maistre, Du Pape, I, XIV.

[4]) J. de Maistre, Lettres inédites, publiées par Collombet, Lyon, 1843.

Werke von Bonald und J. de Maistre der Grund zum streitbaren politischen Katholicismus des neunzehnten Jahrhunderts gelegt wurde, suchten Andere die Befriedigung des religiösen Gefühls in den Tiefen des beschaulichen Lebens und einer stillen Gottesbetrachtung, an welcher die Stürme der Zeit lautlos vorüberzogen. Auch diese Richtung fand Vertreter in Frankreich. Der merkwürdigste derselben war der 1743 geborne Louis Claude de Saint-Martin, der später unter dem Namen le philosophe inconnu bekannt wurde. Seit dem Kindesalter mit Problemen des inneren Lebens beschäftigt, aber von seinem Vater zur Wahl eines bestimmten Berufes veranlaßt, wurde er als Offizier der Schüler von Martinez de Pasqualis, dessen Geheimlehren er später zu wenig einfach für sein religiöses Bedürfniß fand. Saint-Martin gab nach wenigen Jahren die militärische Laufbahn wieder auf, allein es blieb ein eigenthümlicher Zug seines Wesens, daß er die innere Sammlung bewahrte, ohne sich äußerlich von der Welt zu trennen. Eine warme Freundschaft verband ihn in Paris mit der Marschallin von Noailles, in deren Familie Frau von Staël als junge Frau so häufig verkehrt hatte. Mit einem seiner eifrigsten Anhänger, dem Fürsten Alexis Gallitzin reiste er 1787 nach Italien, wo die Gräfin von Albany ihn näher kennen lernte. Dort wie in der Heimath erschien er vielen seiner Zeitgenossen als „einer jener auserwählten Geister, die von Zeit zu Zeit gleich Wesen höherer Ordnung unter den Menschen wandeln, damit deren ursprüngliche Würde und Schönheit in Abbildern sichtbar bleiben“ [1]). Seit 1788, während eines längeren Aufenthalts in Straßburg, mit dem deutschen Mystiker Jakob Böhme vertraut geworden, fand Saint-Martin in den Schriften desselben einen Geist, den er als seinem eigenen verwandt erkannte. Er betrachtete es als einen Theil seiner Aufgabe, ihn zu studieren, auszulegen, und sein Verständniß zu vermitteln. Der geistige

---

[1]) Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten, I, 404.

Nachlaß des armen sächsischen Schusters und die von den Eingeweihten als Geheimlehre aufgefaßten Schriften des französischen Theosophen sammelten eine Gemeinde von begeisterten Anhängern, für welche in Deutschland der Boden wohl vorbereitet war.

Seit Klopstock, der seinen Dichterberuf als Priesteramt aufgefaßt wissen wollte, von dem der Franzose de Serre sagt, man müsse ein reines Herz haben, um über ihn reden zu dürfen[1]), hatte es nicht an Solchen gefehlt, die den Zug nach Oben in der Dichtung wie im Leben festhielten. Bei Hamann finden sich durch seine Definition, „Vernunft ist Sprache", in überraschender Uebereinstimmung schon viele der Ideen, die später Bonald entwickelte, obwohl er aller Wahrscheinlichkeit nach den Namen Hamann's nie hatte nennen hören. Claudius, der von Niebuhr „einer der Allerersten, dem Werthe nach" genannt wird, übersetzte Saint-Martin's „Irrthum und Wahrheit", und Schriften von Fénelon, und vertraute den Schatz seines frommen Liedes dem Volk. Hölty dichtete in demselben Geiste das unvergeßliche Gebet:

„Stärke mich durch Deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!"

Durch das Fräulein von Klettenberg und die Fürstin Gallitzin, durch Klopstock und durch persönliche Freunde, Jung-Stilling, Lavater, die Geschwister Friedrich Leopold und Auguste Stolberg, theilweise auch durch Jakobi, trat diese Richtung in den Erfahrungskreis von Goethe. Nachdem auch sie ihm historisch geworden war, verdunkelte sich doch das Bild der Frauen nicht, die sie ihm vermittelt hatten. Der Fürstin Gallitzin gedenkt er in ehrfurchtsvoller Anerkennung. An Auguste Stolberg ist ein Abschiedsschreiben gerichtet, das zu Goethe's schönsten

[1]) Niebuhr, Lebensnachrichten, I, 499, 1811.

Briefen zählt[1]). Während Jahren erschien ihm Lavater „als der größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen“, und er betrachtete sein eigenes Leben, mit dem dieses Mannes verglichen, „wie einen sittlichen Tod“. Herder, Jakobi, Merk, J. von Müller, selbst Wieland urtheilten nicht anders. Wem von so überlegenen und verschieden gearteten Menschen eine so schwärmerische Bewunderung entgegengebracht worden ist, der kann niemals aufhören, Interesse und Anerkennung zu verdienen. Mit Recht ist in Bezug auf die Anklagen von Zeitgenossen über Lavater's Schwärmerei zur Vorsicht gemahnt worden[2]). Andrerseits neigte sein ganz subjektives Christenthum, ebenso wie das von Jung-Stilling, zu Träumen und Phantasien, und der Gegensatz zur trocken nüchternen Moral der orthodox protestantischen Gläubigkeit jener Tage führte zum Pietismus und zu einer mystischen Auffassung der Religion. Während die romantischen Kreise sich dem katholischen Standpunkt näherten, findet sich bei dem jüngeren Geschlecht, das mit dem neuen Jahrhundert auf den Plan trat, dieser mystische Zug bei den verschiedensten Menschen, wenn auch zuweilen nur vorübergehend, betont. Varnhagen übersetzte Saint-Martin's Betrachtungen über die Revolution. Franz von Baader, der Philosoph, dessen Ideen die Aufmerksamkeit und Bewunderung von Schelling und Hegel erweckten, erklärte Jakob Böhme und Saint-Martin für providentielle Erscheinungen in der kleinen Schar der Auserwählten, durch welche die Wahrheit auf Erden sich überliefere. Der Historiker Niebuhr nannte das Tableau naturel des französischen Mystikers „eine Schule der Belehrung, voll kräftiger, erhabener und anziehender Sachen“[3]). Für Schelling war

[1]) Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorff, 17. April 1823.

[2]) Max Koch, Lavater. Allgemeine Zeitung, Beilage, 10. April 1804. F. Munker, Lavater.

[3]) Niebuhr, Lebensnachrichten, II, 98. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten, VI, 303—308.

Jakob Böhme „eine Wundererscheinung in der Geschichte der Menschheit und besonders in der Geschichte des deutschen Geistes". Unter dem Einfluß des Philosophus teutonicus und der Ideen von Baader wurde Schelling's Naturbetrachtung religiös gestimmt und der Grund zur philosophischen Lehre seiner spätern Jahre gelegt [1]).

Zur bloß spekulativen Interpretation der Mystik kam ihre praktische Anwendung unter Andern durch Oberlin, der 1767 Pfarrer zu Waldersbach im Elsässer Rheinthal wurde, und bis 1826 in dieser rauhen, abgelegenen Gegend für das zeitliche und ewige Wohl armer Bauern alle Hülfsmittel praktischer Lebensweisheit und der Gottes- und Menschenliebe aufbot, die alles Irdische im Dienst des Himmlischen gestellt wissen wollte [2]). Von Lavater beeinflußt und mit Jung-Stilling eng befreundet, suchte er wie sie die Geheimnisse des Lebens nach dem Tode zu erforschen. Der patriarchalische Seelsorger, der auf den Feldern seiner Gemeinde eine Musterwirthschaft herstellte, ihre Schulen reformirte und seine Landleute lehrte, die sonst unbeschäftigten Wintertage mit nützlichen Gewerben auszufüllen, hatte in seinem Zimmer eine Wandkarte, auf welcher er das Bild des Zustands in einer andern Welt zu veranschaulichen suchte, während er selbst mit dem Geist seiner verstorbenen Frau verkehrte. Bei Gelegenheit eines Aufenthalts in Carlsruhe 1808, bei Jung-Stilling, lernte Frau von Krüdener Oberlin kennen, den sie in seinem einsamen Pfarrhaus besuchte. Sie hatte seit einiger Zeit von der Religion begehrt, was die Welt nicht mehr zu geben vermochte und war dabei jenem Zug zum Wunderbaren und Geheimnißvollen gefolgt, welcher den nordischen und insbesondere den slavischen Naturen eigenthümlich ist. Den ersten Anlaß dazu boten die Schriften von Madame Guyon, die sie eifrig las. Die Begegnung mit Oberlin wurde entscheidend;

---

1) C. Frantz, Schelling's positive Philosophie, I, 20, 37, III, 181. H. Beckers, J. Böhme, Schelling, Darwin. Allg. Ztg., Beilage, Febr. 1883.

2) Ludwig Spach, Oberlin. Allg. deutsche Biographie.

er bestärkte sie im Eifer, dem Herrn in den Armen und Kranken zu dienen, aber freilich auch im Glauben, daß eine besondere Mission ihr vorbehalten sei. Noch in demselben Herbst kam sie zu längerem Aufenthalt in die Nähe von Genf, und sah dort Frau von Staël wieder. Sie sprach ihr vom Frieden, den sie gefunden habe, unterließ aber, ihr von übernatürlichen Zeichen zu reden und gab sich ihr gegenüber keiner Täuschung über die Gefahr eines mißverstandenen Eifers hin. Man müsse Frau von Staël Gott überlassen, meinte sie richtig genug; Ihm werde sie sich nicht entziehen können [1].

Indessen wurde die Herrin von Coppet mit der von Deutschland ausgehenden geistigen Strömung durch Persönlichkeiten vertraut, die ihr sympathischer waren als die russische Dame, welche damals schon in Verkehr mit Wunderthätern und Prophetinnen gerathen war. Unter dem Einfluß von Mathieu de Montmorency und seines Bruders Friedrich dachte A. W. Schlegel ernstlich daran, ihrem Beispiel zu folgen. Er schrieb an Montmorency, seit die göttliche Gnade ihm die Augen geöffnet habe, betrachte er die Philosophie nur mehr als die Führerin zu einer höheren Erkenntniß, die Dichtung und die schönen Künste als den Abglanz göttlicher Schönheit. Er sei, äußert er weiter, an große geistige Thätigkeit gewöhnt, nun aber wolle er ihr Schweigen gebieten, damit die Entwicklung der intellektuellen Gaben nicht verhängnißvoll für ihn werde. „Meine Gedanken muß ich zu Bundesgenossen werben, damit sie nicht gegen den Glauben sich wenden und mich in den Zustand des Zweifels zurückschleudern, dem ich kaum entgangen bin. . . . . Dieses selbe Bedürfniß erhöht mir den Werth der unter dem Namen Theosophen bekannten religiösen Schriftsteller. In Bezug auf meine Rückkehr in den Schoß der Kirche habe ich noch keinen Entschluß gefaßt, aber die Auf-

[1] Ch. Eynard, Vie de Madame de Krüdener, I, 185, 191. Zu vergl. Sainte-Beuve, Madame de Krüdener, Portraits de femmes.

forderungen dazu sind so dringend und häufig, daß ich mir zum Vorwurf mache, ihnen aus bloß irdischen Motiven zu widerstehen. . . . . Das protestantische Kirchenwesen entspricht meinem Herzen nicht mehr. . . . . Ich bin überzeugt, daß die Zeit nahe ist, wo alle Christen sich im alten Glauben vereinigen werden. Das Werk der Reformation ist gethan. Der Stolz menschlicher Vernunft, der bei den ersten Reformatoren und noch mehr bei ihren Nachfolgern sich fühlbar machte, hat uns so schlecht, besonders während des letzten Jahrhunderts geleitet, daß er mit sich selbst in Widerspruch gerathen ist und sich vernichtet hat. Es ist vielleicht angezeigt, daß Solche, die auf die Meinung ihrer Zeitgenossen Einfluß haben, ihn öffentlich abschwören und so die Vereinigung mit der einen Kirche der alten Tage vorbereiten helfen?

„Ich verehre in den Schriften von Madame Guyon eine lebendige Quelle des Glaubens und der Liebe. Mächtige Anregung habe ich auch in den Werken von Saint-Martin gefunden, der meinem Bedürfniß, das Gebet nicht von der Betrachtung zu trennen, entgegenkömmt“ [1]).

Während des Aufenthalts von Frau von Krüdener in Sècheron bei Genf befand sich gerade Zacharias Werner in Coppet, wo man eben den ersten Theil von Stolberg's Religionsgeschichte las. Das Christenthum, meinte A. W. Schlegel, von dem Buch sprechend, lasse sich nicht aus so engen Schranken beweisen, Werner möge Saint-Martin lesen, der tiefe, durch Jakob Böhme erleuchtete Einsichten habe.

Der Dichter der „Weihe der Kraft“ war nur zu bereit, solchen Rathschlägen zu folgen und in einer solchen Auffassung der Religion Ersatz für die Geheimlehren der Maurerei und der Rosenkreuze zu suchen. Als die dramatisirte, biblische Gestalt der Sunamitin die Bekehrung der Mutter durch den Tod ihrer

---

[1]) **L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier**, Coppet et Weimar, 194. A. W. Schlegel à M. de Montmorency, 1811.

Tochter zur Darstellung brachte, gerieth er in eine solche Aufregung, daß er zur darüber bestürzten Madame Necker de Saussure sagte, auf denselben schrecklichen Weg werde Gott auch Frau von Staël zu sich führen. Beim Abschied von Benjamin Constant empfahl er diesem die Religion in Frankreich, und er, weit entfernt die Sendung abzulehnen, antwortete: „Was ist mit diesem Volk zu machen?" [1]). Dem voltairianischen Bonstetten wurde etwas schwül, und seine gesunde Vernunft rebellirte gegen Apostel, die zugleich schwache Stunden und Visionen hatten [2]). „Nichts ist veränderter als Coppet", schrieb er seiner Freundin Brun; „Du wirst sehen, die Leute werden alle noch katholisch, martinistisch, mystisch, alles durch S(chlegel) und obenein wird Alles Deutsch. . . . . Auch die Krüdener ist durchgeflogen und sprach mit der Staël nur von Himmel und Hölle. Mir ist das Alles ein Greuel und Abscheu, wenn nicht die Staël immer gut und mich liebend wäre" [3]).

Mitfortreißen ließ Frau von Staël sich von keiner der religiösen Strömungen, die sie umgaben, obwohl sie durchaus nicht ablehnend, wie Bonstetten, sich zu denselben verhielt. Es war ein verwandter Zug mit Goethe, daß auch bei ihr die kerngesunde Natur gegen jede Art der Uebertreibung reagirte. Es heilte sie von der Romantik von Delphine, daß die romantische Uebertreibung in ihre nächste Umgebung und „bis in ihr Vorzimmer" drang, und sie verlangte Holzschuhe, um fest auf der Erde damit einherzugehen, statt sich in den Wolken zu verlieren [4]). Als sie mit ansah, wie bei so manchen ihrer Freunde und Bekannten das religiöse Bedürfniß sich in Prophetenthum und Extasen aufzulösen drohte, beschränkte sie sich auf Fénelon

---

[1]) Schütz, Z. Werner's Biographie und Charakteristik, I, 145—148.

[2]) H. Düntzer, Zwei Bekehrte. Z. Werner, 113—114. Karoline Herder über Z. Werner.

[3]) Bonstetten, Briefe an Fr. Brun, Coppet, 12. Oktober 1809.

[4]) Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël.

und die Nachfolge Christi, und suchte, mehr als je zuvor, durch ein unerschöpfliches und thätiges Mitleid mit allen Formen des menschlichen Elends zu wirken. Zwei Kapitel des Buchs über Deutschland, das von der Mystik und ein anderes über die Theosophen, beschäftigen sich mit den damals so eifrig angeregten Problemen. Sie erkennt darin ganz richtig, daß die höchste Blüthe des geistlichen Lebens den Menschen nicht dauernd zugänglich gemacht werden könne, daß, im besten Fall, nur dieses zu erreichen sei, sich im Kampf der Welt solcher Stunden zu erinnern. In Bezug auf die Schriften der Mystiker gestand sie einfach, daß es schwer sei, sie zu verstehen, aber sie standen ihr viel näher, als die Doktrinen der Theokratie, weil sie ihr Bedürfniß, die Religion als höchste Auffassung der Liebe zu begreifen, befriedigten.

Wenn sie sich der Gespräche mit Joseph de Maistre zu Lausanne erinnerte, oder Schriften von Bonald zur Hand nahm, so mußte sie nach wie vor bekennen, daß sie das Christenthum anders als diese geistreiche, aber intolerante Apologetik verstand. Noch ferner lag ihr der Gedanke, mit dem Verfasser der primitiven Gesetzgebung das Heil der künftigen Generation durch Rückkehr in die Vergangenheit zu suchen, oder, wie De Maistre es wollte, die politische Doktrin mit der Unantastbarkeit des Dogmas zu bekleiden. In den tonangebendsten seiner Schriften, die erst nach dem Tode von Frau von Staël erschienen, hätte sie wohl Vieles, so die Art und Weise seiner Vertheidigung der Inquisition, seine Inschutznahme des Aberglaubens als eines Bollwerks des Glaubens, geradezu frivol gefunden[1]. Von Bonald hat sie den Ausspruch gethan, er sei der Philosoph der Antiphilosophie, das reiche nicht weit[2]. In der Religion vor Allem verlangte sie Ernst der Gesinnung; es war ihr ein innerstes

[1]) J. de Maistre, Lettres sur l'inquisition espagnole, 18, 22, 65, 172. Soirées de Saint-Pétersbourg, 234.

[2]) Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël.

Bedürfniß, die Menschen darin vollkommen aufrichtig, besonders gegen sich selbst zu finden. Was ihrer Natur am meisten widerstrebte, war die ironische Stimmung, die geistreiche Persiflage, die das Heiligste erniedrigt, und selbst in der heroischen Handlung den Punkt ausspäht, wo sie der Pfeil des Spottes treffen kann. Sie bedurfte der Ehrfurcht, der Achtung vor der Meinung Anderer; sie gab nicht zu, daß es gefährliche Wahrheiten gebe, und schätzte den Glauben nicht hoch, der nicht alle geistigen Fähigkeiten in sein Bereich gezogen, sich seine Zuversicht nicht erkämpft hatte [1]).

Gerade darin kamen ihr noch einmal die deutsche Gedankenwelt, die deutsche Gesinnung zu Hülfe. Begeisterung ohne Fanatismus, Energie der innern Ueberzeugung, Bereitwilligkeit, alle irdischen Interessen den ewigen Gütern zu opfern, alle diese Eigenschaften galten ihr als charakteristische Züge deutscher Religiosität, gleichviel in welcher Kirchengemeinschaft sie zum Ausdruck kam [2]).

Ihrer Vorliebe für den reformirten Glauben blieb sie treu, aber ihre Gesinnung gegen die katholische Kirche machte einer milderen und gerechteren Beurtheilung Platz, nachdem sie mitangeschaut, wie der katholische Klerus die Probe der Revolution bestanden und sie den Katholicismus in Deutschland kennen gelernt hatte. Als Zacharias Werner übertrat, war Frau von Staël die einzige ihres Kreises, die ihm Glück dazu wünschte, die Stützen, deren er bedurfte, auf diesem Weg gefunden zu haben [3]). An den Namen von Friedrich Leopold Stolberg, für welchen sie eine tiefe Verehrung hegte, knüpfte sie die höchste Erwartung der Christenheit, jene auf Wiedervereinigung der Konfessionen [4]).

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 3ème partie, Chap. II, IX, 4ème partie, Chap. II.

[2]) Ebendaselbst, 4ème partie, Chap. I, II. Zu vergl. 3ème partie, Chap. III.

[3]) H. Düntzer, Zwei Bekehrte. Z. Werner, 176. Frau von Staël an Frau von Schardt.

[4]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 4ème partie, Chap. IV.

Niemand sprach ihr so aus tiefster Seele als Stolberg, wenn er die Worte von Descartes: „Ich denke, also bin ich", durch jene andern ergänzte: „Wir lieben, also werden wir sein" [1]). In dieser reinen, hohen Atmosphäre wurde es stiller in ihr, und sie gewann die Kraft der Ergebung. „Ich fühle mich zuweilen eigenthümlich beruhigt", schrieb sie an Madame Récamier, „und ich weiß, daß diese Ruhe nicht von mir, sondern von Gott kömmt. Die aufregende Existenz, die ich bisher geführt habe, und aus welcher sicherlich nicht ich, sondern Er mich befreite, liegt hinter mir und läßt mir Hoffnung, obwohl ich wohl erkenne, daß es Gnade ist, und daß die Gnade auch wieder zurückgezogen werden kann" [2]).

Uebereinstimmend damit lautet das Fragment eines Briefes an Camille Jordan: »Je ne pouvais guère, moi, être plus malheureuse sur cette terre, et il fallait un million de chances pour que ce résultat eut lieu; mais tel qu'il est jusqu'à ce jour, je n'ai point encore manqué de respect à l'auteur de ma destinée et je dis comme Job: Pourquoi n'accepterai-je pas les maux de la main de Celui dont j'ai reçu les biens?« Dabei sollte es nicht bleiben, denn vom Augenblick an, wo sie sich dem höheren Willen unterwarf, fühlte sie die reinigende Macht des Schmerzes. „Selbst noch in diesem Leben", heißt es im Buch über Deutschland, „wird offenbar, warum man gelitten hat, warum, was man gewünscht, nicht zu erreichen war. Durch Besserung des Herzens macht sich die milde Absicht verständlich, die uns dem Leiden unterwirft. Für den Menschen, der sich seiner Vergehungen bewußt ist, hätte die Erfüllung seiner irdischen Wünsche etwas Schreckenerregendes. Er müßte darin nur den Verzicht auf seine ewige Bestimmung

---

[1]) H. Gelzer, Die neuere deutsche Nationalliteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten, II, 37.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, 178, 182. Madame de Staël à Madame Récamier, Coppet, 1er Janvier, 1811.

erkennen“ [1]). An Meister schrieb sie die schönen Worte: »Il faut avoir soin, si l'on peut, que le déclin de cette vie soit la jeunesse de l'autre. Se désintéresser de soi sans cesser de s'intéresser aux autres met quelque chose de divin dans l'âme« [2]).

So wurde Frau von Staël Christin, weil sie nur im Christenthum die volle Entfaltung der menschlichen Natur, die Befriedigung des glühenden Verlangens nach Freiheit und nach Liebe fand, das ihre Seele zugleich peinigte und durchdrang.

Wie sehr richtig von ihr gesagt worden ist, verwandelte sich von da an ihre Theorie der Exaltation endgültig in jene der Moralität; zu ihrer Hochschätzung aller natürlichen Gaben gesellte sich die Bewunderung der erworbenen Tugend; Muth und Ergebung galten ihr jetzt höher als das überströmende Gefühl. Sie mied die Einsamkeit nicht mehr und ließ, allein mit sich, ihre Gedanken gern zu Gebeten werden. Wie immer, wenn eine Menschenseele zu innerer Harmonie gelangt, steigerte sich die Wirkung, die sie auf Andere ausübte, in dem Maß, als sie zurückhaltender geworden war. Während ihre nächsten Freunde sich über Symptome zu täuschen suchten, die eine ernste Bedrohung der physischen Kraft verriethen, empfanden sie jetzt in der Nähe von Frau von Staël etwas Ernstes und Großes, was um so mehr ergriff, als es ihre gewohnte Theilnahme nicht beeinträchtigte und sich mit einer gesteigerten geistigen Thätigkeit verband [3]). Sie war vierundvierzig Jahre alt: »La porte de mon cœur est fermée«, so sagte und glaubte sie. Es kam noch einmal anders. An ihr sollte sich bewähren, was Goethe seiner Selbstbiographie als Motto voransetzte, und ihren letzten Jahren wurde in Fülle gegeben, was sie in der Jugend gewünscht.

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 4ème partie, Chap. V.

[2]) Madame de Staël à Meister, Chaumont, 25 Mai 1810. Ungedruckte Briefe im Besitz des Herrn Dr. Th. Reinhart.

[3]) Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël, Effets du temps.

Im September 1808 wurde das zweite französische Husarenregiment aus Preußen nach Spanien geschickt. In seinen Reihen diente der Genfer Jean de Rocca, aus einer alten Patricierfamilie, die zur Zeit der Reformation aus Piemont eingewandert war. Der junge Mann hatte seine Studien in der polytechnischen Schule zu Paris mit Erfolg beendigt, und war dann in die französische Armee getreten. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, als er von den Ufern der Elbe und Weser, wo er unter den erschwerendsten Umständen Land und Leute liebgewonnen hatte, nach jenen des Ebro und des Duero geschickt wurde. Er hatte kaum die Pyrenäen überschritten, als ihm klar wurde, daß eine Nation wie diese, bei welcher der Patriotismus durch die Ueberzeugung, der Glaube sei in Gefahr, gestählt und entzündet wurde, niemals bezwungen werden könne. Obwohl die französischen Armeen noch siegreich waren, bestärkte ihn jeder Tag in der Gewißheit, daß sie auf der pyrenäischen Halbinsel einer verlorenen Sache dienten. Während er seine Soldatenpflicht mit heldenmüthiger Aufopferung erfüllte, suchte er zugleich, wo er nur immer konnte, Menschenleben zu schonen und zu retten. Die Zwischenfälle des Lagerlebens, die dramatischen Episoden eines fortwährenden Kampfes um das Dasein, die Haltung des spanischen Volkes, das die Aufhebung der Inquisition als die empfindlichste Beleidigung seines Nationalgefühls empfand und trotz des wüthendsten Hasses gegen die fremden Bedrücker doch des wehrlosen Feindes schonte, alle diese Eindrücke bewegten so lebhaft die Seele des jungen Offiziers, daß er das damals Erlebte einige Jahre später in anschaulicher und lebendiger Weise zu Papier gebracht und damit einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte der spanischen Feldzüge geliefert hat. Nachdem Rocca im Mai des Jahres 1809 an die flandrische Küste geschickt worden war, kehrte er am Schluß des Jahres noch einmal nach Spanien zurück, wo er in Andalusien mit seinen Kameraden den Gebirgskrieg gegen eine Bevölkerung von Hirten und Schmugglern zu bestehen hatte, der

ihn bis zehn Meilen von Gibraltar führte und täglich den größten Gefahren aussetzte. „Mit den Worten der Schrift", sagt er, „konnten wir wiederholen, daß wir uns in diesem ruhmlosen Krieg selbst verzehrten, um für die Ungerechtigkeit der Sache zu büßen, für die wir kämpfen mußten" [1]). Von den persönlichen Schicksalen des jungen Offiziers ist in seinen Denkwürdigkeiten nur in soweit die Rede, als sie auf den allgemeinen Gang der Ereignisse Bezug hatten. Er erwarb sich auf dem Schlachtfeld das Kreuz der Ehrenlegion und galt seinen Husaren bereits als gegen die Kugeln gefeit. Da, am 1. Mai 1810, trafen ihn und sein treues Roß in einem Hohlweg der Berge von Ronda die wohlgezielten Schüsse einer Bande von Guerillas. Einer dieser Schüsse zersplitterte den linken Schenkel, die andern drangen in Brust und Schulter. Man erzählte sich in Genf, die außerordentliche Schönheit des jungen Mannes, der durch den Blutverlust erschöpft, bewußtlos vom Pferd gesunken und für todt liegen gelassen worden war, habe das Herz einer jungen Andalusierin gerührt, und diese ihn zuerst in einer Feldkapelle, dann in ihrem elterlichen Haus geborgen und durch ihre Pflege dem Leben zurückgegeben [2]).

Die Aufzeichnungen von Rocca erwähnen nur, daß er von seiner Truppe in bewußtlosem Zustand nach der kleinen andalusischen Stadt zurückgebracht wurde. Im Hause, wo er einquartiert war, wurde er von diesem Augenblick an nicht mehr als Feind betrachtet, sondern mit der größten Aufopferung und Liebe gepflegt, gegen die wiederkehrenden spanischen Gebirgsschützen geborgen, und als es besser mit ihm wurde, durch Gesang und Lautenspiel zerstreut. Als einen echt nationalen Zug berichtet er, daß die zweite Tochter des Hauses, die in

---

[1]) Rocca, Mémoires sur la guerre d'Espagne, Deuxième édition publiée par G. Revillod, Genève, 1887, avec un portrait de Monsieur de Rocca.

[2]) Bonstetten, Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 137, Note von Friederike Brun.

einem benachbarten Kloster den Schleier genommen hatte, sich mit den übrigen Nonnen den schwersten Kasteiungen und Entbehrungen unterwarf, um vom Himmel die Niederlage des Feindes zu erlangen. Dem verwundeten Offizier aber, den ihre Eltern beschützten, schickte sie kleine Körbchen mit wohlriechendem Verbandzeug, über das sie Rosenblätter streute[1]).

Nach fünfzig Tagen vermochte sich Rocca bis Madrid zu schleppen, von wo er, auf sein Pferd gebunden, weil der verwundete Fuß steif geblieben war, mit einer Anzahl gleichfalls untauglich gewordener Offiziere Ende Juli die französische Grenze erreichte. Zwei dieser Offiziere waren in Folge der erlittenen Strapazen und Verwundungen wahnsinnig geworden, und einer derselben schlug eines Tags seinen Angreifer mit einem Stöckchen in die Flucht, das er das magische Scepter des großen Königs von Marokko nannte. Der Andere spielte die Geige und tanzte dazu. Zu Ende des Jahres 1810 traf Rocca wieder in Genf, wo er sehr beliebt war, ein. Bonstetten, der ihn einmal einen Brausekopf genannt hatte, klagte sich später an, sehr ungerecht von dem jungen Mann geurtheilt zu haben, dessen jugendlichem Muthe die Strapazen und Leiden des Feldzugs in Spanien nichts von seiner Kühnheit genommen hatten[2]). Die mündliche Ueberlieferung weiß noch von einem Ritt zu erzählen, bei welchem er mit seinem steifgebliebenen Bein über die steinernen Stufen der Genfer Hügelstadt herab in die Rue de la Cité galoppirte, um an den Fenstern von Frau von Staël vorbeizukommen[3]). Baron Voght erwähnt in einem Brief an Madame Récamier, es rühre die Menschen, im jungen Rocca ein sanftes, liebenswürdiges Wesen mit zarter Gesundheit und heroischem Muth vereinigt zu finden. So schlank und fein sei er gebaut, daß man sich frage, wie so viele Kugeln ihn treffen

[1]) Rocca, Mémoires sur la guerre d'Espagne, 236—241.

[2]) Bonstetten, Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 143, Genf, 13. August 1817.

[3]) A. Stevens, Madame de Staël, II, 101.

konnten, und er liebe seinen Stand so sehr, daß die Thränen seines Vaters ihn nicht hindern würden, zum Waffenhandwerk zurückzukehren[1]). Aber vorläufig war er noch zu schwach dazu und zudem von einer Lungenkrankheit bedroht, die seine Mutter früh hingerafft hatte. Unter Jenen, die dem Leidenden warme Theilnahme entgegenbrachten, war Frau von Staël, die keine Ahnung davon hatte, welche Wirkung ihre Worte auf ihn ausübten; diese war so tief und nachhaltig, daß Rocca bald darauf, einem Freund von ihr sprechend, sagte, er werde sie so zu lieben wissen, daß sie ihn endlich heirathen werde; als man ihm bemerkte, sie sei alt genug, um seine Mutter zu sein, entgegnete er, es freue ihn, darin einen neuen Grund für seine Liebe zu ihr zu haben. Das Unwahrscheinliche geschah. Die Frau, die nie schön gewesen und deren Lebensglück daran gescheitert war, daß sie in der Jugend kein dauerndes Gefühl für sich hatte erwecken können, wurde nun, wo sie darauf verzichtet hatte, der Gegenstand einer leidenschaftlichen Neigung, welche die Beständigkeit adeln sollte. Ihre Seele war empfänglich genug geblieben, um ein solches Glück nicht von sich zu weisen. Aber der Glaube an die Nachsicht der Welt für so ungewöhnliche Schicksalswendungen war verloren gegangen; zum Widerstreben, ihrem Namen zu entsagen, kam jetzt noch dieses, sich dem spöttischen Gerede der Menschen auszusetzen. So fand im Jahr 1811, zu Coppet, eine geheim gehaltene Trauung zwischen ihr und Rocca statt. Nach der 1812 erfolgten Geburt eines Sohnes fühlte sich Frau von Staël im Hinblick auf die Zukunft dieses Kindes verpflichtet, während ihres Aufenthalts zu Stockholm, 1813, ihre Ehe nochmals anerkennen zu lassen. Aber erst nach ihrem Tode erfuhr die Welt, daß er ihr rechtmäßiger Gatte gewesen war[2]).

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar. Le Baron de Voght à Madame Récamier, Genève, 22 Déc. 1810.

[2]) Bonstetten, Briefwechsel mit Fr. Brun, Genf, 13. August 1817.

Jene, die ihr am nächsten standen, konnten sich über die Art der Beziehungen zwischen ihr und Rocca nicht lange täuschen. In einem 1811 geschriebenen Brief an Madame de Gérando, die das Verhalten ihres Mannes zu entschuldigen gesucht hatte, spielte Frau von Staël selbst darauf an. „Es gibt Menschen", sagt sie, „für welche die Sympathie unverwüstlich bleibt. Eine Wolke kann sie verdunkeln, aber es sind zu viele Strahlen da, um sie nicht wieder zu vertheilen. In Bezug auf Sie selbst bedurfte es dessen überhaupt nicht, denn ich hoffe, Sie Ihrem vollen Werthe nach zu schätzen. Zu Ihnen werde ich zurückkehren, sobald die Aufregung sich gelegt haben wird, in welche mich ein großes Ereigniß in meinem Leben versetzt, ein Ereigniß, von welchem ich nicht weiß, ob es von meinem Schutzgeist dort oben völlig gutgeheißen werden kann" [1]).

Daß es auch den ihr am nächsten Stehenden schwer fallen werde, sich mit dem Geschehenen zu versöhnen, ließ sich erwarten. Sismondi war in Italien und glaubte Frau von Staël bereits auf den Weg nach den Vereinigten Staaten, als er statt dessen von ihrer Rückkehr nach Genf hörte. „Ihre Anwesenheit", schrieb er von dort aus an die Gräfin von Albany, „verändert mein ganzes Leben. Ich war auf Trauer und Einsamkeit vorbereitet und finde Diejenige wieder, die ich am meisten auf der Welt liebe, die auch dann, wenn man sie nicht lieb hätte, das Dasein noch mit einem ihr eigenen Zauber verschönern würde". Kurz darauf fand er die Stimmung seiner Freundin so verändert, daß er wieder an dieselbe hohe Correspondentin schrieb: „Frau von Staël spielt kleine Komödien, die sie selbst gedichtet hat, und was am eigenthümlichsten berührt, wenn man ihre melancholische Phantasie und peinliche Lage kennt, ist die Heiterkeit, die sie dabei entwickelt. Ihr Entschluß ist gefaßt; sie hat

---

Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël. Relations de choix.

[1]) Baron de Gérando, Lettres inédites, etc., 76—77. Madame de Staël à Madame de Gérando, 1811.



Paris vergessen, sie denkt nicht mehr an ihr Buch, sie lebt in der Gegenwart, ohne in Bezug auf die Zukunft ihren Entschluß zu ändern. . . . . Sie vermehrt täglich mein Erstaunen, denn eine solche Seelenruhe hätte ich weder ihr zugetraut, noch selbst an den Tag zu legen vermocht, und noch wage ich nicht, an die Dauer derselben zu glauben"[1]).

Um dieselbe Zeit kam Adalbert von Chamisso, vom Wunsch Frau von Staël wiederzusehen, getrieben, nach dem Genfer See, wo er sich innig mit Sismondi befreundete. Sie aber fand er, wie er es ausdrückt, „in einem Verhältniß befangen, das sie ganz von ihm entfernte", und ein Gedicht von ihm verräth, mit welchen Hoffnungen vielleicht auch er sich getragen hatte:

»J'ai vu la Grèce et retourne en Scythie,
Dans mes forêts je retourne cacher
Mes fiers dédains et ma mélancolie.
Rien désormais ne m'en peut arracher,
Adieu Corinne, adieu, c'est pour la vie.
Là j'expirai l'erreur qui m'est ravie;
Corinne adieu: tu n'es point mon amie,
J'ai vu . . .«

Und Sismondi richtete Abschiedszeilen an den Dichter, die im gleichen Ton entgegneten:

». . . J'éprouve aussi la souffrance,
Je vois aussi l'espérance
Ce faner, s'évanouir;
Mais si j'ai quelque courage,
C'est moins pour braver l'orage
Que pour me taire et souffrir . . .«[2]).

Nicht Alle, die sich enttäuscht oder gereizt fühlten, ließen es bei einem Gedicht bewenden. Im Frühjahr 1811 kam

---

[1]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites de Sismondi, etc. Sismondi à Madame d'Albany, Genève, 10 Nov. 1810, 11 Févr. 1811.

[2]) R. Fulda, Chamisso und seine Zeit, II, 111—114.

Benjamin Constant auf seinem Weg nach Lausanne durch Genf. Wie die Noten zu seinen unvollendeten Mémoiren berichten, erwarteten ihn dort die peinlichsten Auseinandersetzungen mit seinem Vater. Es kam zu heftigen Auftritten mit ihm, mit Madame de Constant, mit Frau von Staël, die er beschuldigte, ihm den Vater zu entfremden, endlich mit Rocca selbst, der diesen Scenen dadurch ein Ende machte, daß er einen geringfügigen Anlaß benützte, um den ihm antipathischen Benjamin Constant zu fordern. Dieser erklärte, er wolle Frau von Staël, die von der Forderung nichts wußte, nicht für die Handlungsweise eines jungen Thoren verantwortlich machen. Es gelang dennoch, die Sache beizulegen, obwohl Benjamin Constant sein Leben lang ein bekannter Duellant blieb; am 15. Mai ging er hierauf nach Deutschland [1]).

Mit der Zeit steigerte sich bei den Freunden von Frau von Staël mehr und mehr die Ueberzeugung, daß sie in einem durchaus edlen Charakter Ersatz für die Vorzüge der äußern Stellung gefunden hatte. „Es ist gewiß", schreibt Madame Necker de Saussure, „daß er sie glücklich gemacht hat. Er brachte ihr die zärtlichste Zuneigung, aufrichtige Bewunderung und ritterliche Gefühle entgegen. Seine Art, sich auszudrücken, war schwungvoll, fast poetisch zu nennen; er besaß Phantasie, ein Talent, das sich aus seinen Schriften nachweisen läßt, schlagenden, gefälligen Witz, und sein Verstand hatte etwas Frisches und Originelles, das den ihrigen anregte und beschäftigte. Dazu kam die stete Besorgniß um ihn, die Angst, ihn zu verlieren, und das Mitleid mit den Schmerzen, die er litt. . . . . Sie war so angelegt, daß sie auch nach den furchtbarsten Krisen doch immer wieder Muth faßte und ihn retten zu können meinte; stets umgab sie ihn mit der liebevollsten, aufmerksamsten Pflege und weihte ihre ganze Kraft der Sorge

[1]) Sainte-Beuve, Benjamin Constant, Portraits littéraires, III, 185. E. Schérer, Le Temps, 20 Févr. 1887. A. Strodtmann, Dichterprofile und Charakterköpfe, II, 19—20.

um seine Erhaltung" [1]. „Ich hatte Rocca gern", sagt Byron, der ihn in London kennen lernte, „er war ein tüchtiger, gescheuter Mann. Keiner sagte bessere Dinge und mit besserem Anstand" [2].

Für Rocca kam bald der Augenblick, seine Hingebung durch die That zu beweisen.

Wohl zum ersten Mal seit das Geschick sie immer wieder dahin zurückführte, war der Gedanke, sich auf unbestimmte Zeit an die Schweiz gekettet zu wissen, ohne die gewohnte Bitterkeit für Frau von Staël. Wenn sie auch noch immer fühlte, daß die Verbannung den Geist erschlaffe, so gestand sie zu, daß die Seele durch die Erkenntniß an Kraft gewinne, wie keine Macht der Erde etwas gegen die Ueberzeugungen vermöge [3]. Es blieb das folternde Gefühl, durch den bloßen Umgang mit ihnen den Freunden ein Loos gleich ihrem eigenen zu bereiten. Diese stete Besorgniß, Andere durch einfache Akte der Höflichkeit zu compromittiren, ging so weit, daß sie Niemanden mehr zu Tische bat, ohne sich auf das Genaueste über seine Verhältnisse zu orientiren. „Es genügte", sagt sie, „daß eine solche Persönlichkeit einen Vetter in ihrer Verwandtschaft zählte, der eine Stelle wünschte oder bekleidete, um ihrer Anwesenheit an meinem Tisch einen Zug von römischer Tugend zu geben" [4]. »Quelle douleur d'être comme une pestiférée pour tout ce qui vous approche«, schrieb sie zu Beginn des Jahres 1811 an Madame Récamier. Sie rechnete, als sie dieses schrieb, noch ohne den Umstand, daß der neue Präfekt, Monsieur Capelle, vor Ungeduld brannte, sich seine Sporen zu verdienen. Sein erstes Begehren, es möge ihm das Originalmanuskript des Buchs über Deutschland aus-

---

[1] Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël. Relations de choix.

[2] Medwin, Conversations with Lord Byron, 123.

[3] Madame de Staël à Meister, 13 Juillet 1811. Ungedruckte Briefe im Besitz des Herrn Dr. Th. Reinhart.

[4] Madame de Staël, Dix années d'exil, 2ème partie, Chap. II.

geliefert werden, wies Frau von Staël kurz ab; es sei im Ausland in Sicherheit, antwortete sie, und da solle es bleiben. Dann drang er darauf, sie möge in irgend einer Form das Lob des Kaisers aussprechen. Ein paar Seiten von ihrer Hand, in diesem Sinn geschrieben, wiederholte er allen ihren Genfer Bekannten, würden genügen, um eine vollständige Wendung ihres Schicksals herbeizuführen. Wie schon einmal und aus dem gleichen Grunde, daß sie unter den bestehenden Verhältnissen nicht nur lächerlich, sondern auch verächtlich erscheinen mußte, wenn sie sich zu einem solchen Schritt verstand, lehnte sie ab. „Ich hatte kein Verdienst dabei", schrieb sie in Bezug darauf, „denn ich würde mich aller Wahrscheinlichkeit vergebens erniedrigt und der Kaiser mich doch nicht zurückgerufen haben" [1]). Da erfolgte, am 20. März, die Geburt des Königs von Rom. Der begeisterte Präfekt drang mehr als je in Frau von Staël, nun möge sie das Wiegenfest dieses Kindes feiern. „Ich habe ihm nichts zu wünschen als eine gute Amme", lautete die bekannte Antwort. Bereits früher hatte sie einem Minister des Kaisers, der Bürgschaften ihrer Ergebenheit mit finanziellen Vortheilen zu belohnen versprach, entgegnet: „Ich wußte wohl, daß es zum Bezug von Renten der Konstatirung, daß man noch am Leben sei, bedürfe, das aber wußte ich nicht, daß auch eine Liebeserklärung dazu erfordert werde."

Je länger dieser Zustand dauerte, um so deutlicher empfand sie zuweilen, daß im Widerstand gegen Ungerechtigkeit und Vergewaltigung wie ein Gefühl des physischen Wohlbehagens liege [2]).

Auch Goethe wurde nicht vergessen. Einem Brief, den A. W. Schlegel an diesen richtete, fügte Frau von Staël als Nachschrift die Worte bei: »Permettez-vous que je mette quelques lignes au bas de la lettre de mon excellent ami.

[1]) Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. IV.

[2]) Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël. Genre de vie, conversation, opinions politiques.

Vous êtes pour moi l'idéal des facultés intellectuelles et personne en Europe n'a plus que vous le don de la pensée. C'est quelque chose qu'une telle éminence, quoiqu'elle ne donne point d'empire sur la terre. Croyez-vous qu'une telle puissance s'anéantisse jamais. Vous qui êtes pour les autres une preuve de l'immortalité de l'âme, servez-vous en aussi à vous-même. Votre système des couleurs est charmant, il est d'accord avec tout l'ensemble du système de philosophie dont Kant a fait le premier pas. J'aime que tout soit en nous parceque nous sommes dans le sein de Celui qui s'est fait appeler notre père. Me voilà bien sérieuse et cependant je joue la comédie, j'en jouis, je cherche toutes les jouissances dans la ligne de l'esprit et de l'âme, mais je ne crois pas à la nécessité de se priver de rien que du mal. Dans ma douce manière de me traiter, je voudrais me rapprocher de vous cet été et vous voir à Carlsbaden. J'espérais aussi présenter mes hommages à la cour par excellence, mais je dépends en tout d'une autre cour. Je vous remercie d'avoir fait représenter la pièce de Schlegel. Je crois que c'est un progrès pour les beaux-arts et c'est un plaisir pour un homme que j'apprends chaque jour à aimer plus. Dites à Madame de Schardt, je vous prie, que je lui écrirai dans 8 jours. Mes pensées sont toujours à Veimar et je vous prie d'en recueillir quelques-unes sur le bord de votre rivière. Adieu« [1]).

Im Lauf jenes Winters hielt Sismondi vor einem zahlreichen Publikum vierzig Vorlesungen über die Literatur der Völker des Europäischen Südens, der Italiener, Spanier und Portugiesen, deren Interesse noch dadurch erhöht wurde, daß die polemische Spitze derselben sich häufig gegen A. W. Schlegel's Kunstauffassung richtete.

---

[1]) Goethe-Jahrbuch, 1884, 120, Frau von Staël an Goethe, 15. März 1811.

Unter Sismondi's Zuhörern war Karl Ritter, der Geograph. Als Mensch ebenso liebenswürdig wie als Gelehrter hervorragend, war er als Erzieher eines jungen Hollweg aus Frankfurt und des Sohnes von Sömmering mit den beiden jungen Leuten nach Genf gekommen. Mehr noch als die schöne Stadt, „die Königin der Schweiz", fesselte ihn die reizende Landschaft, das Seegelände, „wo Garten an Garten, Lustschloß an Lustschloß prangte, und die ganze Gegend von Equipagen, Wägelchen und Spaziergängern wimmelte". Er befreundete sich mit Pictet, dem Mathematiker und Physiker, zeigte den Genfern das erste Modell eines elektrischen Telegraphen, welches 1809 von Sömmering erfunden worden war, und verkehrte viel, in Coppet und in der Stadt, im Hause von Frau von Staël. Als in ihrem Kreis einst die Rede auf das Wesen der Religion führte, bekannte Karl Ritter, in seinem Leben nicht so in allen Nerven erschüttert und bis in die Fingerspitzen krampfhaft gespannt worden zu sein, als durch die Aeußerungen von Frau von Staël. „Es ist", sagt er, „etwas von der Kraft in ihrer Rede, die Alcibiades von Sokrates Gewalt im Symposion des Plato schildert" [1]).

Im Mai schickten die Aerzte den jüngeren Sohn von Frau von Staël in die Bäder von Aix, wohin sie ihn begleitete. Der frühen Jahreszeit wegen war von Bekannten fast Niemand dort als die Gräfin de Boigne, eine geistreiche Frau, die wegen freundschaftlicher Beziehungen zu einigen Staatsmännern der Restauration und des Julikönigthums ihre Spur in der Geschichte der französischen Gesellschaft zurückgelassen hat [2]). Ihr verdanken wir eine Erinnerung an diesen Aufenthalt von Frau von Staël in Aix. Man fuhr eines Tags zusammen nach dem nahen Chambéry, besah sich die Stadt und kehrte Abends zurück. Während dieser Fahrt entlud sich ein entsetzliches Gewitter.

---

[1]) G. Kramer, Karl Ritter, I, 272—279, 283, 285, 288—290.

[2]) Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps, I, Chap. II.

Die erste der zwei Equipagen, welche die Gesellschaft beförderten, machte Halt, und die entsetzten Damen suchten in einem nahen Hause Schutz gegen Blitz und Donner. Die andere Equipage setzte ruhig ihren Weg fort, und am Ziel angekommen, hatte die Gesellschaft, die sich in derselben zusammengefunden hatte, nur einen unbestimmten Begriff davon, daß sie ein starkes Unwetter mit durchgemacht hatte. Frau von Staël war im Wagen gewesen und hatte durchaus nicht allein gesprochen, denn dies war niemals ihre Art. Aber sie hatte das Gespräch so belebt, daß der Sturm kaum beachtet wurde; „über der einen Elektrizität hatte man die andere vergessen“ [1]).

In Aix verweigerte ihr der Präfekt des Montblanc Postpferde, weil er befürchtete, sie möge damit nach England entfliehen. In Genf überraschte sie Capelle mit der Nachricht, daß sie künftig die französische Grenze überhaupt nicht mehr überschreiten dürfe, und daß A. W. Schlegel den Befehl erhalten habe, nicht nur Genf, sondern auch das auf Schweizer Boden befindliche Coppet zu verlassen. Auf ihre Frage nach dem Grund dieses völlig ungesetzlichen Verfahrens wurde ihr erwidert, es sei in ihrem eigenen Interesse eingeschlagen worden; Schlegel bestärke sie in einer antifranzösischen Gesinnung, die er unter Andern dadurch an den Tag gelegt habe, daß er die Phädra des Euripides jener von Racine vorziehe. »C'était bien délicat pour un monarque corse«, heißt es in den Dix années d'exil. Später, bei dem Einzug der Alliirten in Paris, fand Schlegel das Original der Denunziation wieder, die seine Verbannung aus dem französischen Reich veranlaßt hatte. Sie lautete dahin, daß ein gewisser Monsieur Chélègue, Hausgenosse von Frau von Staël, anti-Napoleonisch, Frankreich feindlich, mit einem Worte Deutsch-gesinnt sei und seine Anwesenheit nicht länger geduldet werden könne.

Obwohl es Schlegel bald darauf gestattet wurde, noch ein-

---

[1]) Sainte-Beuve, Madame de Staël, Nouveaux Lundis, II, 290.

mal nach Genf zurückkehren und dann in der Schweiz zu bleiben, begann Frau von Staël zu fürchten, daß eine Verhaftung nichts weniger als ein Gebilde der Phantasie sein könne. Die Herzogin von Chevreuse, die der Kaiser wegen mißbilligender Aeußerungen über die Dinge in Spanien verbannt hatte, war im Exil gestorben, einer andern, ebenfalls ausgewiesenen Dame wurde die Erlaubniß verweigert, ihren kranken Gatten aufzusuchen [1]). Personen aus der nächsten Umgebung von Frau von Staël wurden von einer solchen Panik erfaßt, daß unter Andern Baron Voght Genf verließ, ohne Abschied von ihr zu nehmen [2]).

In dieser unhaltbar gewordenen Stellung faßte sie den Entschluß, zu fliehen. Päſſe nach den Vereinigten Staaten standen ihr zwar nach wie vor zur Verfügung, aber persönliche Gründe und die strenge Durchführung des Kontinentalsystems machten die Reise fast unausführbar. So trat denn der Gedanke in den Vordergrund, eine Zufluchtstätte in Schweden zu suchen, wo durch eine Reihe von Zufällen der französische Marschall Bernadotte seit 1810 von dem kinderlosen Karl XIII. zu seinem Nachfolger bestimmt und Kronprinz geworden war. Seines Schutzes war Frau von Staël gewiß, vorausgesetzt, daß es möglich war, bis zu ihm zu gelangen, denn der Präfekt von Genf hatte keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß jeder Fluchtversuch ihre Verhaftung nach sich ziehen werde. So studirte sie denn mit kaum geringerem Eifer als Napoleon selbst die russische Karte, denn nur über Rußland konnte sie daran denken, nach Schweden zu entkommen, und vom Kaiser von Oesterreich hoffte sie, wenn auch nicht vertheidigt, so doch wenigstens nicht ausgeliefert zu werden. Je näher der Zeitpunkt kam,

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Madame Récamier et les amis de sa jeunesse, 71.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 178. Madame Récamier et les amis de sa jeunesse, 59, 66. Madame de Staël, Considérations, Oeuvres comp. XIII, 299.

der zur Ausführung des Wagestücks festgesetzt war, um so stärker erwachte die Sehnsucht, Mathieu de Montmorency noch einmal wiederzusehen. Er war der Vormund ihrer Kinder, und auch ihn erfüllte der Wunsch, sie nicht ohne Abschied ziehen zu lassen. Die Begegnung fand unweit von Freiburg statt; mit Frau von Staël besuchte er das nahe davon gelegene Trappistenkloster Seligenthal, und kehrte über Vevay und Bex mit ihr nach Coppet zurück. Auf dem Weg dahin kam den Touristen der Wunsch, einen Wasserfall zu besichtigen. Sie waren kaum zu Hause angelangt, als eine Rüge des Präfekten folgte, denn der Wasserfall war, ohne daß sie es wußten, auf französischem Gebiet, und das kaiserliche Verbot, es zu betreten, war von Frau von Staël somit verletzt worden. Sie entgegnete mit dem Lamm in der Fabel:

»Je tondis de ce pré la largeur de ma langue.«

Wenige Tage später erhielt Mathieu de Montmorency unter dem Dach seiner trostlosen Freundin sein Verbannungsdekret ins Innere von Frankreich zugestellt. Er war dem Befehl noch nicht gefolgt als, auf dem Weg nach den Bädern von Aix, Madame Récamier an Coppet vorüberkam und es sich nicht versagen wollte, wenigstens einige Stunden bei der Freundin zu verweilen. Frau von Staël hatte sie vergebens beschworen, sich dieser Gefahr nicht auszusetzen. Sie empfing sie in Thränen, behielt sie nur eine Nacht unter ihrem Dach und begleitete sie am nächsten Morgen bis Ferney. Wenige Tage später erhielt auch Madame Récamier ein Reskript des Kaisers, worin er sie nach Châlons verwies. »Je me jette à vos pieds, je vous supplie de ne pas me haïr«, schrieb in höchster Aufregung Frau von Staël. Sie war so sterbensmüde von dem langen Kampf, von dieser Art der Verfolgung, von der beständigen Sorge und der sie begleitenden Schlaflosigkeit, daß sie selbst fühlte, wie ihr Zustand mehr und mehr ein krankhafter wurde. Das Leben erschien ihr »comme un bal dont la musique a cessé«. Sie suchte Zuflucht im Gebet, sie wiederholte sich, daß

die Strafe verdient und die Vorsehung gerecht sei, aber sie hoffte auf keine Erhörung ihrer irdischen Wünsche mehr, seit sie sich in Jenen, die sie liebte, getroffen fühlte. Vergebens suchten die beiden Freunde, die dem Zorn des Kaisers zum Opfer gefallen waren, sie über das Geschehene zu beruhigen, das sie beide mit gelassener Würde hinnahmen. „Sie sagen mir, die Zukunft sei mein", entgegnete Frau von Staël auf tröstende Worte von Juliette, „ich kann mich irren, denn Ahnungen sind zu flüchtige Dinge, als daß sie sich analysiren ließen. Allein Sie sollen sehen, mir wird nichts mehr gelingen, und mein Leben wird ein hartes, frühes Ende nehmen. Ich verbringe Stunden damit, mich auf den Tod vorzubereiten. Vielleicht ist es selbstsüchtig, das eigene Talent zu betrauern, aber ich fühle überlegene Gaben in mir, die keine Zeit fanden, sich zu entfalten, und ich beklage ihre Zerstörung. Lieber Engel, erflehen Sie in Ihrem Gebet den Frieden meiner Seele" [1]).

Seit dem August 1811, der ihr die Freunde geraubt hatte, verging die Zeit bis zum darauffolgenden Mai in dieser Stimmung. »Vous et Schlegel, vous ranimiez mon âme qu'ils ont tuée«, schrieb sie nach einem Besuch, den ihr der alte Freund Meister in Begleitung von Schlegel abgestattet hatte. »Il me semble qu'il n'y a de nouvelles d'aucun lieu du monde, et suivant l'expression du livre des Macchabées, »la terre se tait devant Alexandre«. Il n'y a que la comète qui ait osé se montrer comme à l'ordinaire. . . . . On prétend que le Pape refuse. Quelle puissance que la religion, qui donne de la force aux faibles tandis que tout ce qui était fort n'en a plus. On m'a fait encore offrir de raccommoder le brûlé [2]), d'ôter quelque chose, de changer le titre et de le faire paraître. Mais je n'ai plus de talent, plus d'idée, plus d'imagination, et je suis devenue passive,

---

[1]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 207, 211, 218, 220.

[2]) Das Buch über Deutschland.

ce qui n'était guère dans ma nature. Le grand évènement de ma vie, c'est le soleil. Quand il fait beau, j'espère que le bon Dieu ne m'a pas encore abandonnée«[1]).

Inzwischen wurde Coppet mehr und mehr eine Art von Gefängniß, und der Präfekt drohte, bei dem nächsten Anlaß einen Posten an das Schloßthor zu stellen. Den Gedanken aber, sich die Freiheit durch ein unwürdiges Nachgeben zu erkaufen, weckte er nicht bei Frau von Staël. »Je me meurs à la lettre du malheur de mes amis«, sagt sie in einem schönen Brief an Camille Jordan, der noch einmal Zweifel an der Correktheit ihrer Haltung hatte durchblicken lassen. »Ma santé, qui était forte, est détruite, et il se pourrait très-bien que je mourusse avant la traversée. Tout cela est égal. J'aime mieux ma situation que ce qu'on m'offre pour en sortir. Mais je vous le dirai de toute la hauteur de mon âme; je pense qu'en fait de dignité morale, les circonstances me placent aussi haut qu'il est possible, et je m'étonne que vous, qui êtes si indulgent pour l'inconcevable conduite de Gérando, vous tourniez toutes vos foudres contre une malheureuse femme, qui résistant à tout, défendant ses fils et son talent au péril de son bonheur, de sa sécurité, de sa vie, est un moment touchée de ce qu'un jeune homme, d'une nature chevaleresque, sacrifie tout au plaisir de la voir. J'estime avant tout, sur cette terre, le dévouement, l'élévation et la générosité. Je voudrais qu'on y put joindre l'absence totale de faiblesses d'imagination; mais de toutes les faiblesses, celles qui souillent le plus à mes yeux, ce sont celles du calcul et de la pusillanimité. On peut encore accomplir toutes les vertus, quand on serait trop susceptible de goût pour les agréments et les qualités, mais de quoi reste-t-on capable quand on recherche

---

[1]) Madame de Staël à Meister, 5 Oct. (1811.) Ungedruckte Briefe im Besitz des Herrn Dr. Th. Reinhart.

la faveur aux dépens de l'amitié, aux dépens des consolations qu'on peut donner aux malheureux. Que signifient ces aumônes aux pauvres, quand on néglige la charité du cœur. . . . . Je ne vous dirai pas ce que je souffre, vous le comprendrez; mais excepté le moment ou un homme tel que vous m'a fait douter de son estime, Dieu m'a fait la grâce de penser que je donnais un noble exemple à mon siècle«[1]).

Selbst in der Lage, in welcher sie sich damals befand, bewährte sich die Vitalität dieser außerordentlichen Natur. Gegen den Druck von Außen, in dem Elend der Gegenwart, suchte sie Rettung in ihrer idealen Welt und entwarf den Plan zu einem Heldengedicht, „Richard Löwenherz", das sie bis zum Schluß ihres Lebens beschäftigte. Zugleich trug sie eine moralische Schuld ab, die viel mehr der Fortschritt einer geläuterten Gesinnung als die Einwendungen ihrer Freunde ihr fühlbar machten.

In der Schrift über den Einfluß der Leidenschaften hatte sie den Selbstmord in gewissen Lebenslagen als ein Hülfsmittel der Starken entschuldigt. Jetzt trat ihr die Pflicht nahe, das unbedachte Wort zurückzunehmen. Sie that es, indem sie die Frage vom höchsten Standpunkt aus betrachtete und der stoischen Behauptung, als ob der Schmerz kein Uebel sei, die christliche Antwort ertheilte: der Schmerz ist ein Gut, ein Theil der ewigen Ordnung, in welcher Gerechtigkeit waltet. Das Schicksal ist nicht blind; es ist der geheime Richter, der uns verurtheilt, und wenn er ungerecht erscheint, wissen vielleicht wir allein, was er uns sagen will und von uns begehrt. Das Leiden ist die Bedingung der Vollkommenheit. Es schließt den Kreislauf des Daseins und führt durch die läuternde Kraft der Prüfung auf die Tage der Unschuld, auf die Tage vor der Sünde zurück. Der höchste Zweck des Lebens ist der Verzicht

---

[1]) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, XII, 255. Madame de Staël à Camille Jordan, Coppet, 3 Oct. 1811.

auf das Leben. Die Natur erreicht ihn durch Zerstörung, der Wille durch das Opfer. Das recht verstandene menschliche Dasein ist nichts anderes als die Lostrennung von der Personalität und dadurch die Rückkehr unter das allgemeine, unerschütterliche Gesetz, nicht indem man sich gegen dasselbe auflehnt, sondern dadurch, daß man sich ihm freiwillig unterwirft. Der Selbstmord ist kein Akt der Feigheit. Diese Art, ihn zu bezeichnen, hat noch Keinen abgehalten, ihn zu begehen. Aber er ist ein Akt des Zornes oder der Verzweiflung, und der ruhige Muth, der sich dem Schmerz unterwirft, steht menschlich höher.

Auf die verschiedenen Gründe der Selbstvernichtung übergehend, spricht sie die Ansicht aus, daß kein irdischer Beweggrund, keine vergängliche Ursache dazu berechtigen, eigenmächtig in die Ewigkeit einzutreten. Wenn auch viele menschliche Handlungen verabscheuungswürdiger als diese erschienen, so gebe es doch keine, die vollständiger von Gott lossage. Die Verfasserin zollt den einzelnen Opfern einer solchen That das tiefste Mitleid, aber sie spricht jetzt als Christin und als solche erkennt sie den tiefsten Grund der evangelischen Lehre in ihrer Deutung des Schmerzes. Sie gedenkt des Sophismus von Rousseau: „Wer uns vorschreibt, das Auge, das uns ärgert, auszureißen, verbietet uns nicht, uns das Leben zu nehmen", aber sie führt die Stelle nur an, um zu erinnern, daß sie gegen die Versuchung gerichtet ist und verweist auf den Kreuzestod Christi, durch welchen der Welt das höchste Beispiel freiwilliger Ergebung in Schmerz und Qual gegeben wurde. Den Blick auf ihn gerichtet, hat sich der Märtyrer begeistert und das Werk Gottes in sich vollendet, das die Selbstvernichtung für immer unterbricht. Denn das moralische Problem, die ganze Würde des Daseins bemessen sich an der Widerstandskraft, die der Mensch nicht nur gegen den Tod, sondern auch gegen alle egoistischen Interessen des Lebens aufzubieten hat [1]). Zunächst wohl deswegen, weil diese

[1]) Madame de Staël, Réflexions sur le suicide, Oeuvres comp. III, 305—388, besonders 314, 315, 317, 319, 336, 346.

Betrachtungen über den Selbstmord noch loser zusammenhängen als manche andere Schriften von Frau von Staël, sind sie verhältnißmäßig wenig beachtet worden. Die Moralphilosophie hat sich jedoch in unsern Tagen derselben erinnert. William Hartpole Lecky nennt die kleine Abhandlung ein Muster ruhiger, offener und philosophischer Frömmigkeit, die darauf verzichte, abgenützte Argumente zu wiederholen, und statt dessen das Ideal eines wahrhaft tugendhaften Menschen skizzire, um zu zeigen, wie sehr ein durchgebildeter Charakter vor der Versuchung zum Selbstmord sicher stelle [1]).

Unter diesen Beschäftigungen, verbunden mit den Verpflichtungen und den persönlichen Sorgen ihrer veränderten Lage war es Frühjahr geworden, und man begann zu glauben, daß Frau von Staël sich darein ergeben habe, von Napoleon in Coppet gefangen gehalten zu werden. Sie selbst hatte niemals ein Hehl daraus gemacht, daß ihr die Natur den physischen Muth sehr schwer gemacht habe. Ihre Entschlossenheit, sagt sie in den Dix années d'exil, liege in ihrer Einbildungskraft, nicht in ihrem Charakter; sie steigere sich alle Gefahren zu Phantomen. »Excessivement poltronne«, nennt sie Sismondi [2]). Auch Bonstetten meinte, sie werde bleiben bis das größte Unglück sie treffe, „denn", sagt er, „man hat sie zu sehr beleidigt, man hat ihr zu viel Unrecht gethan, um je verzeihen zu können. . . . . Das Schloß Coppet ist halb verlassen, nur Sismondi verläßt es nie. Frau von Staël dankt mir jeden Tag, daß ich zu ihr komme. Sie ist oft krank von Schmerz und jede Woche sind neue Beleidigungen wegen Sachen, die unwahr sind, wegen Anklagen, um die sie nie befragt wird, und wogegen also keine Vertheidigung ist" [3]). Die Mittelmäßigkeiten beruhigten sich bei

[1]) W. H. Lecky, History of European morals. Uebersetzung von Dr. H. Jolowicz, II, 46—47.

[2]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites, etc., 145. Sismondi à la Comtesse d'Albany, 11 Oct. 1811.

[3]) Bonstetten, Briefe an Fr. Brun, I, 332, 336, 339, 16. Sept., 10. Okt., 2. Nov. 1811.

dem Gedanken, daß ein schönes Landgut, ein großes Einkommen, und alle Annehmlichkeiten des täglichen Lebens diese Art von Haft zu einer sehr erträglichen machten, und nahestehende Freunde waren ihrerseits der Ansicht, es werde ihr zu schmerzlich sein, sich vom Grab ihres Vaters und von so vielen theuren Erinnerungen loszureißen[1]). Da erhielt eines Tags Madame Récamier folgende Zeilen: „Theure Juliette, ich fühle mich verpflichtet, zu gehen. Verpflichtet für Sie, für Mathieu, für meine Kinder und für mich. Wäre es mir vergönnt, in der Fremde mit Ihnen zu leben, so empfände ich es als ein unaussprechliches Glück. In meiner gegenwärtigen Lage aber graut mir vor dem Uebel, das ich gethan, das ich Andern zugefügt habe, vor meiner Abhängigkeit, vor der Unterdrückung" [2]). Mehrere Tage vor dem Eintreffen dieses Briefes war Frau von Staël in Sicherheit. Am 23. Mai, nachdem sie Abschied von dem wenige Monate zählenden jüngsten Kinde genommen, das zu Longirod, im Jura, der Obhut des berühmten Arztes Jurine anvertraut war[3]), hatte sie, den Fächer in der Hand, als ob es sich um eine gewöhnliche Ausfahrt handle, mit ihrer Tochter und dem jüngeren Sohn im Wagen, Coppet, wo man sie zu Tisch zurückerwartete, verlassen. Statt dessen reiste sie Tag und Nacht, bis sie einen kleinen Ort in der Nähe von Bern erreichte, wo A. W. Schlegel sich den Reisenden anschloß. Rocca, der sie eingeholt hatte, mußte zur Erledigung persönlicher Angelegenheiten nach vierundzwanzig Stunden noch einmal zurück nach Genf, und traf erst in Salzburg wieder mit den Reisenden zusammen. August von Staël, der mit ihm bis Bern gekommen war, erlangte vom österreichischen Gesandten in

[1]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites, etc., 145. Sismondi à la Comtesse d'Albany, Genève, 11 Oct. 1811.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 229.

[3]) Bonstetten, Briefe an Fr. Brun, II, 38 u. 141, 1. Nov. 1812 und 11. Aug. 1817.

Bern die Pässe, deren seine Mutter bedurfte, um ihre Reise fortzusetzen. Sie hatte auf der ganzen Fahrt nur eine Anwandlung von Schwäche gehabt, als es galt, Coppet vielleicht auf immer Lebewohl zu sagen. Nun kam der Abschied von ihrem ältesten Sohne, der dahin zurück mußte, um alles Geschäftliche zu besorgen. Unter dem Eindruck dieser Trennung gerieth sie ins Wanken und wäre fast umgekehrt. Zugleich aber sagte ihr die Vernunft, daß ein Entschluß wie der ihrige sich nicht mehr zurücknehmen lasse, und eben diese Erkenntniß stählte ihren Muth.

In Genf erfuhren Präfekt und Publikum erst am 2. Juni die Flucht von Frau von Staël. Die Einen bewunderten mit Sismondi die Widerstandskraft der Frau, die mit geschwächter Gesundheit und unter den erschwerendsten Umständen die Unterwerfung verweigerte, zu welcher sich, mit geringen Ausnahmen, ihre ganze Nation verstand, und nannten den Entschluß heroisch, der ihre Flucht veranlaßt hatte. Andere dagegen benützten einen Augenblick, wo die äußern Umstände ihnen Recht zu geben schienen, um Frau von Staël mit Verdächtigungen zu verfolgen, gegen welche sie sich des Schutzes beraubt hatte, denn sie richteten sich gegen die Person von Rocca, von dem man wußte, daß er ihr gefolgt war. „Und doch“, schrieb Sismondi der Gräfin von Albany, „hatte unsere Freundin triftige Gründe, diese Unvorsichtigkeit zu begehen, denn als sie Coppet verließ, wußte sie nicht, ob sie die nöthigen Pässe erhalten werde, um ihren Weg durch Oesterreich zu nehmen, und umkehren konnte sie nicht. Es blieb in diesem Fall nur der Weg durch die Türkei, und wie hätte sie es wagen können, sich allein mit ihrer Tochter der Obhut von Janitscharen anzuvertrauen? In einer solchen Eventualität bedurfte sie des Schutzes. Schlegel war dazu nicht der Mann; ihr jüngerer Sohn, der sie begleitete, konnte durch seine Unzuverlässigkeit die Gefahren ihrer Lage nur vermehren. Unter diesen Umständen willigte sie in die Begleitung von Rocca, oder vielmehr sie schickte ihn nicht zurück, als er sie vierundzwanzig Stunden nach ihrer Abreise einholte.

Ich hoffe, in der Fremde wird man den Verleumdungen, die sich daran knüpfen, keine weitere Beachtung schenken. Seitdem ihre Tochter zu einem reizenden Mädchen heranwächst, ist Frau von Staël für ihre Handlungen mehr als je zuvor verantwortlich. Sie fühlt und weiß es, und ich zweifle nicht, daß dieser letzte Zug der Gehässigkeit ihrer Gegner ihr Herz aufs Tiefste verletzt haben muß" [1]).

Darin täuschte sich Sismondi nicht, aber Frau von Staël hatte doch auch in dieser Beziehung eine ruhigere Anschauung der Dinge, die sich ins Unvermeidliche fügte, gewonnen. „Mehr als irgend Jemand", schrieb sie bei einer früheren Gelegenheit an Madame Récamier, „habe ich Verleumdungen erfahren, und alle Hülfsmittel gegnerischer Mächte sind wider mich aufgeboten worden. Im Ausland aber, wo man uns meist schon so, wie es von der Nachwelt geschehen wird, beurtheilt, bin ich über alles Erwarten gut und wohlwollend aufgenommen worden. . . Zu fürchten sind eigentlich nur verdiente Vorwürfe und materielle Verfolgungen. Mit Ausnahme dieser beiden Dinge vermögen unsere Feinde nichts gegen uns" [2]).

Nach manchen Aufregungen, aber im Ganzen doch ohne ernstes Ungemach traf Frau von Staël am 6. Juni 1812 wieder in der Kaiserstadt an der Donau ein. Der Zeiger der Geschichte näherte sich bereits der verhängnißvollen Stunde. Das Gefühl, daß ein Entscheidungskampf mit Rußland unvermeidlich für ihn sein werde, beherrschte Napoleon seit jenem 14. Oktober 1808, wo er sich, nach dem Kongreß von Erfurt, von Kaiser Alexander nach den überschwänglichsten Freundschaftsbezeugungen trennte. Vom Augenblick an, wo er den russischen Herrscher seiner Politik scheinbar verpflichtet hatte, erkannte auch Napoleon, daß früher oder später ihre Wege doch auseinandergehen mußten. Das

[1]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites, etc., 163. Sismondi à la Comtesse d'Albany, Pescia, 14 Oct. 1812.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar.

Scheitern des Heirathsprojektes zwischen Napoleon und einer Schwester Alexanders führte durch die Verbindung mit einer Erzherzogin zur österreichischen Allianz. Bereits im März 1809 hatte der neue russische Botschafter in Paris, Fürst Kurakin, aus dem Kabinet des Kaisers durch Bestechung verschiedene Denkschriften erworben, worin hauptsächlich Duroc auf Wunsch seines Gebieters alle Gründe aufzählte, die Frankreich zum Krieg mit Rußland veranlaßten[1]. Dieselbe Erkenntniß brach sich mehr und mehr in Rußland Bahn, und bestimmte die Art und Weise, wie man der zu Erfurt übernommenen Verpflichtung nachkam, im Bunde mit Napoleon am Krieg gegen Oesterreich Theil zu nehmen. Die Gegensätze verschärften sich durch die Weigerung des französischen Kaisers, einen Vertrag zu unterzeichnen, der als selbständiges Königreich Polen nie wieder herzustellen versprach. Es folgten die Gewaltmaßregeln von 1810, die Einverleibung Hollands, des Kanton Wallis, der drei Hansestädte, der sechshundert Quadratmeilen deutschen Gebiets zwischen der holländischen Grenze und der Elbe, endlich die Besitznahme des Herzogthums Oldenburg, wodurch der Tilsiter Friede in mehreren seiner Artikel verletzt und Kaiser Alexander in der Person eines nahen Blutsverwandten getroffen war. Von da an datirten die russischen Rüstungen, der Gedanke Alexanders, dem Gegner durch Gewinnung der Polen ein hauptsächliches Werkzeug seiner Pläne aus den Händen zu winden. Die Träume seiner Jugend erwachten, wie schon früher so auch jetzt wieder, und in Briefen an den Busenfreund, Fürst Adam Georg Czartoryski, kehrt der Gedanke zurück, Polen innerhalb gewisser Grenzen und mit einer freien Verfassung unter dem russischen Kaiser als König von Polen wiederherzustellen. Aber der Posa dieses Carlos hielt die Treue nicht. Aus der Antwort Czartoryski's geht klar hervor, daß neben allen andern Bedenken, die

---

[1]) Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands, II², Buch IV, 590—593, 654. A. Rambaud, L'Allemagne sous Napoléon, I, 401 et suiv.

er den unbestimmten Vorschlägen seines kaiserlichen Freundes entgegenhielt, der Glaube an Napoleon und an die Unzerstörbarkeit seiner Macht es war, der ihn zu einer abschlägigen Antwort bestimmte[1]). Während ein Jahr nach diesem denkwürdigen Briefwechsel die große Armee die russischen Grenzen überzog, präsidirte Adam Casimir Czartoryski, der Vater, dem Reichstag zu Warschau, der das Königreich Polen als wiederaufgerichtet erklärte, und die polnischen Truppen fochten auf französischer Seite.

Am 15. August 1811 hatte Napoleon in einer stürmischen Unterredung mit dem Botschafter Kurakin keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß er über die Pläne seines Herrn in Bezug auf Polen unterrichtet war[2]). Alexander jedoch ließ die Herausforderung unberücksichtigt. Er wollte keinen Angriffskrieg und dachte daran, in Lithauen ein Vertheidigungssystem ähnlich wie die Linien von Torres-Vedras zu schaffen. An dieser Politik scheiterten die Unterhandlungen mit Preußen, das von allen Seiten durch Napoleon umzingelt, vergebens um den Beistand des Czaren warb; nachdem alle Versuche, auch in Bezug auf Unterstützung durch England, fruchtlos geblieben waren, schloß Hardenberg den Allianzvertrag mit Frankreich am 24. Februar 1812. Alexander schrieb an Czartoryski, der König von Preußen habe für Berlin und für seinen Palast die Monarchie geopfert[3]). Napoleon dagegen sagte am 17. Dezember 1811 zum preußischen Gesandten von Krusemark, den Kaiser Alexander stürze sein Leichtsinn ins Verderben: er rufe einen Krieg hervor, unheilvoll wie noch keiner erlebt worden sei[4]). Unter den Forderungen, die Napoleon an Rußland stellte, war auch die, alle neutralen Schiffe

---

[1]) Prince Ladislas Czartoryski, Alexandre I. et le prince Czartoryski, Paris, 1865, 127—177. Alexandre à Czartoryski, 25 Déc. 1810, 31 Janvier 1811.

[2]) Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands, II², 671—672, 677, 679.

[3]) Prince Ladislas Czartoryski, Alexandre I. et le prince Czartoryski, 176. Alexandre à Czartoryski, 1er Avril 1812.

[4]) W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg, I, 1.

mit Beschlag zu belegen. Das Losungswort des russischen Feldzugs lautete, Frankreich sei zum Krieg gezwungen, weil Rußland die Kontinentalsperre nicht beachte[1]). Die Besetzung von Schwedisch-Pommern und Stralsund durch französische Truppen, die Schweden durch Gewalt zur strengen Abschließung seiner Häfen gegen England zwingen sollte, weckte statt dessen in Stockholm den Widerstand der Verzweiflung. Ein letzter Vermittlungsversuch von Bernadotte wurde von Napoleon mit Entrüstung abgelehnt, und um sich nicht von dem Volk, das ihn erwählt hatte, zu trennen, ging der einstige Marschall des französischen Kaisers zu Rußland über. Es war kaum eine Uebertreibung, wenn Napoleon 1813 zu Mollien sagte: »La France n'a étendu ses conquêtes que pour enlever des tributaires à l'Angleterre«[2]).

Das Kapitel der Considérations, das vom Angriffssystem Napoleon's, seinen Kreuzzug gegen England handelt, nennt diese Politik »une absurdité tyrannique« gegen den Fundamentalsatz aller Volkswohlfahrt gerichtet, nach welchem Handel und Industrie ihrer natürlichen Entwicklung überlassen bleiben müssen[3]).

Als Frau von Staël in Wien eintraf, war Kaiser Franz in Dresden, bei der Zusammenkunft, wo Napoleon zum dritten Mal die Fürsten Deutschlands zu sich entbot, diesmal um die Große Armee vor ihnen defiliren zu lassen. Während die Souveräne die demüthigenden Ehren dieser Gastfreundschaft über sich ergehen ließen, konferirten ihre Staatsmänner im tiefsten Geheimniß darüber, Metternich, wie er die Macht des Despoten beschränken, Hardenberg, wie er sie vernichten könne. Im Gefolg von Napoleon fehlte Talleyrand. Dagegen schien ein seit kurzem ernannter Generaladjutant sein Vertrauen zu genießen. Es war Narbonne, der seit 1809 in das kaiserliche Heer als General eingetreten und hierauf in diplomatischer Eigenschaft

[1]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres comp. XIII, 393.
[2]) Comte Mollien, Mémoires d'un ministre du trésor public, IV, 61.
[3]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres comp. XIII, 342—344.



verwendet worden war. Wegwerfend sagte indessen Napoleon zu Metternich, er verwende Narbonne nur, wenn es nicht auf Unterhandlungen, sondern auf Phrasen abgesehen sei[1]. Letzterer hatte ebenso eindringlich als vergebens vor dem Zug nach Moskau gewarnt[2]. Es wurde ihm jetzt die traurige Auszeichnung zu Theil, als Ueberbringer des Ultimatums an Alexander nach Wilna abgeschickt zu werden, wo dieser, nach Einleitung der Friedensunterhandlungen mit der Türkei, sich bereits seit Ende April befand. Er zeigte dem Abgesandten Napoleon's die vor ihm ausgebreitete Karte von Rußland: „Ich weiß", sagte er zu ihm, „welch ein großer Heerführer Kaiser Napoleon ist, aber auf meiner Seite stehen Zeit und Raum". Ins französische Hauptquartier zurückgekehrt, verschwieg Narbonne seine Ueberzeugung nicht, diesmal sei es Alexander bitter Ernst[3].

Am 23. Juni überschritten viermalhunderttausend Mann den Niemen und betraten, ohne den leisesten Widerstand zu finden, das russische Gebiet. Klopfenden Herzens verfolgte Frau von Staël in Wien den Gang der Ereignisse, die über das Schicksal der Europäischen Welt entschieden. Das offizielle Oesterreich war dem französischen Bündniß beigetreten, weil es, wie Preußen, durch die Umstände dazu gezwungen war. Zu derselben Zeit aber, wo der polnische Reichstag die Wiederherstellung des Königreichs Polen verkündete, für welche dreißigtausend Oesterreicher mit ins Feld zogen, wurde in Galizien jeder Versuch, sich der nationalen Sache anzuschließen, von der österreichischen Regierung mit Gewalt niedergehalten. Um die Lage zu kennzeichnen, läßt Frau von Staël diese Regierung zu ihren polnischen Unterthanen sprechen: „Ich verbiete Euch, meiner Meinung zu sein". Die Haltung Napoleon's in der polnischen

---

[1]) W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg, I, 311.

[2]) Villemain, Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature, I, 167, 173.

[3]) Ebendaselbst I, 187.

Frage schien der Verfasserin der Dix années d'exil kaum weniger zweideutig. „Polen“, schreibt sie, „ist der Vorwand, dessen Napoleon gegen Rußland bedarf, aber die Unabhängigkeit des Landes ist ihm gleichgültig, und mehr als einmal hat er dem Kaiser Alexander gegenüber verächtlich von dem Verlangen der Polen, ein freies Volk zu werden, gesprochen. Der Despotismus wird ihnen wohl kaum diese Freiheit geben“ [1]). Sie wußte nicht, als sie diese Worte niederschrieb, daß Napoleon ein paar Monate früher zu Narbonne gesagt hatte: „Ich liebe die Polen auf dem Schlachtfeld. . . . . Ich will ein Lager in Polen, ein Forum will ich nicht; das habe ich mir wohl überlegt. Wir werden ein Stückchen Reichstag haben zum Zweck der Aushebungen im Großherzogthum Warschau, sonst nichts. . . . . Nein, mein lieber Narbonne, ein Polen dulde ich nur als disciplinirte Macht, zur Verwendung auf dem Schlachtfeld“ [2]). Nach dem Einmarsch in Rußland sagte er zu dem von Alexander abgeordneten Polizeiminister Balascheff: „Glauben Sie etwa, daß mir etwas an diesen polnischen Jakobinern gelegen sei?“ [3])

Derselbe Mangel an Aufrichtigkeit, der in Oesterreich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten kennzeichnete, machte sich in der Behandlung der innern Angelegenheiten fühlbar. In Wien fand Frau von Staël F. Gentz als Hülfsarbeiter Metternich's und Wilhelm von Humboldt als preußischen Gesandten wieder. Mit ihm und den Seinigen sehnten viele österreichische Gesinnungsgenossen das Ende des unnatürlichen Bündnisses herbei, das den Staat und die Nation erniedrigte. In den Bureaus der Polizei aber herrschte Mißtrauen gegen Alles, was seine eigenen Wege ging, und vor Allem die Furcht, Napoleon zu mißfallen. Der russische Gesandte, Graf Stackelberg, hatte bei dem Kaiser Pässe für Frau von Staël verlangt, die ihr

---

[1]) Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. VII.

[2]) Villemain, Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature, I, 165—166.

[3]) Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. X.

das freie Geleit durch russisches Gebiet sichern sollten. Aber es mußten Wochen verstreichen, bevor diese Pässe aus dem kaiserlichen Hauptquartier eintreffen konnten, und inzwischen folgten Polizisten zu Fuß, und wenn nöthig auch zu Wagen, Frau von Staël und ihrer Reisegesellschaft, wohin sie gingen. Es war ein erschwerender Umstand, daß Rocca sie begleitete, denn dieser hatte zwar seinen Abschied genommen, und konnte seiner Wunden wegen überhaupt nicht mehr dienen, aber selbstverständlich hatte er, um keinen Verdacht zu erwecken, eine Autorisation zur Reise ins Ausland nicht einholen können, und die französischen Behörden behandelten ihn in Folge dessen als Deserteur und bestanden auf seiner Auslieferung. Letzteres wurde zwar in Wien verweigert, aber dafür sollte Frau von Staël ihrerseits darauf verzichten, ihn offiziell in der Wiener Gesellschaft vorzustellen. Sie fand das Begehren unbillig und bestand auf ihrem Recht. „Aber gnädige Frau", mahnte Metternich's rechte Hand, der Polizeipräsident Hager, „sollen wir um des Herrn Rocca willen Krieg führen?" „Warum nicht", entgegnete sie, „Herr Rocca ist mein Freund und wird mein Mann werden". Fürst Metternich hat es der Mühe werth gefunden, die leicht hingeworfene Aeußerung in seinen Denkwürdigkeiten mit einer Pedanterie, die ihm nicht immer fremd war, zu rügen[1]). Er hätte sich damit begnügen können, auf seine größte Leistung, die geheime Diplomatie von 1813 zu verweisen. Sie erfüllte die kühnsten Wünsche von Frau von Staël, denn in den Maschen dieses kunstvollen Netzes wurde Napoleon tödtlich umstrickt[2]).

Im Frühsommer von 1812, und längere Zeit nachher, war man aber in Wien noch weit davon entfernt, an die Möglichkeit einer Vernichtung der Großen Armee zu glauben und die Folge

---

[1]) Fürst Richard Metternich, Aus Metternich's nachgelassenen Papieren, III, 447.

[2]) W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg, II, 87, 293, 322, 384, 395.

davon war, daß Frau von Staël von Seite der österreichischen Regierung auf keinen Schutz hoffen konnte, wenn der französische Gesandte Otto, der gerade abwesend war, auf ihrer Ausweisung bestand, bevor die erwarteten russischen Pässe eintrafen. In dieser peinlichen Ungewißheit tauchte noch einmal der Gedanke der Flucht durch türkisches Gebiet auf, und für alle Fälle wurde ein Vertrag mit einem Armenier abgeschlossen, der die Reisenden nach Constantinopel bringen sollte, von wo sie über Griechenland, Sicilien, Cadix und Lissabon nach England gelangen wollten. Da aber die österreichische Regierung erklärte, sie könne nur eine Reiseroute, entweder die über Ungarn nach Constantinopel, oder jene über Galizien nach Petersburg bewilligen, so entschloß sich Frau von Staël dennoch, den letzteren Weg einzuschlagen und Rocca in Wien zurückzulassen, von wo er, nach Eintreffen der russischen Pässe, sie wiedereinholen sollte. Sie hatte bald Ursache, den Entschluß zu bedauern, denn die Subalternbeamten in der Provinz erwiesen sich viel unduldsamer als die Polizeidirektion in der Hauptstadt. Bereits in Brünn machte man alle erdenklichen Schwierigkeiten, beanstandete die Pässe der Reisenden, ließ ihren Sohn, der die Sache in Wien zu ordnen sich anbot, unter keiner Bedingung dahin zurückkehren, und gestattete endlich die Weiterreise nur mit dem Vorbehalt, daß dieselbe ohne Unterbrechung bis zur russischen Grenze fortgesetzt werde. Frau von Staël begann zu begreifen, warum, im Süden besonders, die Leute es vorzogen, von den Franzosen geplündert als von den Oesterreichern regiert zu werden. Die Eindrücke, die sie in Galizien empfing, waren gleichfalls nicht dazu angethan, sie heiterer zu stimmen. Die Gegend war einförmig und traurig, das Volk fand sie unwissend und träge, in den Händen der Juden, die es ausbeuteten und die Ernte des kommenden Jahres gegen Branntwein an sich brachten. Die Gutsbesitzer kümmerten sich nicht um ihre Bauern, die sie darben ließen, während sie selbst in Ueberfluß schwelgten, und die deutschen Beamten ließen den Einen wie die Andern die Willkür der Fremd-

herrschaft empfinden. Galizien war damals von Kreishauptleuten verwaltet. In jedem einzelnen Kreis mußte Frau von Staël ihre Pässe visiren lassen; an jeder Polizeistation las sie eine Bekanntmachung, wodurch die Gendarmerie aufgefordert wurde, sie bei jedem Schritt zu überwachen. Noch strengere Befehle waren in Bezug auf Rocca gegeben, dessen Personalbeschreibung an alle Behörden mit der Weisung erging, ihn in seiner Eigenschaft als französischen Offizier festzunehmen. Für Frau von Staël war der einzige lichte Punkt dieser Fahrt durch Galizien die Aussicht, bei Freunden, auf dem Schloß Lanzut, in der Nähe der russischen Grenze, einige Tage der Ruhe und Erholung zu finden.

Diese Freunde waren der Fürst Lubomirski und seine Gemahlin, Schwester des Fürsten Adam Casimir Czartoryski, der eben dem Reichstag zu Warschau präsidirte. Lanzut war eine Residenz von fürstlicher Pracht, und seine Besitzer hatten sich während eines längern Aufenthalts in Genf mit der Herrin von Coppet befreundet. Auf der letzten Station, die zu passiren war, bevor man das Schloß erreichte, wurden noch einmal die Formalitäten der Paßrevision erfüllt, und man glaubte sich endlich für die nächsten Tage ungestört, als Schlegel und Albert von Staël mit der Nachricht aus dem Posthaus zurückkehrten, der Kreishauptmann gestatte in Lanzut nur eine achtstündige Rast unter der Bedingung, daß einer seiner Beamten die Reisenden begleite. Letzterer folgte den beiden Herren auf dem Fuß und dünkte Frau von Staël ein ganz besonders unangenehmes Gemisch von angeborner Servilität und dazu dressirtem, brutalem Diensteifer. Es empörte ihr sittliches Gefühl, daß die Folter dieser kleinlichen, unwürdigen Verfolgung ihr von Deutschen auferlegt wurde, von denselben Deutschen, um deretwillen sie zu der Irrfahrt durch Europa verurtheilt war. Zu den physischen Leiden, die ihr das Ungemach des Wetters, die schlechten Herbergen, der ganz unglaubliche Zustand der polnischen Poststraßen verursachten, kam

jetzt, wo auch die russischen Pässe eingetroffen waren, die peinigende Angst, daß Rocca, den sie nicht mehr zu warnen vermochte, jeden Tag, jede Stunde erscheinen und sich damit der Gefahr aussetzen konnte, dem sie begleitenden Commissär in die Hände zu fallen, dessen Wagen dem ihrigen in fast unmittelbarer Nähe folgte. Die Befürchtung war gerechtfertigt, denn Rocca, der sie in Lanzut begegnen sollte, war bereits dort eingetroffen und hatte, von der Ungeduld sie wiederzusehen, getrieben, sich ein Pferd satteln lassen um ihr entgegenzueilen. Wenige Meilen vom Ziele sah sie ihn daherreiten, und hatte gerade noch Zeit, ihn durch alle Zeichen der Bestürzung zur Umkehr zu bewegen, bevor der Commissär seiner ansichtig wurde [1]). Sie überzeugte sich noch, daß er sie verstanden habe, dann aber war es mit ihrer Kraft zu Ende, und sie erlitt einen so heftigen Nervenanfall, daß man sie aus dem Wagen heben und auf der Landstraße niederlegen mußte. Der erschrockene Commissär schickte seinen Diener um frisches Wasser, allein bevor er wiederkehrte, hatte Frau von Staël die Besinnung wiedererlangt und wollte sich noch lange nachher diesen Augenblick der Schwäche nicht verzeihen. Fürst Lubomirski und seine Gattin empfingen sie aufs Wärmste, und thaten, was in ihrer Macht stand, um sie zu beruhigen und ihren Muth durch die Nachricht wieder aufzurichten, daß Rocca in Sicherheit sei. Das aber konnten sie nicht hindern, daß der unerträgliche Commissär sich in ihr Haus und an ihre Tafel drängte, und am nächsten Morgen dem jungen Staël versicherte, nur aus persönlicher Rücksicht für seine Mutter habe er die Vorschrift umgangen, die Nacht in ihrem Schlafzimmer zuzubringen, um geheime Verhandlungen zwischen ihr und ihren Gastfreunden zu verhindern. „Sie haben wohl daran gethan", entgegnete der heißblütige junge Mann, „denn ich würde Sie zum Fenster hinausbefördert haben". Von Lanzut und seinen berühmten Sammlungen und Gärten schied Frau

[1]) August von Staël, Note zu den Dix années d'exil, 2ème partie, Chap. IX.

von Staël, ohne etwas davon gesehen zu haben, und nachdem ihr Wächter sie bis zur Grenze seines Distrikts begleitet hatte, verabschiedete er sich mit der Frage, ob sie zufrieden mit seinen Diensten gewesen sei. „Die Einfältigkeit des Mannes", sagt sie, „entwaffnete meine gerechte Empörung. . . . Er hatte mit der Keule des Herkules eine Fliege todtgeschlagen und während der Zeit waren ihm wichtigere Dinge entgangen."

Oesterreichische Grenadiere geleiteten sie bis an die Grenze, und von dem Land, das ihr wenige Jahre früher so gastfreundlich gewesen war, schied sie jetzt mit den Worten: „Die Monarchie, die ich mächtig, gerecht und geachtet gesehen hatte, war durch die Allianz mit Napoleon zum letzten Rang unter den Nationen herabgedrückt worden. Die nationale Begeisterung, die den Widerstand gegen Bonaparte ermöglichte, ist durch den Souverän und auf das Drängen von Rathgebern erstickt worden, welchen er mehr Gehör als der eigenen Regung schenkte. Die armen Opfer von Eßling und Wagram, die ihr Leben für den Fortbestand der österreichischen Monarchie und eines deutschen Stammes hingaben, ahnten nicht, daß drei Jahre später ihre Waffenbrüder für die Ausdehnung des Napoleonischen Reiches bis an die Grenzen von Asien und für Herstellung eines Zustands kämpfen würden, die keinem Verbannten, sei er König oder Unterthan, eine Zufluchtstätte in Europa offen lassen sollte" [1]).

Nach den Erlebnissen der letzten Wochen begrüßten die Reisenden dieses russische Reich, das einzige auf dem Europäischen Continent, wohin die Herrschaft von Bonaparte nicht reichte, als ein Land der Freiheit. Der 14. Juli, der 1789 die Revolution eröffnet hatte, war der Tag, an welchem Frau von Staël die russische Grenze überschritt. »Ainsi«, schreibt sie, »se refermait pour moi le cercle de l'histoire de France.«

Der direkte Weg nach Petersburg war bereits durch Truppen

---

[1]) Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. IX.

verlegt, und so mußte der Umweg von einigen hundert Meilen über Moskau gemacht werden, was bei einer Reiseroute, die fünfzehnhundert Meilen betrug, kaum mehr in Betracht kam. Aber es galt keinen Tag zu verlieren, wenn man nicht von den nachrückenden Armeen eingeschlossen werden wollte. Das nächste Reiseziel war Kiew, dessen zeltartig gebaute Häuser der Hauptstadt der Ukraine ein asiatisches Ansehen gaben, wie denn überhaupt der Frau von Staël die Russen so durchaus als Orientalen erschienen, daß sie es störend empfand, das Volk anders als orientalisch gekleidet zu sehen. In Kiew kommandirte General Miloradowitsch, ein alter Waffengefährte Suwarows, der die Reisenden mit allen Ehren der aufmerksamsten Gastfreundschaft empfing. An den Krieg erinnerten nicht nur die materiellen Vorbereitungen, denn Kiew war eine der Stationen, wo die Vorräthe der russischen Armeen angehäuft wurden. Auch die Anekdoten, die von Mund zu Mund gingen, kennzeichneten die Art des Widerstands, der sich vorbereitete. „Wie viele Kirchen zählt Moskau?“ hatte Napoleon den Polizeiminister Balascheff gefragt. „Etwa sechzehnhundert“, gab dieser zur Antwort. „Das ist unbegreiflich in einer Zeit, wo Niemand mehr religiös ist“, sollte der Kaiser erwidert und hierauf den Bescheid erhalten haben: „Verzeihung, Majestät, die Spanier und die Russen sind noch fromm“ [1]. Die Beobachtungen von Frau von Staël über das russische Volk sind scharfsinnig und wohlwollend. Sie eilte auch hierin ihrer Zeit voraus, indem sie sich von den hergebrachten Ansichten lossagte, die durch ihre Landsleute, und ganz besonders durch Diderot, in Umlauf gesetzt worden waren. Den Irrthum wiederholte sie nicht, Rußland nach Petersburg, und die Nation nach den einzelnen Individuen zu beurtheilen, die im Ausland, und besonders in Paris, die Hülfsmittel und Verkehrtheiten einer raffinirten

[1] Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. X. Nach Th. v. Bayern, Eindrücke und Skizzen aus Rußland, 71, zählt Moskau seit dem Brande immer noch 400 Kirchen.

Kultur aufsuchten. Nichts erschien ihr so falsch als das Urtheil von Diderot: Les Russes sont pourris avant d'être mûrs. Sie fand im Gegensatz zu ihm das Volk jugendkräftig bis in die Verirrungen, die noch an die Barbarei erinnerten, ergeben in Schmerz und Entbehrung, fleißig, geduldig, gutmüthig und melancholisch, reich an Kontrasten, wie alle jungen Völker, der Betrachtung und religiösen Erweckung zugethan, wie alle Racen, die eng mit dem Orient zusammenhängen. Bei den Reichen war kein Uebergang vom übertriebensten Luxus zu fast bäuerlicher Einfachheit in den täglichen Lebensgewohnheiten zu erkennen. An die Stelle der Empfindung für das Schöne trat überall der Begriff des Kolossalen; die Ausdauer war durch Kühnheit ersetzt; um eine Stunde hindurch nach Herzenslust verschwenden zu können, darbte man lange Tage. Der Mittelstand fehlte fast ganz, aber trotz der Leibeigenschaft war das Verhältniß zwischen Gutsherrn und Bauern meist ein gutes. Die niederen Klassen erschienen Frau von Staël sanft und rücksichtsvoll, nicht nur im Verkehr mit höher Gestellten, sondern auch mit ihresgleichen, und die Vorwürfe, die man gegen das russische Wesen zu erheben pflegt, nur in Bezug auf das niedere Beamtenthum völlig gerechtfertigt. Sie faßte ihr Urtheil über die Nation dahin zusammen, sie sei mehr zur Leidenschaft als zur Freundschaft geneigt, mehr fromm als tugendhaft, mehr tapfer als ritterlich, vorwiegend militärisch und vor Allem religiös gesinnt. Die Sprache dünkte ihr metallreich, und einzelne Worte tönend wie Erz. Obwohl die Kultur im Ganzen noch auf einer niedrigen Stufe stand, fand sie dennoch das Aneignungstalent der Russen erstaunlich, und die Schattenseiten des Volkscharakters, die Unbeständigkeit des slawischen Wesens, seine Neigung zur Verstellung, sein Mangel an Ueberlegung, verschwanden vor der heroischen Ergebung, mit welcher der großen nationalen Krisis begegnet wurde.

Im Gouvernement von Tula wurde Frau von Staël von der Frau des Gouverneurs mit asiatischer Pracht empfangen

und vom Lande kamen Edelleute, um sie ihrer schriftstellerischen Erfolge wegen zu beglückwünschen. Je weiter sie übrigens durch die monotone Landschaft vordrang, um so mehr verlor sie angesichts der endlosen Einförmigkeit dieser Ebnen das Gefühl der Fortbewegung. Auch wurde es immer schwieriger, Postpferde zu finden, weil die Armeen alles Fuhrwerk requirirten. Es kamen Augenblicke, wo Frau von Staël, nach stundenlangem oft vergeblichen Warten vor den Poststationen, sich fragte, ob sie der Ironie des Schicksals verfallen und tausende von Meilen weit geflohen sei, um nun endlich doch wieder Napoleon in die Hände zu gerathen und ihren Feinden ein Gegenstand des Spottes zu werden. Da endlich tauchten über der endlosen Fläche die goldenen Kuppeln von Moskau auf. Von dem Westen kommend, war die ihrige unzweifelhaft die letzte Reisegesellschaft, die das alte Moskau noch erblicken sollte, „das asiatische Rom", wie sie es nennt, und wo inmitten der angehäuften Herrlichkeiten des Morgen- und Abendlandes nur die Künste fehlten um die Pracht zu adeln. Im Sommer von 1812 traten jedoch alle andern Interessen vor dem Patriotismus zurück, dem die Einwohnerschaft von Moskau die ungeheuersten Opfer brachte. Privatpersonen stellten dem Czaren ganze Regimenter zur Verfügung, andere gaben den vierten Theil ihrer Habe. Graf Rostopschin empfing Frau von Staël noch in seiner Sommerresidenz, inmitten von Moskau in einem Park gelegen und dazu bestimmt, auf den speziellen Befehl von Napoleon eingeäschert zu werden[1]). Einen Monat nach dem Besuch von Frau von Staël, in der Nacht vom 14.—15. September, sank Moskau in Asche, „wie ein Märtyrer, dessen Opfertod seiner Sache neue Vertheidiger erweckt"[2]). Rostopschin, nach Außen ein Weltmann von untadelhaftem Auftreten, innerlich eine noch unverbrauchte Despotennatur, hat später mit Rücksicht darauf, daß

---

[1]) Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen von Toll, II, 238.

[2]) Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. XIV.

der Kaiser sie nicht befohlen hatte, die That verleugnet, für die ihn auch Frau von Staël in ihren 1812 niedergeschriebenen Aufzeichnungen verherrlicht. Die Geschichte jedoch hat geurtheilt wie sie, und nicht den Worten von Rostopschin, sondern seiner That geglaubt [1]).

Der Weg nach Petersburg ging über Nischni-Nowgorod. Angesichts dieses Emporiums für den Handel zweier Welttheile, dessen ungeheure Entwicklung republikanische Einrichtungen bis 1569 schützten, als Czar Iwan die Freiheit von Nowgorod vernichtete, that Frau von Staël zum ersten Mal den berühmten, in den Considérations wiederholten Ausspruch: »On se plaît à dire que la liberté n'a été réclamée en Europe que dans le dernier siècle; c'est plutôt le despotisme qui est une invention moderne« [2]).

Was sie charakteristischer Weise nach der Ankunft in Petersburg zuerst begrüßte, war die englische Flagge auf dem Mast eines englischen Schiffes, das auf der Newa vor Anker lag. Mit dem Bewußtsein, daß diese Flagge das Meer und die Freiheit verkündete, kehrte ein Gefühl der Unabhängigkeit zurück, das sie ein Jahrzehnt hindurch entbehrt hatte. Eine der schlimmsten Versuchungen war für sie vorüber, diejenige, die zwischen uns und unser Schicksal, um die göttliche Führung zu verdunkeln, den Schatten eines Menschen wirft.

In Petersburg wohnte Frau von Staël auf dem Quai in der Nähe der Admiralität und sah von ihren Fenstern die berühmte Reiterstatue, von ihrem Landsmann Falconet errichtet, mit der stolzen Inschrift: Peter dem Ersten Katharina die Zweite. Sie fand keinen andern Fluß an Schönheit mit der Newa zu vergleichen und erfuhr in den Häusern und

---

[1]) Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen von Toll, II, 146—165.

[2]) Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. XV. Zu vergl. Considérations sur la Révolution française, Oeuvres comp. XII, 25 und hier, S. 80.

Sommerresidenzen des russischen Adels die liebenswürdigste und zuvorkommendste Aufnahme. Ueber die Schattenseiten der russischen Gesellschaft vermochte sie dieser Empfang aber doch nicht zu täuschen, und die Petersburger Zustände veranlaßten sie zu einer Kritik, die bis dahin vor der schlichten Hingebung der ländlichen Bevölkerung wie vor dem Heroismus des Moskauer Adels verstummt war. In den aristokratischen Salons von Petersburg verkehrten die Bennigsen, die Subow, unter deren Händen Paul I. geendet hatte. Als Kaiser Alexander 1814 hörte, daß Ludwig XVIII. sich gegen den Königsmörder Fouché sträubte, gab er bekanntlich zur Antwort: „Ludwig XVIII. verlangt zu viel; habe ich doch den ganzen letzten Winter hindurch mit Platon Subow gefrühstückt“ [1]). Neben solchen sittlichen Schäden machten sich der Mangel an solider Bildung in den höheren Ständen, die Abwesenheit tüchtiger Mittelklassen, der schädliche Einfluß der Willkür von Oben und einer mangelhaft organisirten, ganz unzuverlässigen Verwaltung um so peinlicher fühlbar. Frau von Staël bemerkt, daß auch der verfeinerte geistige Genuß, da wo überhaupt das Bedürfniß nach einem solchen sich regte, noch ganz auf Aeußerlichkeiten, statt auf Inhalt und Ideen gerichtet war, daß man, um sich zu informiren, keine Bücher las, sondern Menschen befragte, und überhaupt die ganze Europäische Civilisation aus zweiter Hand bezog. Der freie Meinungsaustausch fehlte gänzlich, weil man sich überall beobachtet wußte und jedes Wort mit ängstlicher Ueberlegung auszusprechen gewohnt war. Selbst die erschütterndsten Ereignisse, diejenigen, auf welche die Blicke der ganzen Nation mit fieberhafter Spannung gerichtet waren, die Einnahme von Smolensk, am 17. August, den Marsch auf Moskau, erfuhr Frau von Staël nicht durch Einheimische, sondern durch Fremde.

Der Feind stand vor den Thoren der alten Hauptstadt und bedrohte die neue, und nach wie vor wurden den Russen

[1]) Forneron, Les Émigrés et la société française sous la règne de Napoléon I. Correspondant, 1887, 221, Note.

die Wechselfälle des Kriegs, das Schicksal ihrer Armeen verschwiegen, nach wie vor bereicherten sich bestechliche Beamte auf Kosten des Staates und der hungernden Soldaten, und waltete die Intrigue, selbst bei Besetzung der höchsten Stellen im Heer, von welchen das Heil des Vaterlandes abhing. Daß es trotzdem auch in Rußland eine öffentliche Meinung gab, zeigte sich vor dem Tag von Smolensk, durch die dem Kaiser abgerungene Ernennung von Kutusow zum Oberbefehlshaber der russischen Heere, an der Stelle von Barclay de Tolly, der seiner schottischen Abkunft wegen dem Fremdenhaß zum Opfer fiel[1]). Dagegen blieb der ganz französisch gesinnte Kanzler Rumänzow an der Spitze der Verwaltung, und Frau von Staël, als sie vom greisen Kutusow schied, verzweifelte für Europa und für ihn an der Möglichkeit eines Erfolges[2]).

Den Verhältnissen überlegen und eine Bürgschaft für die Zukunft schien ihr in Rußland nur Kaiser Alexander selbst zu sein. Sie sah ihn kurz, denn in den ersten Tagen des August war er von Moskau zurückgekehrt und bald darauf begab er sich nach Abo, wo er mit Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden zusammentraf und sich mit ihm zum Widerstand bis aufs Aeußerste gegen Napoleon verpflichtete. Frau von Staël lernte Alexander während der Audienz bei der Kaiserin kennen. Er kam herein, reichte ihr die Hand, und ganz wider die Gepflogenheit so vieler Fürsten, die jede Aeußerung, welcher ein Sinn beigelegt werden kann, sorgfältig zu vermeiden scheinen, sprach er mit ihr über die wichtigsten und intimsten Angelegenheiten, über sein früheres Verhältniß zu Napoleon, über die zukünftigen Geschicke seines Volkes, und seinen heißen Wunsch, die Leibeigenschaft in Rußland aufzuheben und statt ein Despot ein Reformator zu sein. Bei dieser Gelegenheit war es, daß er auf die Bemerkung von Frau von Staël, für sein Reich

[1]) Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen von Toll, II, 1—9.

[2]) Madame de Staël, Dix annés d'exil, 2de partie, Chap. XX.

wiege sein Charakter eine Verfassung auf, ihre Schutzwehr sei sein Gewissen, zur Antwort gab: „Und wenn das wäre, ich würde doch niemals mehr als ein glücklicher Zufall sein". Nach seiner Abreise von Petersburg fand sie vornehmlich im Verkehr mit dort anwesenden Fremden die Uebereinstimmung der Anschauungen und Gesinnung, deren sie in einer solchen Zeit bedurfte. Der Friedensschluß mit England führte Lord Tirconnel als Gesandten, den Admiral Bentinck und Sir Robert Wilson dorthin, mit welch letzterem Frau von Staël in schriftlichem Meinungsaustausch blieb, nachdem er sich ins russische Hauptquartier begeben hatte. „Mir ist, als seien die russischen Erfolge Ihnen zu verdanken", schrieb sie ihm Ende 1812, „sorgen Sie, daß für Europa ein Gleiches geschehe und erhalten Sie uns in Ihrer Person das vollkommenste Beispiel von ritterlicher Tapferkeit und Liebe zur Freiheit" [1]). Da Joseph de Maistre in jenen Tagen von Petersburg abwesend war, fand Frau von Staël von Franzosen damals nur Alexis de Noailles, einen Verwandten von La Fayette, der bald darauf ebenfalls nach Schweden ging und den Kronprinzen während des Feldzugs von 1813 begleitete. Er war 1811, seiner royalistischen Gesinnung wegen, aus Frankreich ausgewiesen worden und erfuhr unter der Restauration, weil seine Ansichten gemäßigt blieben, die Ungnade des Monarchen, für dessen Sache er damals bei Alexander und in Schweden thätig war. Eine andere denkwürdige Begegnung war die zwischen Frau von Staël und dem Freiherrn von Stein, der von Oesterreich nach Rußland gekommen war, um dort seinen Posten im Kampf gegen den Unterdrücker einzunehmen. Im August war Ernst Moritz Arndt dem verbannten preußischen Staatsmann nach Petersburg gefolgt, wo er von ihm bei der Bildung einer russisch-deutschen Legion und zu schriftlichen Arbeiten verwendet wurde und bei dieser Ge-

[1]) Madame de Staël to Sir Robert Wilson, to the Army. Stockholm, 12 Déc. 1812. British Museum, Sir Robert Wilson, Correspondance, II, Add. Mss. 30, 106 f. 368.



legenheit Frau von Staël und A. W. Schlegel begegnete. Von ihr meinte Arndt, jedem Vogel habe sie sogleich an seinem Schnabel angesehen, welchen Ton sie mit ihm zu singen habe, eine königliche Gabe, die aber vielen Königen fehle. „Es war eine Lust", schreibt er, „wie die Frau den Stein behandelte, und wie die beiden lebendigsten Menschen, wenn sie auf einem Sopha gepaart saßen, mit einander karambolirten". Eines Abends, als Frau von Staël mit dem Freiherrn von Stein und einigen andern Bekannten auch Arndt zu Tisch geladen hatte, kamen Rocca und ihr Sohn aus dem Theater, wo eine französische Schauspielertruppe die Phädra gab, und berichteten, wie das anwesende russische Publikum ein solches Lärmen und Toben begonnen habe, daß die Vorstellung eingestellt werden mußte. Da brach Frau von Staël, Zeit und Umstände für den Augenblick vergessend, in Thränen aus. „Die Barbaren", rief sie, „die Phädra von Racine nicht sehen zu wollen!" [1]) Ein ähnliches Gefühl überkam sie bei einem Fest im Narischkin'schen Hause, als der Toast auf den Sieg der englischen und russischen Fahnen ausgebracht wurde, und sie bewegt bemerkte, sie könne wohl die Niederlage von Napoleon, niemals jene der Franzosen wünschen. In der Empfindung, daß es ein Kampf um die höchsten Güter sei, der ausgefochten werden müsse, begegnete sie sich mit dem gewaltigen Patrioten, der Preußen daran setzte, um Deutschland wiederaufzurichten, dem Staatsmann und Reformminister, wie ihn das achtzehnte Jahrhundert träumte, der für seine Nation that, was Turgot für die Franzosen hatte thun wollen. Als Freiherr von Stein Frau von Staël zuerst kennen lernte, hatte er manche Bedenken zu überwinden. In seine Begriffsbestimmungen der Gattin, der Mutter und Matrone fügte sie sich nicht; in den Briefen an die deutsche Frau, die an seinem verlassenen Heerd

[1]) Ernst Moritz Arndt, Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein, 56—60. Erinnerungen aus dem äußern Leben, 168—169.

waltete, macht er, wo zuerst von Frau von Staël die Rede ist, die Verdorbenheit, die Verführungen und Leidenschaften des gesellschaftlichen Zustandes, in dem sie aufgewachsen war, für das verantwortlich, was ihn in ihrem Wesen störte [1]). Besser aber, als er selbst es wissen konnte, hatte sie diesen praktischsten aller Idealisten, seinen Haß und seine Liebe, seinen männlichen Schmerz und seine unverwüstlichen Hoffnungen durchschaut. Eines Abends, bei dem Grafen Orlow, in kleiner Gesellschaft, auf der Insel, las sie einige Partien des Buchs über Deutschland, unter diesen das Kapitel über die Begeisterung. „Es hat mich stark bewegt", schrieb jetzt Stein an seine Frau, „durch die Tiefe und den Adel der Gefühle, und die Erhabenheit der Gedanken, welche sie mit einer zum Herzen dringenden Beredsamkeit ausspricht". „Ich sende Dir, liebe Freundin", fügt er einige Tage später hinzu, „eine Abschrift des Kapitels über die Begeisterung; ich wünsche, daß Du es mit ebensoviel Vergnügen und Theilnahme lesen mögest, als ich es abgeschrieben habe, weil es für Dich bestimmt war. Wenn Frau von Staël ihren Aufenthalt verlängert, so könnte ich Dir noch ein Kapitel abschreiben" [2]). Bevor sie schieden, gab Frau von Staël dem Freiherrn von Stein ihr Bild, das später die Besucher seines heimathlichen Schlosses über seinem Schreibtisch angebracht wiederfanden. „Frau von Staël", schrieb er am 8. September, „hat uns gestern verlassen. Sie geht nach Stockholm, um ihren Sohn in Dienst zu bringen; ihre Gesellschaft war sehr angenehm, und ich bedaure ihre Abreise." Der 7. September, an welchem die Verbannten sich Lebewohl sagten, war der Tag der Schlacht von Borodino. Der tragische Ernst des Augenblicks und die

---

[1]) G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein, III, 162 u. ff. Briefe von Stein an seine Frau, Petersburg, 15. und 17. August 1812.

[2]) Ebendaselbst, III, 163. Briefe von Stein an seine Frau, Petersburg, 31. August und 2. September 1812. Zu vergl. E. M. Arndt, Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein, 58.

Ungewißheit der Zukunft erschwerten den Abschied. „Die zu lösende Aufgabe", heißt es in den Dix années d'exil, „bestand in der Vertheidigung, oder vielmehr in der Wiederherstellung aller sittlichen Güter, welche die Menschheit dem Christenthum schuldet; es galt, die Würde zu retten, die ihr Gott verliehen hat, die Unabhängigkeit zu sichern, auf welche die Natur selbst sie verweist. . . . Niemals war die Welt einer größeren Gefahr ausgesetzt. Keiner wagte, es zu sagen, aber Alle wußten es. Als Frau hatte ich persönlich nichts zu fürchten, aber ich konnte das, was ich gelitten, mit in die Wagschale werfen" [1]).

---

[1]) Madame de Staël, Dix années d'exil, 2de partie, Chap. XX.

Sechstes Kapitel.

Frau von Staël verließ Rußland unter dem Eindruck, daß der Wind schon eisig über die Stoppeln wehte, und doch gehörte bekanntlich der Winter von 1812 nicht zu den schlimmen russischen Wintern; die Kälte trat verhältnißmäßig spät ein. Beinahe zwei Drittel des französischen Heeres waren verloren, bevor es Moskau erreichte, und was übrig blieb, wurde weniger durch den Frost, als durch den Hunger und durch die Art einer Kriegführung vernichtet, welche mit der Gewohnheit des Sieges die Kunst verlernt hatte, einen Rückzug zu decken[1]).

Da sich die Reisenden in Abo einschiffen sollten, führte sie ihr Weg durch Finnland, das erst 1809 völlig unter russische Herrschaft gekommen war. Bei Erwähnung dieses Umstands berührt Frau von Staël die Theorie der natürlichen Grenzen als eine der Lieblingsideen des neunzehnten Jahrhunderts, die in diesem Fall die Finnen ebenso natürlich nach Rußland, als die Norweger nach Schweden verweise. Kaiser Alexander hatte durch Vertrag vom 9. April die Union der beiden nordischen Königreiche, Schweden und Norwegen, als Preis der schwedischen Allianz versprochen. Er trennte sich von Frau von Staël mit

---

[1]) Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Toll, II, 355.

der Versicherung, im Kampf gegen Napoleon nie mehr weichen zu wollen.

Auf demselben Schiff, das sie nach Schweden brachte, war ein Deutscher, den sie seit Weimar kannte, Professor R. J. Schütz, welcher später seinen Landsleuten ihr Leben erzählte[1]). Seine Frau, die Schauspielerin Hendel-Schütz, war die größte mimische Künstlerin Deutschlands, von der man rühmte, sie habe das plastische Darstellungstalent der Lady Hamilton weit übertroffen. Sie erfreute die Reisegesellschaft mit ihrer Kunst auf dem öden Strande von Aland, wohin ein heftiger Sturm sie verschlagen hatte[2]). Frau von Staël, die das Meer fürchtete, pries sich glücklich, als Stockholm ohne weiteres Ungemach erreicht wurde. Der schwedischen Heimath, wo sie vor so vielen Jahren als junge Gattin vergebens erwartet worden war, führte sie jetzt zwei Söhne zu, die sich dem Dienst derselben bestimmten. Seit dem Tod des Baron Staël hatte sich Vieles dort verändert. Der letzte König aus dem Stamm Wasa, unter welchem Baron Staël gedient hatte, vertrauerte in der Verbannung ein Dasein, das düstere Schwermuth schon in guten Tagen umnachtete. In Stockholm zeigte man Frau von Staël die Stätte, wo Graf Fersen am 20. Juni 1810 hingemordet worden war. Dieser treue Anhänger gefallener Größe war auch der Freund Gustav Adolph's IV. gewesen. Nach dem Sturz des Königs und dem frühen Tod des erwählten Thronfolgers, Christian August von Schleswig, wurde Fersen beschuldigt, dem Prinzen Gift gereicht zu haben, um dem Sohn Gustav's den Weg zum Thron seiner Väter zu ebnen. Die Beschuldigung war völlig grundlos, denn Fersen lebte zurückgezogen und kümmerte sich nicht mehr um Politik. Aber

---

[1]) Ueber den Charakter und die Werke von Frau von Staël in der Zeitschrift „Die Zeitgenossen", III, 1818.

[2]) Bonstetten, Briefe an F. Brun, II, 44. Frau von Staël an F. Brun, Stockholm, 18. Nov. 1812.

der an Stelle seines Neffen zur Regierung gelangte Karl XIII, der Fersen nicht leiden mochte, sprach gegen ihn ein sträflich unvorsichtiges Wort, der Pöbel wurde am Begräbnißtag des Prinzen von Schleswig mit Branntwein traktirt und dann auf Fersen gehetzt, der aus seiner Karrosse gezerrt, bei den Haaren geschleift, mit Steinen geworfen, dann schwer am Kopf verwundet auf das Stadthaus gebracht und dort im Hof erschlagen wurde. Er war, obschon silberweiß, erst fünfundfünfzig Jahre alt und hauchte mit den Worten die Seele aus: „Herr, mein Gott, vor dem ich nun erscheinen werde, verzeih meinen Peinigern, wie ich ihnen verzeihe“ [1]). Die schauerliche That blieb vereinzelt, und es wäre, da Militär am Platze war, auch leicht gewesen, sie zu verhindern.

Seit dem 16. Oktober 1793 war das Leben des Grafen Fersen der Trauer geweiht geblieben. In der Qual seiner letzten Stunde mag ihm noch einmal die bleiche Gestalt der Königin erschienen sein, der einst sein junges Herz so ehrfurchtsvoll entgegenschlug, die er nicht hatte retten können, und deren Beispiel ihn auf sein eigenes, tragisches Ende vorbereitete [2]).

Als einen vom Schicksal Begünstigten dagegen fand Frau von Staël Bernadotte wieder. Ein Sohn seiner Thaten, geschult im Waffenhandwerk und in der Verwaltung, deren verschiedene Zweige er an der Spitze der Heere, als Kriegsminister und Diplomat, dann als Prinz von Ponte-Corvo in Hannover und als Gouverneur der Hansestädte kennen gelernt hatte, fand er sich noch in den besten Mannesjahren mit der Aussicht auf die Krone an die Spitze des schwedischen Staates berufen. Sein Verhältniß zu Napoleon, dem er am 18. Brumaire die Mitwirkung verweigert hatte [3]), war niemals ein besonders gutes

---

[1]) Klinkowström, Le Comte de Fersen et la Cour de France, Introduction, LXXII et suiv.

[2]) Ebendaselbst.

[3]) Gohier, Mémoires, I, 227. La Fayette, Mémoires, V, 535, Appendice, III.

gewesen, obwohl Bernadotte als Schwager von Joseph Bonaparte in enger Beziehung zu des Kaisers Hause stand. Aber selten findet sich der Name dieses Marschalls von Napoleon ohne mißgünstige Nebenbemerkungen erwähnt und auf St. Helena ist er auf alles zurückgekommen, was er ihm vorwerfen zu müssen glaubte [1]). Widerwillig gab er seine Einwilligung, als Bernadotte von den schwedischen Ständen gewählt wurde, und zu Metternich sagte er, seine Beziehungen zu Rußland würden dadurch gefährdet; dazu schädige die Wahl eines Privatmannes das Ansehen der regierenden Häuser. Er bedaure, Kronen in seiner Familie vergeben zu haben, er selbst sei in keines Andern Erbe eingetreten. »C'est une tête«, äußerte er von Bernadotte, ein alter Jakobiner, mit verkehrten Begriffen wie sie alle, der bloß militärisches Talent besitze und von dem er sich gern entledigt wisse [2]). Das Verhältniß zum Kaiser hatte bereits starke Trübungen erfahren, bevor Bernadotte von ihm schied, ohne bindende Versprechungen in Bezug auf Schwedens Festhalten am Kontinentalsystem zu geben. Die Besetzung von Schwedisch-Pommern und Rügen durch die Franzosen, im Januar 1812, führte den Bruch herbei. Die öffentliche Meinung in Schweden war seit dem Verlust von Finnland noch russenfeindlicher als früher. Bernadotte dagegen bot seinen ganzen Einfluß auf, um sie mit dem Gedanken an diesen Verlust zu versöhnen, und machte dafür die Erwerbung von Norwegen zum Zielpunkt seiner Politik. Zu Abo war seit mehreren Wochen die Allianz zwischen Rußland und Schweden geschlossen worden, als Frau von Staël in Stockholm eintraf. Dort empfing sie die Nachricht vom Sieg der Franzosen an der Moskwa, und Bernadotte erzählte noch als König einem seiner französi-

---

[1]) Gourgaud et Montholon, Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, IV, 295, I, 209—222, Notes sur l'ouvrage intitulé: Mémoires pour servir à l'histoire de Charles XIV Jean, roi de Suède.

[2]) Fürst R. Metternich, Aus Metternich's nachgelassenen Papieren, II, Gespräch zwischen Napoleon und Metternich zu Paris, 8. Sept. 1810.

schen Landsleute, wie sie auf die Nachricht in das königliche Schloß geeilt sei und er auf ihr ängstliches Fragen nach der Bedeutung dieses Sieges erwidert habe, sie möge sich beruhigen: Napoleon habe ein Schlachtfeld erobert und sich in die Lage versetzt, seinen Erfolg entscheidend zu verwerthen, wenn er dem Kaiser Alexander den Frieden anbiete und ein verfassungsmäßiges, unabhängiges Königreich Polen proklamire. „Aber das wird er nicht thun", schloß prophetisch Bernadotte, „und darum ist er verloren" [1]). Es bedurfte unter dem Zwang der Lage, bei seiner Stimmung und seinem Ehrgeiz des Einflusses nicht, den Frau von Staël in die Wagschale zu werfen hatte, um ihn zum Widerstand gegen Napoleon zu veranlassen. Der Kronprinz von Schweden wiederholte bei jeder Gelegenheit, daß der Friede gerade dem erschöpften Frankreich am meisten zu Gute kommen müsse, selbst dann, wenn es in seine alten Grenzen zurückgewiesen werde; er erklärte, persönlich nichts zum Sturz Napoleon's beitragen zu wollen, betonte aber, wie auch Metternich, daß der Krieg gegen diesen und nicht gegen Frankreich gerichtet sei. »Arrêter le vol de l'aigle, et non pas l'écraser«, war die im März 1815, nach der Rückkehr aus Elba von Bernadotte ausgegebene Parole, als Napoleon ihm wieder wünschenswerther als ein Bourbon erschien [2]). Damit suchte er sich nicht nur aus dem peinlichen Dilemma zwischen den Verbindlichkeiten der Vergangenheit und seiner neuen Pflichten zu befreien, er verfolgte dabei noch einen ganz andern Zweck. Für Schweden wollte Bernadotte 1813 Norwegen gewinnen, aber für sich träumte er von nichts geringerem als von der französischen Krone. Verschiedene Andeutungen lassen keinen Zweifel darüber bestehen,

---

[1]) X. Marmier, La Suède sous Bernadotte. Revue des Deux Mondes, 1844, II, 680. Galiffe, D'un siècle à l'autre, 2ème partie, 320. Madame de Staël à Galiffe, Stockholm, 6 Oct. 1812.

[2]) W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg, I, 357. Note, II, 425 Note. A. Geffroy, La Suède avant et après le traité de Paris, Revue des Deux Mondes, Juin 1856, 460.

daß ihn dieser Gedanke bereits 1812 beschäftigte, daß Kaiser Alexander, um sich seines Beistands zu versichern, in Abo Anspielungen darauf gemacht hatte, und daß der Kronprinz von Schweden auch in Frankreich Verbindungen zu diesem Zweck unterhielt. Wenn dieser höchste Preis gewonnen werden sollte, so mußte Frankreich geschont werden, und von dieser Erwägung sollten sich die militärischen Operationen und Rathschläge des schwedischen Kronprinzen im Lauf des Jahres 1813 mehr als einmal zum Nachtheil der Verbündeten beeinflußt zeigen[1]).

Für Frau von Staël bewährte sich der Kronprinz von Schweden als Freund. Ihren ältesten Sohn ernannte er, obwohl dieser sich keiner militärischen Carrière bestimmte, zu seinem Flügeladjutanten, dem jüngeren erleichterte er den Eintritt in die Armee. A. W. Schlegel wurde später als Sekretär in seinen persönlichen Diensten verwendet. Die Freunde von Frau von Staël, gegen welche ihr die Vorsicht seit der Ankunft in Rußland zu schweigen geboten hatte, erhielten wieder Nachricht von ihr. »Ce n'est pas la première fois que l'être qui se fie en Dieu a été conduit au bonheur par la peine«, schrieb sie an Herzogin Luise[2]). In allen Briefen an sie, an Friederike Brun, die sie aufforderte, zu ihr nach Kopenhagen zu kommen, kehrt das Lob von Bernadotte in überschwänglichen Worten wieder. Sie widmete ihm die Schrift gegen den Selbstmord, weil keine menschliche Trübsal ihn jemals gleichgültig gefunden habe, und erwartete von seinem Feldherrntalent den Sieg der guten Sache.

An den Genfer Galiffe, der als Correspondent bei dem Petersburger Hofbanquier, Baron Rall beschäftigt und dadurch

---

[1]) Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Grafen von Toll, III, 109, 284, 285, 328, 347, 397, 447. Geschichte Rußlands, II², 757.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 243. Madame de Staël à la Duchesse Louise, Coppet, 12 Janvier 1813.

mit ihr bekannt geworden war, schrieb sie aus Stockholm, was jetzt Noth thue, sei die Polen von der Sache Napoleon's loszutrennen, denn sie allein seien aufrichtig und daher auch allein gefährlich. Alexander möge sich zu ihrem König erklären und damit Polen wiederaufrichten; eine Nation sei immer achtbar, und der nationale Geist werde Europa befreien [1]). In Petersburg hatte der Oekonomist Sir Francis d'Ivernois, welcher 1794 aus Genf nach England geflüchtet war und sich dort hatte naturalisiren lassen, Frau von Staël nicht aufgesucht, weil er 1795 eine ihrer Schriften die „Betrachtungen über den Frieden" angegriffen hatte [2]). Sie ersuchte Galiffe, ihm ihr Bedauern über sein Fernbleiben auszudrücken und seinen Einfluß bei Alexander im Interesse der polnischen Frage zu gewinnen. „Sagen Sie mir nichts Ungünstiges von Sir Francis", fügte sie hinzu, „denn die beste Art, mit den Anderen auszukommen, besteht darin, ihre Mißstimmung gegen uns zu vergessen. Je länger ich lebe, um so klarer erkenne ich, daß das Evangelium die beste Lebensregel, selbst für diese Welt, selbst in Bezug auf irdische Klugheit ist" [3]). Sie fügte hinzu, daß Schweden alle Vorbereitungen treffe, um im Frühjahr bereit zu sein, dann werde Gott Diejenigen schützen, die für die Ehre seines Namens kämpften, denn die wahre Freiheit sei heilig. »Oh! quel mal nous a fait l'amiral Tchitchagow«, rief sie aus, als man in Stockholm vernahm, daß dieser Napoleon an der Beresina hatte entwischen lassen. Die große Armee war vernichtet, und in Petersburg ließ der Czar eine Medaille mit der Inschrift prägen: „Nicht uns! nicht uns, sondern Deinem Namen".

---

[1]) Galiffe, D'un siècle à l'autre, 2ème partie, 325, Madame de Staël à Galiffe, 20 Nov. 1812.

[2]) F. d'Ivernois, Réflexions sur la guerre, en réponse aux Réflexions sur la paix, de Madame de Staël.

[3]) Galiffe, D'un siècle à l'autre, 2ème partie, 325, 330, Madame de Staël à Galiffe, 20 Nov. 1812 et 5 Janvier 1813.

Wie es die Verfasserin der Dix années d'exil voraus-gesehen hatte, betonten die diplomatischen Verhandlungen von 1813 zwischen Preußen und Rußland, daß der nationale Geist, daß die öffentliche Meinung das Bündniß gegen Napoleon verlangten. In ein zweites Spanien, sagte Hardenberg zum französischen Gesandten Saint-Marsan, werde Preußen sich verwandeln, wenn man in Paris daran denke, auf seine Kosten Frieden zu machen[1]). So kam der Vertrag von Kalisch, das geheime Einverständniß zwischen Metternich und Hardenberg zu Stande; in diesem Sinn erfolgte der Aufruf des Preußenkönigs vom 17. März zur Bildung von Freiwilligenkorps, der von Kutusow an die Deutschen zur Befreiung des Vaterlandes, wonach jeder deutsche Fürst, der der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben wolle, „mit der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen" bedroht wurde[2]). Diese Worte waren von Kalisch am 25. März datirt; an einem andern Märztag schrieb der Kronprinz von Schweden seinen Absagebrief an Napoleon, weil sein System die natürlichen Rechte der Völker vernichte[3]). Bereits Ende Januar hatte Frau von Staël nach Petersburg geschrieben, Bernadotte sei nicht mehr zurückzuhalten. Sie lebte in beständiger Aufregung, den Blick auf die norddeutschen Ebenen gerichtet, wo das Befreiungswerk sich vollziehen sollte, und doch wieder schmerzlich ergriffen, wenn sie von französischen Niederlagen hörte. Nach der Vertreibung der Franzosen aus Hamburg äußerte sich dieses Gefühl in einem Brief an F. Brun. Die Franzosen seien nicht dazu bestimmt, so verhaßt zu sein; nur dem Corsen sei es zuzuschreiben, wenn Europa die Kalmücken als Befreier empfange und die Kosaken zu Vorkämpfern der

[1]) W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg, I, 95, 131, 175, 226, 278.

[2]) Ebendaselbst, I, 329—330.

[3]) Correspondance de Bernadotte avec Napoléon. Lettre de Bernadotte, 23 Mars 1813.

liberalen Ideen geworden seien. Man möge sie immerhin willkommen heißen, wenn es ihnen gelinge, den Nationen wie den einzelnen Menschen die ihnen zukommende Individualität zurückzugeben [1]). Anfangs Februar veröffentlichte A. W. Schlegel seine Schrift über das Kontinentalsystem, worin er das französische Kaiserreich als die permanent gewordene Revolution bezeichnete [2]). Die ohne Angabe des Verfassers in Deutschland und England wieder abgedruckte und vielgelesene Schrift wurde Frau von Staël zugeschrieben. »Où avez-vous pris que je suis l'auteur du Système continental«, schrieb sie in Bezug darauf an Galiffe, »c'est Monsieur Schlegel qui l'a écrit, je ne me mèle point ainsi de politique. Si je publiais jamais rien là-dessus, ce serait du point de vue philosophique« [3]). Sie hatte bereits mit Redigirung der Betrachtungen über die französische Revolution begonnen, obwohl der nordische Winter ihrer Gesundheit sehr nachtheilig gewesen war. „Ihre Nachrichten über das Befinden von Frau von Staël haben mich sehr betrübt", schrieb um diese Zeit Schelling an Schlegel. „Ich habe seitdem auch von anderer Seite das Nämliche hören müssen. Möge der wenn auch spät gekommene Frühling seine Heilkraft beweisen und die Kraft und Gesundheit der verehrten Frau herstellen, deren Erhaltung eine Angelegenheit aller Menschen von Herz und Geist sein muß" [4]).

Sie blieb mit Rocca und ihrer Tochter in Stockholm zurück, während ihre Söhne und A. W. Schlegel sich nach Stralsund, ins Hauptquartier der Nordarmee begaben, die Bernadotte seit

---

[1]) Bonstetten, Briefe an F. Brun, II, 48. Frau von Staël an F. Brun, Stockholm, 30. März 1813.

[2]) A. W. Schlegel, Essais littéraires et historiques, 3—70. Du système continental.

[3]) Galiffe, D'un siècle à l'autre, 340, Madame de Staël à Galiffe, Stockholm, 7 Mai 1813.

[4]) A. W. Schlegel's hinterlassene Briefe. Schelling an Schlegel, Maria-Einsiedel bei Zürich, 9. Mai 1812.

dem 18. Mai an der Spitze seines schwedischen Kontingents befehligte. Seine ersten Maßregeln entsprachen dem hohen Begriff nicht, den Frau von Staël mit seiner militärischen Mission verband. Er opferte das kaum befreite Hamburg nochmals den Franzosen, um Dänemark mit der Verantwortung für diesen Verlust zu belasten, obwohl dieses seine Truppen erst nach dem Bekanntwerden der Thatsache aus Hamburg zurückgezogen hatte, daß die Abtretung Norwegens von den Verbündeten unwiderruflich beschlossen sei[1]).

Im schwedischen Interesse sind auch die Briefe geschrieben, welche A. W. Schlegel, als nunmehriger Sekretär des Kronprinzen von Schweden, aus dessen Hauptquartier und in französischer Sprache an Gentz richtete. Soweit ihr Inhalt die schwedischen Angelegenheiten betrifft, läßt sich derselbe in den Worten zusammenfassen, der Kronprinz wolle Norwegen, er wolle es um jeden Preis. In Bezug auf Deutschland befürwortete Schlegel die Föderation, unter Führung eines Kaisers aus dem Hause Habsburg. Merkwürdig sind seine Aeußerungen über Stein. Dieser hatte ihm aus Petersburg, im November, von Deutschland sprechend geschrieben: „Diesem Land thut Einheit und Kraft Noth, alle die irdischen Geschlechter von Fürsten sind durch ihre Verworfenheit der Nation so verhaßt und verächtlich geworden, daß man sie aufgeben muß“[2]). Im Zusammenhang mit dieser Auffassung der Lage stand es, daß Stein auf Grund des Breslauer Vertrags am 9. April nach Dresden geschickt wurde. Von dort aus sollte er an der Spitze des von den Verbündeten eingesetzten Centralverwaltungsrathes die besetzten deutschen Länder verwalten und ihre Einkünfte mit Beschlag belegen. Der Abschluß des Bündnisses mit Oesterreich und das Erscheinen der französischen Armeen auf sächsischem

---

[1]) W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg, II, 410—413.

[2]) A. W. Schlegel's hinterlassene Briefe. Freiherr von Stein an Schlegel, 7. Nov. 1812.

Boden verhinderte die Ausführung dieser Bestimmungen[1]. Aber gegen dieselben, und vor Allem gegen Stein selbst sind die Aeußerungen von A. W. Schlegel in den offiziellen Briefen an Gentz gerichtet. Er gibt den Inhalt des Schreibens von Stein mit dem Bemerken wieder, auf einem despotischeren Weg als selbst Napoleon wolle dieser die Befreiung von Deutschland und die Vereinigung des deutschen Nordens zu einer Monarchie. Stein kenne die Deutschen nicht, deren schwache Seite eben die übergroße Anhänglichkeit zu ihren angestammten Fürsten sei. Seiner Zwangsjacke bedürfe es nicht, und sein Projekt sei undurchführbar, weil es eben so sehr der Europäischen Politik als den nationalen Wünschen widerstrebe, die allen plötzlichen Veränderungen, allen heftigen und revolutionären Maßregeln abgeneigt seien. Der Vertrag von Breslau nehme den Fürsten, was er von den Völkern verlange; es lasse sich nicht erkennen, was er der Nation dafür gebe. Nach Herstellung des allgemeinen Friedens werde es Zeit sein, an die deutsche Verfassung zu denken[2].

In Wien hörte man es immer gern, wenn, wie es hier von Seite Schlegel's geschah, über „den leidenschaftlichen Charakter und die unberechenbaren Ideen" des Freiherrn von Stein geklagt wurde. In den Augen von Metternich blieb er ein Jakobiner, und der gänzlich veränderte Gentz erkannte, „alt und schlecht geworden", die Geister, die er in den begeisterten Tagen seines ersten Mannesalters gerufen hatte, nicht wieder. Dafür brachte das Zusammengehen von Oesterreich und Preußen jetzt dem Kronprinzen von Schweden die theilweise Erfüllung seiner Wünsche. Während des Waffenstillstands, der den vergeblichen Siegen Napoleon's bei Groß-Görschen und Bautzen gefolgt war, verwies zuerst Metternich auf die Vortheile, die von einer

---

[1] Pertz, Leben von Stein, III, 314. W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg, II, 274—275.

[2] A. W. Schlegel's hinterlassene Schriften. Schlegel an F. Gentz, Stockholm im Mai, Stralsund, Anfang Juni und 6. Juli 1813.

thätigen Mitwirkung des schwedischen Kronprinzen für die Sache der Verbündeten zu erwarten seien[1]). Auf den Konferenzen zu Trachenberg, im Juli, wurde diese Mitwirkung gesichert.

In Stockholm waren seit der Abreise des Kronprinzen alle Gedanken von Frau von Staël nach Deutschland gerichtet. Dieses Land, schrieb sie an Schlegel, sei durch seine an den Tag gelegte Begeisterung wie ein zweites Vaterland für sie geworden[2]). Es erfaßte sie eine Art von Heimweh, den Ereignissen fern zu sein. »Tous ces pays délivrés«, schrieb sie ihren Freunden, »ne sont pas le mien. . . . L'esprit public d'Allemagne va à merveille. . . . J'aurais quelque idée d'aller à Berlin, mais je crains ma propre peur«[3]). Im gleichen Sinn schrieb sie an die Fürstin Radziwill, Prinzessin Luise von Preußen: »Le cœur me bat sur la destinée de l'Allemagne, comme si le théâtre de la guerre était en France«[4]).

Dahin ging ihr Weg nicht, aber nach jahrelangen Kämpfen war sie dem vorgesetzten Ziele nah. Im Mai kehrte ihr ältester Sohn auf ihren Wunsch nach Stockholm zurück, um sich mit ihr, seiner Schwester und Rocca nach England einzuschiffen. Die letzten Nachrichten aus Frankreich meldeten die Verhaftung von Elzéar de Sabran in Vincennes, auf Befehl von Savary, einzig deshalb, weil er Verbindungen mit Frau von Staël aufrecht erhalten hatte, und ein an sie gerichteter Brief der kaiserlichen Polizei in die Hände fiel, die ihn einige Monate lang gefangen hielt und dann aus Paris verbannte[5]). Von Gothenburg aus, am 5. Juni, schrieb sie es an Schlegel. Er möge nicht vergessen, lauteten ihre Abschiedsgrüße an den Freund,

---

[1]) W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg, II, 410.

[2]) Madame de Staël à A. W. Schlegel, Stockholm, 14 Mai 1813. Schlegel's hinterlassene Briefe.

[3]) Galiffe, D'un siècle à l'autre, 2ème partie, 339. Madame de Staël à Galiffe, 30 Mars, 13 et 24 Avril 1813.

[4]) Pertz, Leben von Stein, III, 314.

[5]) Bardoux, Madame de Custine. Revue des Deux Mondes, 15 Mars 1888.

daß er zur Familie gehöre, und wiederkehren, sobald seine edle Mission beendigt sei. Sie vermisse ihn so schmerzlich, daß das Gefühl nicht anders als gegenseitig sein könne, nachdem er so viel dazu beigetragen habe, sie aufrecht zu erhalten. Nur solle er nicht so karg mit Nachrichten sein, die sie klopfenden Herzens erwarte. „Was thun Sie auf dieser Welt, wo man so viel leiden und getrennt sein muß?", schrieb sie an Villers. „Und wird der Tag des Wiedersehens kommen? Dann werden wir mit Abbé Delille zur Auferstehungsstunde sagen:

»Qu'en nous reconnaissant nous serons attendris!«

. . . . In einem Theil von Europa hat mich der Kummer fast getödtet, in einem andern hat man mir gehuldigt. Ich frage mich, ob das Ende noch lange auf sich warten lassen wird und blicke auf meine Lebensloose, als wären sie mir fremd" [1]).

Auch Benjamin Constant, der seit zwei Jahren abwechselnd das Schloß Hardenberg und Göttingen bewohnte, erhielt den folgenden Abschiedsbrief von ihr: „Seit zwei Monaten habe ich Nichts von Ihnen vernommen, seit zwei Jahren habe ich Sie nicht gesehen. Erinnern Sie sich Ihrer Behauptung, wir würden nicht von einander getrennt sein? Ich kann wohl sagen, Sie haben sich, abgesehen von allem Uebrigen, eine schöne Carrière entgehen lassen, und ich, was soll aus mir werden in der Vereinsamung meines Geistes? Mit wem kann ich reden, und werde ich mich selbst erhalten? Mein ältester Sohn ist bei mir, er ist zum Sekretär der Gesandtschaft in den Vereinigten Staaten ernannt. . . . Meine Tochter wird Ihnen von Gothenburg schreiben. Es wird ihr letztes Lebewohl sein, wie auch das meine; aber ich hoffe noch, daß Sie das Bedürfniß empfinden, uns wiederzusehen, und nicht umkommen zu lassen, was Gott Ihnen geschenkt hatte. . . .

„Ich reise zu den Dorat, und dort bleibe ich und warte

---

[1]) M. Isler, Briefe aus dem Nachlaß von Ch. de Villers, 300. Frau von Staël an Villers, 29. Nov. 1812.

oder sterbe vielleicht; wer weiß, was Gott von uns begehrt. Ich habe immer Briefe von Ihnen bei mir, ich öffne nie mein Schreibzeug, ohne sie in die Hand zu nehmen, ich betrachte die Adresse; Alles, was ich durch diese Schriftzüge gelitten habe, macht mich schaudern, und doch wünschte ich deren wieder zu erhalten. Mein Vater, Sie und Mathieu weilen in einem Theil meines Herzens, der für ewig geschlossen ist. Dort leide ich immer, und immer wieder auf eine neue Art; ich bin dort gestorben und lebe dort, und wenn ich in den Wellen umkäme, würde meine Stimme die drei Namen rufen, von denen ein einziger unheilvoll war. Ists möglich, daß Sie das Alles vernichtet haben, daß eine Verzweiflung wie die meinige Sie nicht aufhalten konnte? Nein, Sie sind schuldig, und nur Ihr bewundernswerther Geist spiegelt mir noch Illusionen vor. Leben Sie wohl, leben Sie wohl! Was ich leide, können Sie nicht verstehen“ [1]).

Bald darauf hörten die Freunde von der glücklichen Ankunft von Frau von Staël in London. Sie mochte es dem Dichter nachfühlen, wenn er sagt:

No Sea
Swells like the bosom of a man set free.

In einem kleinen Hause, zuerst George Street, Hannover Square, dann Argyle Street, Regent Street, nahm sie Wohnung, und der Empfang, den ihr die englische Hauptstadt bereitete, übertraf ihre Erwartungen. Er galt nicht nur der Frau, sondern dem Prinzip, welches sie vertrat, den Verfolgungen, vor welchen die Wehrlosigkeit ihres Geschlechtes sie nicht schützte, dem unerschütterlichen Vertrauen endlich, mit welchem sie an den Sieg der Sache geglaubt hatte, die vor Allem die Sache Englands war. Auf seinem gastlichen Boden kamen ihr alte Freunde entgegen, unter seinen Staatsmännern und Politikern fand sie Verständniß, Anerkennung und theilnahmsvolle Sympathie. Und

---

[1]) A. Strodtmann, Dichterprofile und Charakterköpfe, II, 24.

nunmehr konnte auch das Buch erscheinen, von welchem sie wohl hoffen durfte, daß es ihre größte schriftstellerische Leistung und der Werth ihrer Gabe ein bleibender sein werde. Im März hatte der Buchhändler Campe in Hamburg sich zum Verlag des Buchs über Deutschland angeboten, „welches das böse Gewissen in Paris zerstört hat“. Allein Frau von Staël war in Bezug auf den Kontinent durch das ihr von Napoleon abgerungene Versprechen gebunden und durch Vermittlung von Henry Crabb Robinson, ihres jungen Freundes aus den Tagen von Weimar, kam ein Vertrag mit dem Londoner Verleger Murray zu Stande, der das Werk um den Preis von 1500 Guineen erwarb. Sie war kaum einige Tage in London, als die Kunde von der Schlacht bei Vittoria dort eintraf, die nicht nur das Schicksal der französischen Herrschaft in Spanien entschied, sondern nach Wellington's eigener Auffassung Napoleon aus Deutschland vertrieb [1]).

„Das Unglück darf den Prinzipien nicht entfremden“, schrieb Frau von Staël unter dem Eindruck der Siegesbotschaft an Moreau, „denn die Wahrheit, und folglich auch die Freiheit, werden stets die Stärke der ehrlichen Leute sein. Das Land, in welchem ich mich jetzt befinde, spricht laut für die Vorzüge der gemäßigten, repräsentativen Regierung, die das persönliche Verdienst über Alles stellt“ [2]).

Sie selbst konnte jetzt hoffen, daß, nach so vielen Stürmen, gute Sterne ihr die Zukunft erhellen würden. Es sollte nicht so sein. Ende Juli erhielt sie die Nachricht, daß ihr Sohn Albert im Duell gegen einen Kosakenoffizier geblieben sei. Der Streich, durch den er fiel, behielt in der Geschichte der Zweikämpfe eine traurige Berühmtheit, denn der unglückliche junge Mann war von seinem Gegner buchstäblich enthauptet worden [3]).

---

[1]) Lord Acton, Historical Review, July 1887, 598.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 248.

[3]) E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußern Leben, 177. Varn-

Albert von Staël hatte seiner Mutter manchen Kummer bereitet, über dessen Gründe ein Brief sich ausspricht, den sie noch von Stockholm aus, 1812, an diesen Sohn richtete[1]. Im Gegensatz zu seinem ruhigen und ernsten ältern Bruder war er leichtsinnig, aufbrausend, und wollte sich der Regel nicht unterwerfen, obwohl es ihm an Begabung nicht fehlte. »Ce pauvre Albert avait pris le mouvement de travers, mais il en avait«, schrieb später Frau von Staël an Schlegel. Er war kaum als Offizier in schwedische Dienste getreten, als er sich kleiner Mißhelligkeiten wegen zurückgesetzt fühlte, und seine Mutter mußte brieflich und durch Schlegel Alles aufbieten, um ihn von extremen Schritten zurückzuhalten. Als Husarenlieutenant von seinem General mit einem Auftrag nach Hamburg geschickt, begehrte und erhielt Albert von Staël von seinen Vorgesetzten die Erlaubniß, bei dem in russische Dienste getretenen Oberst Tettenborn zu bleiben, in dessen Korps Freiwillige aus allen Ländern gegen Napoleon dienten. Unter diesen befand sich auch Varnhagen von Ense, der sich mit ihm befreundete und später in Paris der Frau von Staël über sein tapferes Verhalten in verschiedenen Gefechten, an welchen sie zusammen betheiligt gewesen waren, und über die Einzelheiten der Schlußkatastrophe berichten konnte. Der Eintritt des jungen Mannes in das Korps von Tettenborn erfolgte gegen den Willen seiner Mutter. Sie war in den peinlichsten Sorgen um ihn, als die Todesnachricht sie traf. Man erzählte sich in Genf, sie habe den Verlust standhaft, vielleicht zu standhaft ertragen[2]. Sie selbst spricht von der vollständigen Abspannung, die dem ersten, heftigen Schmerz gefolgt sei[3].

Dieser Trauerbotschaft folgte bald eine andere.

---

hagen von Ense, Denkwürdigkeiten, III, 140, 287. Pictet de Sergy, Souvenirs, bei Stephen, Life of Madame de Staël, II, 205.

[1]) Revue rétrospective, 1re série, III, 1834.

[2]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites, etc., 198. Sismondi à la Comtesse d'Albany, Genève, 3 Sept. 1813.

[3]) Madame de Staël à A. W. Schlegel, Londres, 25 Sept. 1813. Schlegel's hinterlassene Briefe.

Graf Narbonne hatte die Mühseligkeiten und Gefahren des russischen Feldzugs überstanden. Im Frühjahr 1813 schickte ihn der Kaiser als seinen Botschafter nach Wien, wo er sich keiner Täuschung über die bevorstehende Wendung in der österreichischen Politik hingab und mit aller wünschenswerthen Klarheit darüber berichtete[1]). Zu Dresden, wohin er von Napoleon im Juni berufen wurde, sagte ihm dieser, auf die jungen Mannschaften verweisend, die eben dort einexerziert wurden: „Sie glauben nicht an Wunder?" „Doch Sire", entgegnete Narbonne, „unter der Bedingung, daß mir Zeit gelassen ist, mich zu bekreuzen". Vier Wochen später wurde er mit dem Herzog von Vicenza nach Prag geschickt, um Frankreich auf dem Kongreß zu vertreten und dort noch in letzter Stunde eine Katastrophe zu beschwören, vor welcher er ebenso oft als vergeblich gewarnt hatte. Zur Strafe dafür, daß es nicht gelang, wurde er als Kommandant nach Torgau geschickt und dort im Alter von achtundfünfzig Jahren vom Typhus, der unter seinen Truppen wüthete, hinweggerafft.

In der Haltung von Frau von Staël verrieth nichts den neugierigen Blicken, die sie beobachteten, welchen Eindruck diese Nachricht auf sie gemacht hatte[1]). Aber in späteren Aeußerungen von ihr kehrten die Erinnerungen wieder, die sich an den Namen dieses Todten knüpften. Briefe von A. W. Schlegel sprechen von der Sympathie, welche ihr die in London zurückgebliebene Gattin des Generals Moreau einflößte. Nachdem sein Tod, der am 2. September erfolgte, sie zur Wittwe gemacht hatte, umgab sie Frau von Staël mit der liebevollsten Theilnahme. »J'ai pour elle une pitié déchirante«, schrieb sie in einer Stimmung, die ihr stets so reges Mitleid noch hülfbereiter machte. Zugleich aber fühlte sie sich bei einem Abschnitt ihres Lebens angelangt,

---

[1]) W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg, II, 198, 209, 312, 315, 332. Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 213—215.

[2]) Miss Berry, Journals and Correspondence, II, 546.

wo selbst der Mutterschmerz das Gefühl nicht verdrängte, daß ihr Lebenswerk unvollendet vor ihr lag, und sie, um es abzuschließen, ihrer ganzen, noch vorhandenen Kraft bedürfe.

Im Oktober 1813 erschien das Buch über Deutschland, und in drei Tagen war die erste Auflage vergriffen [1]).

Einer besiegten Nation zur dunkelsten Stunde ihrer Geschichte als Ehrendenkmal bestimmt, wurde es statt dessen Zeuge ihrer Erhebung und ihres Triumphes, und der kühnen Voraussicht der Vorrede, „die Heimath des Gedankens werde auch der Schauplatz großer Thaten sein", antwortete der Kanonendonner von Leipzig.

Seit dem Erscheinen des Buchs von Frau von Staël sind nahezu acht Jahrzehnte in das Land gegangen; es hat die Probe der Zeit zu bestehen gehabt, und insofern mag die Frage, ob es ihr gelungen sei, ein Werk von bleibendem Werthe zu schaffen, als gelöst betrachtet werden. Wem es darum zu thun ist, sich Rechenschaft zu geben, welcher Art der Gesammteindruck war, den das Deutschland der klassischen Zeit, vor und nach Jena, seine Dichter und Denker, seine Schriftsteller und Gelehrten, sein Volk und seine Sitten, seine staatlichen und gesellschaftlichen Zustände hervorbrachten, der wird diesen Eindruck nirgends unmittelbarer und lebendiger als im Buch »De l'Allemagne« festgehalten finden. So scharfblickend und doch so wohlwollend, so vorurtheilsfrei und theilnahmsvoll war Deutschland noch nie zuvor von Fremden beobachtet und geschildert worden. Nicht das kann Wunder nehmen, daß die Kritik im Einzelnen manches zu verwerfen und mehr noch auszusetzen fand; staunenswerth ist es vielmehr, daß so Vieles vor ihr bestanden hat. Erwägt man den Umfang der Aufgabe, die Kürze der Zeit, die äußern und innern Hindernisse, die zu überwinden waren, bevor es überhaupt

---

[1]) Henry Crabb Robinson, Diary, Reminiscences and Correspondence, I, 267. A. W. Schlegel, Briefwechsel. Frau von Staël an A. W. Schlegel, London, 9. Nov. 1813. Im Besitz der Dresdener Bibliothek.

gelang, die Schranken der Unwissenheit und des Vorurtheils, der fremden Nationalität und Sprache, des ungewohnten Gedankengangs zu durchbrechen, so bleibt das Lob nicht auf den literärischen Werth des Unternehmens beschränkt. Wie so manche große Bücher vor ihm, war auch dieses vor Allem eine That, und gerecht wird man ihm nur dann, wenn man es als eine solche beurtheilt. Es gehörte ein seltener Muth, eine nicht gewöhnliche Unabhängigkeit des Geistes dazu, den Siegern von Gütern zu sprechen, die sich nicht auf Schlachtfeldern erobern ließen, der Napoleonischen Weltherrschaft ein Reich des Gedankens entgegenzustellen, und vorauszusagen, daß dieses Reich das seinige überwinden werde. Daß der Kaiser es so verstand, bewies er durch die Verurtheilung des Buchs, und insofern war sie durchaus gerechtfertigt. Denn wer sich mit den Schlußfolgerungen desselben einverstanden erklärte, der sagte sich eben damit von ihm los. „Gewissen und Religion" heißt es in der Abhandlung über die Moral, „sind uns nicht zur Vermehrung des Genusses flüchtiger Stunden, zur Verminderung der Uebel gegeben worden, die dem unvermeidlichen Ende vorangehen. Sie sollen vielmehr den mit freiem Willen begabten Menschen veranlassen, zu wählen, nicht was nützlich, sondern, was recht ist, die Zukunft der Gegenwart, das Unsichtbare dem Sichtbaren, der Würde des Geschlechts die Erhaltung der Individuen zu opfern. Die Einzelnen sind tugendhaft, wenn sie ihren persönlichen Vortheil dem Vortheil des Ganzen unterordnen, aber die Regierungen sind ihrerseits wieder als Individuen zu betrachten, die das momentane Interesse dem unveränderlichen Pflichtgebot zum Opfer bringen müssen. Wäre die Moral des Staatsmannes auf das öffentliche Wohl allein begründet, so könnte sie ihn gegebenen Falles bis zum Verbrechen führen . . ." [1]).

Entschiedener als es hier und an vielen andern Stellen des

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 3ème partie, Chap. XIII, De la morale fondée sur l'intérêt national. Zu vergl. 1ère partie, Chap. II, Des mœurs et du caractère des Allemands.

Buchs der Fall ist, konnte man sich nicht auf die Seite der mißhandelten Deutschen stellen, und bezeichnend ist, daß Frau von Staël es that, obwohl sie ebensowenig als Fichte, der 1807—1808 seine „Reden an die deutsche Nation" verhallt wähnte, „in den tiefverderbten Tagen", an eine politische Wiedergeburt der Deutschen glaubte [1]). Wer von ihnen sich nicht mit dem Universum abgebe, sagt sie einmal halb scherzhaft und halb ernst, habe wirklich nichts zu thun. Die Art der Begabung, die dazu nothwendig sei, um die Menschen zu energischer That zu veranlassen, sei in Deutschland selten hervorgetreten; es lasse sich über theologische Fragen, Kantische Philosophie, Idealismus oder Empirismus ins Unendliche diskutiren, ohne daß etwas anderes als Büchergelehrsamkeit dabei herauskomme [2]). Sie irrte sich, und die wenigen Jahre zwischen der Redigirung des Buchs und seinem Erscheinen genügten, um solche Urtheile in das Gebiet der Anachronismen zu verweisen.

Mit dieser Ausnahme aber hat sie das deutsche Wesen vortrefflich beobachtet, und Denjenigen, die nach ihr kamen, wenig Neues auf diesem Gebiet zu entdecken gelassen. Sie fand die Klassen viel strenger als in Frankreich von einander geschieden und als Folge davon bei den höheren Ständen zu wenig Ideen und Begriffe, bei den Gelehrten zu wenig praktisches Verständniß der Dinge; aber sie erkannte, daß die strenge Aufrechthaltung der sozialen Hierarchie, trotz aller Mißstände, die sie mit sich brachte, dem Geiste des Ganzen am besten entsprach und die Empfindlichkeit der Einzelnen nur selten verletzte, weil eine natürliche Gutmüthigkeit auf der einen, eine große Einfachheit der Sitten auf der andern Seite dieselben Menschen einander wieder näher brachte, die durch Unterschied des Ranges und der Stellung so weit von einander getrennt schienen. Denn während die Deutschen auf

---

[1]) H. v. Treitschke, Fichte und die nationale Idee. Hist. und polit. Aufsätze, I, 132.

[2]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 1re partie, Chap. XVIII, 4ème partie, Chap. VIII. Zu vergl. hier S. 60—61.

geistigem Gebiet keinen Zwang vertragen, unterwerfen sie sich in sozialer Beziehung widerstandslos den hergebrachten Sitten, und sind es gern zufrieden, wenn in materiellen Dingen über sie und für sie verfügt wird.

Im Gegensatz zum arbeitsamen, entbehrungsfähigen Norden bezeichnet Frau von Staël die Zustände im deutschen Süden als „ein monotones Wohlsein". Was sie in Oesterreich am meisten frappirte, war die dort herrschende instinktive Abneigung gegen Alles, was sich über die Mittelmäßigkeit erhob und die hergebrachte Routine zu unterbrechen drohte, so daß Angesichts dieser behaglichen Stille die Frage sich bot, ob das Glück, statt in der Entwicklung der geistigen Gaben, nicht etwa doch in ihrer Unterdrückung zu finden sei. Eine Gesellschaft aber, in welcher das Interesse weder der Politik noch der Literatur oder den schönen Künsten zugewendet ist, verfällt nothwendig in Gewöhnlichkeit. »Un commérage ennobli par les grands noms qu'on prononce, mais qui a pourtant le même fond que celui des gens du peuple«, so erschien ihr der gesellige Verkehr in den Wiener Salons, wo immer die gleichen Menschen sich zur Besprechung derselben Dinge zusammenfanden. Frau von Staël, die so weit gereist war, um sich mit Deutschen über deutsche Verhältnisse zu unterrichten, fand Leute, die in französischer Sprache und mit feierlicher Miene Anekdoten aus den Tagen Ludwig's XIV. oder veraltete Pariser Witzworte wiederholten. Die Unnatur erinnerte sie an die Stelle bei Ariost, wo Roland von der alten Mähre, die er nach sich zieht, bemerkt, sie habe alle erdenklichen Eigenschaften und nur einen Fehler, diesen nämlich, daß sie todt sei. Gegen die Mängel des deutschen Wesens in dieser Beziehung war sie immer noch milder als Aurelie im „Wilhelm Meister". „Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutsche bin; es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über Allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird." „Die deutsche Nation kam mir im Ganzen so linkisch vor, so übel erzogen, so leer von gefälligem Wesen, so geschmack-

los. Oft rief ich aus: Es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat." Dieselbe Aurelie aber sagt von der französischen Sprache: „Wie ich sie von ganzem Herzen hasse! Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache! Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um „perfid" in seinem ganzen Umfang auszudrücken. Unser armseliges „treulos" ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude". Frau von Staël dachte nicht anders und zitirte ihrerseits den Zug aus „Wilhelm Meister", wo eine Frau die Absicht ihres Geliebten, sie zu verlassen, aus dem Umstand, daß er ihr französisch schreibt, erkennt. „Die vollendete Redekunst", lautet eine entsprechende Stelle im Buch über Deutschland, „schädigt zuweilen die Aufrichtigkeit des Charakters. Die Franzosen haben ihr heitere Anmuth zu verleihen gesucht, aber es bleibt doch wahr, daß das Heiligste erschüttert wird, wenn eine solche Anmuth den Ernst verleugnet und der Spott nichts mehr verschont" [1]).

Je unverfälschter sich im Gegensatz dazu das deutsche Wesen zeigte, um so lieber war es ihr. Das war aber im Norden mehr als im Süden der Fall. In Frankreich, schreibt Frau von Staël, hat man keinen Begriff davon, bis zu welchem Grad die geistige Kultur in Deutschland entwickelt ist. Bei Gastwirthen und kleinen Zollbeamten findet man Kenntniß fremder Sprachen und Bücher; die kleinsten Städte besitzen gute Bibliotheken, Dorfschulmeister wissen Griechisch und Latein. Vergleicht man eine deutsche mit einer französischen Provinz, so scheinen Jahrhunderte der Entwicklung zwischen ihnen zu liegen. Picard und Kotzebue haben beide über die Kleinstädter Komödien geschrieben. Bei den Franzosen sind diese stets bestrebt, Paris nachzuahmen; bei den Deutschen sind sie stolz auf die

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 1re partie, Chap. XI, De l'esprit de conversation. Chp. XII, De la langue allemande.

unvergleichlichen Vorzüge ihrer heimathlichen Verhältnisse. Der Unterschied in der Komik bezeichnet auch den Unterschied in den Sitten. Der deutsche Gelehrte kann ungestört fünfzehn Stunden des Tags seiner Wissenschaft leben; seine Vereinsamung verbürgt seine Unabhängigkeit, und andrerseits fördert das Zusammenwirken der Lehrer an den deutschen Hochschulen die Universalität der Bildung, die fast allen hervorragenden Geistern in Deutschland eigen ist. Die Hochschulen selbst könne man nicht besser loben, als indem man von ihnen rühme, daß ihr Unterricht da anfange, wo jener der meisten andern Nationen zu Ende sei. In Bezug auf Erziehung wird die Methode von Pestalozzi eingehend besprochen und von ihr gerühmt, daß sie die Chimären von J. J. Rousseau durch die stufenweise und gründliche Ausbildung der Fähigkeiten des Kindes ersetze und die sicheren Grundlagen schaffe, auf welchen sich später ebensogut eine einfache Hütte wie ein fürstlich geschmücktes Haus errichten lasse. Die Schweizer Musteranstalten zu Freiburg, Bern und Yverdun, und ihre Bemühungen, die Wohlthat einer bessern Erziehung auch den Aermsten zugänglich zu machen, erweckten überhaupt in Coppet das regste Interesse; man verfolgte dort eifrig die Resultate der verschiedenen Methoden von Pestalozzi, Fellenberg und jene des Franziskanerpaters Gérard, der seinerseits die Reform der Volksschule durch eine systematische Anwendung der Sprachwissenschaft versuchte[1]).

In Deutschland fand Frau von Staël das Volk etwas langsam und schwerfällig, aber im Ganzen unterrichteter als in Frankreich, gutmüthig, aufrichtig und treu. Es gereiche ihm zur Ehre, schreibt sie, durch seine Fehler wie durch seine Eigenschaften auf die Gerechtigkeit als auf sein erstes und höchstes Bedürfniß verwiesen zu werden[2]). Sie erwähnt als einen rührenden Zug, daß überall, in der ärmsten Hütte, auf Jahrmärkten,

[1]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, II, 48—62.

[2]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 1re partie, Chap. II, Des mœurs et du caractère des Allemands.

auf dem Felde, bei der Arbeit, Musik erklang, und einen besänftigenden und veredelnden Einfluß auf die Gemüther übte.

In dem buntfarbigen Bilde, das Frau von Staël vom deutschen Leben entwirft, ist doch eine Lücke fühlbar. Der bürgerliche Mittelstand, der den nationalen Zug, die althergebrachte Sitte viel treuer als der adelige Stand bewahrte, entzog sich in jenen Tagen mehr als heute der Beobachtung, und verschloß den Fremden seine thätige, aber engbegrenzte Welt. Um Einsicht in dieselbe zu gewinnen, hätte Frau von Staël auf die Schilderungen im „Werther“ und im „Wilhelm Meister“, auf jene von „Hermann und Dorothea“, von „Egmont“ und „Faust“ zurückgreifen müssen, wo das Treiben und Schaffen in Wirthschaft und Werkstatt, auf dem Markt und vor dem Thor, in Kirche und Haus so behaglich treu und mit so feinen Zügen zu einer Zeit geschildert ist, wo der Bürgerstand, welcher die mannigfachsten Berufskreise ausfüllte, doch noch die dem deutschen Gemüth so wohl entsprechende, patriarchalische Eigenart bewahrte. An diesen Sittengemälden ist Frau von Staël vorübergegangen. Im „Werther“ fesselte sie die wunderbare psychologische Entwicklung, im „Wilhelm Meister“ die Lebensanschauung von Goethe; die Centralfigur des Buchs nennt sie einen unberufenen Dritten, der sich zwischen den Dichter und seinen Leser drängt, und was sie sonst anzieht, ist die Episode von Mignon. Im „Egmont“ mißfällt ihr das bürgerliche Element, und durch das Hereindringen des populären Tons scheint ihr der heroische Gang der Tragödie gestört. Frau von Stein nannte bekanntlich Klärchen „die Dirne“; Frau von Staël, die den französischen Sprachschatz mit dem Wort »vulgarité« bereichert hat, wendet es auf Klärchen's Mutter an und nennt sie très-vulgaire. Noch fühlbarer wird das mangelnde Verständniß für die Vielseitigkeit der menschlichen Verhältnisse und für die Erfordernisse der Wirklichkeit in der Beurtheilung von „Hermann und Dorothea“. Frau von Staël spricht zwar von der natürlichen Würde, jener der Homerischen Helden vergleichbar, mit

welcher der Dichter auch das Geringfügigste zu adeln wisse. Dann aber folgt die Einschränkung, man müsse wohl bekennen, daß hier die Ereignisse wie die Personen von zu untergeordneter Bedeutung seien. „Liest man das Gedicht im Original, so wird das Interesse durch den Gegenstand befriedigt; in einer Uebersetzung ist das schon nicht mehr der Fall. In epischen Dichtungen mag es wohl gestattet sein, auf einer gewissen literärischen Aristokratie zu bestehen. Die Würde der Persönlichkeiten und der an sie geknüpften historischen Erinnerungen vermag allein die Einbildungskraft auf der Höhe solcher Dichtungen zu erhalten“ [1]). Das Werk dagegen, in welchem der Unterschied der Stände sich bis zum tragischen Konflikt zwischen ihnen steigert, „Kabale und Liebe“ ist im Buch über Deutschland nur vorübergehend und mit einer tadelnden Bemerkung gegen die Tendenz des Stückes genannt. In einem Lande wie Deutschland und insbesondere wie Preußen, wo Jedermann sagen und drucken lassen konnte, was ihm gefiel, und in welchem Frau von Staël dennoch während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts Niemanden über Druck und Willkür von Oben oder über die vorhandenen sozialen Schäden sich beklagen hörte [2]), zog sie mit Recht den Schluß, daß die Schilderung des Dichters den thatsächlichen Verhältnissen nur ganz ausnahmsweise entsprach und die nothwendigen Aenderungen ruhig der Zeit überlassen werden konnten. Aber auch die Zeit ist langsam verfahren. Noch heute, an der Wende eines Jahrhunderts und nach so durchgreifenden, politischen Umgestaltungen sind im gesellschaftlichen Leben viele Dinge in Deutschland so ziemlich dieselben geblieben wie manches Kapitel des Buches von Frau von Staël sie beschreibt. Ihnen gegenüber macht sie ihre Einschränkungen, um den ganzen Schwerpunkt ihrer Darstellung auf das geistige Gebiet zu verlegen, wo sie um so rückhaltloser anerkennen konnte.

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XII.

[2]) Ebendaselbst, 1re partie, Chap. XVI, La Prusse.

Und hier bietet sich vor Allem die Frage: war denn diese Anerkennung so leicht?

Dreißig Jahre vor Frau von Staël hatte sich König Friedrich über die deutsche Literatur in einer besondern Schrift geäußert. Sie führte den Titel: »De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes et par quels moyens on peut les corriger«, und veranlaßte eine ganze Reihe von theils polemischen, theils apologetischen Erörterungen [1]). Sie vermögen nichts gegen die Thatsache, daß die Abhandlung des Königs, die im November 1780, also wenige Monate vor Lessing's, am 15. Februar 1781 erfolgten Tod erschien, diesen Reformator der deutschen Literatur mit keiner Silbe erwähnt. Ebensowenig sind Klopstock, obwohl Friedrich von ihm wußte, und Wieland genannt. Goethe's „Götz von Berlichingen" wird als eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke und lächerlichen Farcen bezeichnet, die würdig seien, vor den Wilden von Kanada gespielt zu werden, womit das Theater von Shakespeare gemeint war. König Friedrich verstand nur unvollkommen Deutsch. Diejenigen aber, die Deutsch verstanden, sahen in Bezug auf die Meisterwerke der deutschen Literatur oft nicht klarer als er. Was ihre größten Vertreter von der zeitgenössischen Literatur und Tagespresse hinnehmen mußten, läßt sich aus einer Zusammenstellung solcher Urtheile erkennen, wie sie unter Andern Viktor Hehn in Bezug auf Goethe gemacht hat [2]). Nicht etwa das gewöhnliche Publikum, sondern Lessing war es, der vom Dichter des „Werther" und „Götz" sagte, daß wenn er je zu Verstande käme, „er nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch sein würde." Klopstock fand „Hermann und Dorothea" unter Voßens „Luise" und travestirte die Namen Schiller und Goethe in Schüler und Gothe. Iffland wagte in

[1]) Dr. G. Krause, Friedrich der Große und die deutsche Poesie, II, 16 u. ff., bei Sybel, Historische Zeitschrift, 1887, Literaturbericht, 505—521.

[2]) Viktor Hehn, Gedanken über Goethe. Goethe und das Publikum, 57, 62, 64, 86, 87.

Bezug auf die „Iphigenie" die Bemerkung, hier arte die griechische Simplicität in Trivialität aus. Schiller kritisirte die Freiheitsrhetorik im „Egmont", und „Faust" als Fragment enttäuschte anfänglich auch ihn. Noch 1804 fällte, wie bereits erwähnt, Benjamin Constant über diesen ersten Faust das Urtheil, daß er weniger werth sei als „Candide", wie sich ja andrerseits dem sonst so fein und treffend unterscheidenden Blick von A. W. Schlegel die von bescheideneren deutschen Kunstkritikern längst anerkannte Größe von Molière verhüllte [1]).

Frau von Staël hat ihrerseits dieser Irrthumsfähigkeit, auch des geläuterten Geschmacks, den Tribut zu entrichten gehabt. Dahin gehört vor Allem die bekannte Schlußbemerkung über den „Faust", gleichviel ob man die Dichtung als Schwärmerei des Geistes oder als Ernüchterung des Verstandes auffasse, sei eine Wiederholung derselben doch niemals zu wünschen [2]). Dagegen ist mit Recht ihre treffende Bemerkung, daß der überlebende Faust todt sei, hervorgehoben worden.

Ihre Kritik der Wahlverwandtschaften beschränkt sich auf die Aeußerlichkeiten des Romans. Kein Wort von ihr deutet an, daß sie bemerkte, wie gerade dieses Werk von Goethe ihr geboten hätte, was sie zeitlebens suchte: die tiefste psychologische Analyse der Beziehungen zwischen Mann und Frau in der Ehe, ihre tragischen Konflikte und die innere Rettung der Einzelnen durch den freiwilligen, der sittlichen Ordnung gebrachten Verzicht. Verflüchtigen mußte sich wohl auch der Französin die stille, hoheitsvolle, ganz nach Innen gewendete Gestalt von Eleonore von Este, einer der edelsten der Dichtung aller Zeiten, äußerlich und innerlich so zart besaitet, daß sie sich jeder unsanften Berührung entzieht. Eine solche aber ist ihr durch Frau von Staël mit der Bemerkung zu Theil geworden, Leonore, begeistert in ihren Wünschen, sei aus Schwäche vorsichtig gewesen.

---

[1]) Prof. Jakobs, Molière. Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste, 1795, IV.

[2]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XXIII.

Vorsicht gerade hatte nichts mit der Selbstbeschränkung zu thun, deren Werth eben darin liegt, daß sie eine Forderung der innern Natur und nicht der äußern Verhältnisse ist. In Bezug auf „die Braut von Messina" entschlüpft Frau von Staël das Wort »des chœurs de chambellans«, weil sie in dieser Nachahmung der Antike die Volksstimme nicht zu hören vermochte. Herder's „Stimmen der Völker" werden fälschlich als chansons populaires übersetzt, und es ist nicht zutreffend, wenn von Goethe gesagt wird, le temps l'a rendu spectateur. Für die Gestalt von Ottilie hatte Mina Herzlieb Züge geliehen.

Wie Vieles aber ist dafür gerade in diesem Theil des Buchs gelungen, vor Allem die Gestalt von Schiller. Sein auf das Historische gerichteter Sinn, seine hinreißende Rhetorik, sein erschütterndes Pathos, der strenge Ernst, mit welchem er in Kunst und Leben einem Ideal der sittlichen Läuterung nachstrebte, die ungeheure dramatische Gewalt, mit welcher er es poetisch verwirklichte, alle diese charakteristischen Merkmale waren der Französin ungleich verständlicher als die vielverschlungenen Pfade Goethe'scher Dichtung. Ihr Lieblingsroman bleibt „Werther", aber als das größte und vollendetste deutsche Drama gilt ihr „Maria Stuart", deren rein theatralische Vorzüge sie nicht weniger als die Charakteristik der Hauptpersonen fesselten. Bei Schiller fand sie, wie bei keinem Andern durch die edelste Begeisterung verklärt, den Freiheitsgedanken wieder, der bis zum Ende der Grundton ihrer eigenen Weltanschauung blieb; auf ihn vor Allem bezieht sich ihre Aeußerung, erst mit der Kenntniß des Deutschen sei es in ihrem Innern Licht geworden und sie habe klar erkannt, was bis dahin verworren in ihrer Seele lag [1]. Nächst Goethe und Schiller sind Lessing und Herder im Buch über Deutschland besonders eingehend behandelt. Vom Dichter des „Nathan" sagt sie, daß er une ardeur sans flamme, une véhémence philosophique toujours active, et qui pro-

[1] Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XXXI.

duisait, par des coups redoublés, des effets durables, gehabt habe: „Er lehrte die Deutschen, deutsch zu sein", ist das höchste Lob, das sie dem großen Bahnbrecher zollt, und von seiner Kritik sagt sie, „sie sei nicht weniger eine Studie des menschlichen Herzens, als eine Poetik gewesen." In der Beurtheilung von „Emilia Galotti" läßt sie ihren Freund Friedrich Schlegel „bewundernd frieren und frierend bewundern". Sie selbst denkt anders und behandelt das Stück mit ausgesprochener Vorliebe. Herder's „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" galten ihr „als vielleicht das anziehendste unter allen deutschen Büchern, une lecture délicieuse." Sie hatte persönliche Gründe, um die schriftstellerische Eigenart zu loben, an welcher sie manches an die Weise, wie sie selbst zu produziren pflegte, erinnern mochte. „Bei Herder", sagt sie, „herrscht das vornehme Sichgehenlassen des Talentes, dem es vor Allem darum zu thun ist, neue Ideen in Fluß zu bringen. Das sogenannte gutgemachte Buch ist eine moderne Erfindung. Die meisten philosophischen Schriften der Alten sind Abhandlungen und Dialoge in der Form von niedergeschriebenen Gesprächen. Ebenso hat sich Montaigne dem natürlichen Zug der Gedanken überlassen. . . . Freilich ist dazu eine ausgesprochene geistige Ueberlegenheit erforderlich. Die äußere Anordnung verdeckt den mangelnden innern Reichthum. Ueberließe sich die Mittelmäßigkeit dem Zufall, so würde sie stets und nur mit um so größerer Ermüdung zum Ausgangspunkt zurückführen, während das Genie gerade in seiner Ursprünglichkeit und dann am meisten fesselt, wenn es, statt methodisch zu komponiren, improvisirt[1]). In Bezug auf Winkelmann findet sie das schöne Wort, die Aufmerksamkeit, welche ein Kunstwerk errege, müsse aus der Liebe entspringen, und mit seiner Kritik vergleicht sie im Schlußkapitel über die deutsche Literatur die Kritik von A. W. Schlegel, der über die Poesie, wie dieser über die bildende Kunst ge-

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XXX.

sprochen habe. Nur ein solches Urtheil sei verdienstvoll, „denn während die gewöhnlichste Routine zur Aufdeckung von Fehlern und Nachlässigkeiten genügt, ist nichts dem Genius so ähnlich als die Fähigkeit, ihn zu erkennen und zu bewundern“ [1]).

Im dritten Theil des Buchs über Deutschland, das die Philosophie und die Moral zum Gegenstand hat, nimmt Kant dieselbe hervorragende Stelle wie Schiller in der Dichtung ein. Bevor sie sich auf dieses dem weiblichen Geist so fernliegende Gebiet wagte, hat Frau von Staël sich klar über die Absicht, die sie dabei verfolgte, geäußert. „Die Metaphysik des menschlichen Geistes“, sagt sie, „läßt sich auf zweifache Art, entweder nach der Theorie oder nach ihren praktischen Ergebnissen ins Auge fassen. Der Theorie bin ich nicht gewachsen; dazu gehören Vorbedingungen, die ich nicht erfüllt habe; verhältnißmäßig leicht ist es dagegen, den Einfluß zu beobachten, den eine bestimmte, metaphysische Anschauungsweise auf die Entwicklung des Geistes, auf die der Seele ausübt. . . . Der ganze Werth des Lebens beschränkt sich darauf, uns durch die freie Wahl zu Gunsten dessen, was recht und gut ist, auf ein höheres Dasein vorzubereiten. Die sittliche Vervollkommnung ist der Maßstab, nach welchem die Metaphysik und die sozialen Institutionen, die Künste und die Wissenschaften zu messen sind. Hier ist derselbe Prüfstein für den Einfältigen und für den Gelehrten. . . . Ich bat eines Tags Fichte, mir lieber von seiner Sittenlehre als von seiner Metaphysik zu sprechen. „Die eine ist unzertrennlich von der andern“, gab er zur Antwort, und darin barg sich ein tiefer Sinn, der alle Gründe der Theilnahme, die wir an den philosophischen Fragen nehmen, begreift“ [2]). Frau von Staël erinnert ihre Landsleute daran, wie das Problem der sittlichen Freiheit ungleich besser von den französischen Philosophen des siebzehnten, als von jenen des achtzehnten Jahrhunderts verstanden worden sei, weil die letzteren, statt das

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XXXI.

[2]) Ebendaselbst, 3ème partie, Chap. I.

Werk ihrer Vorgänger weiterzuführen, vollständig unter den Einfluß der englischen Philosophie geriethen und dieselbe im Sinn der materialistischen Doktrinen verwertheten. Der Faden, der damals in den Händen der Franzosen abriß, wurde von den Deutschen wieder aufgenommen. Der Nachfolger von Descartes und Malebranche ist Leibnitz, und gegen ihn richtete Voltaire den „Candide", diese teuflische Satyre gegen den Optimismus, den freien Willen und die Menschenwürde, diesen Protest gegen das Mitleid, der nichts bestehen läßt, als das physische Wohlergehen und die rohe Gewalt, „die Taktik und die Gastronomie", und etwa noch eine rationelle Gesundheitspflege, um das Vergnügen durchzukosten, das der einzige Zweck des Daseins ist. Bekannt waren solche Anschauungen zu allen Zeiten, allein man glaubte sie den Zuträgern und Soubretten der Komödie überlassen. Neu ist nur die Thatsache, sich solcher Ansichten zu rühmen. Gleichgültigkeit und Verachtung für das sogenannte exaltirte Wesen sind ein Typus vornehmen Anstandes geworden, und der Begriff des Lächerlichen haftet an jedem lebendigen Interesse für Dinge, die keinen praktischen Nutzen gewähren. Der dogmatische Unglaube, das heißt derjenige, der alles nicht sinnlich Wahrnehmbare in Frage stellt oder kurzweg leugnet, das ist die Quelle der Ironie, mit welcher der Mensch sich selbst vernichtet, der letzte und eigentliche Grund allen moralischen Verfalls.

Es lohnt demnach wohl der Mühe zu prüfen, was die Nation, die eine zu solchen Schlußfolgerungen berechtigende Metaphysik von sich ablehnte, dabei gewonnen hat, daß sie die Entwicklung ihrer geistigen und sittlichen Kräfte auf einem andern Weg suchte [1]).

Hier ist es den Deutschen ergangen wie den Alchimisten. Das Geheimniß des Universums hat sich ihnen nicht erschlossen, aber dadurch, daß sie sich in die Spekulation versenkten, sind ihnen andere Wahrheiten geoffenbart worden. Mag immerhin

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 3ème partie, Chap. IV.

die Monadenlehre von Leibniz nichts anderes als eine bloße Hypothese sein, die Theodicee bleibt ein Denkmal des menschlichen Geistes. Das Werk seines großen Vorgängers aber hat Kant insofern weitergeführt, als auch er den Nachdruck auf das Recht der geistigen Persönlichkeit und auf die sittliche Freiheit legte.

Das Kapitel über Kant ist denn auch mit aller Sorgfalt als das weitaus wichtigste des ganzen Buchs und als der Angelpunkt behandelt, von welchem aus alles Uebrige bewegt wird. Die Leistung erschien so erstaunlich, daß die Kritik im ersten Augenblick die weibliche Autorschaft ablehnte und kompetenteren Federn das Verdienst dafür zuschrieb. Als diese Behauptung sich unhaltbar erwies und die von Frau von Staël gegebene Anregung ihre Früchte getragen hatte, trat eine Reaktion ein, und nun wurde sie des mangelnden Verständnisses in philosophischen Dingen beschuldigt [1]. Auch dieser Vorwurf war nicht gerechtfertigt. Dreißig Jahre nach dem Erscheinen des Buchs von Frau von Staël entstanden die ersten Versuche von Viktor Cousin über die Kant'sche Philosophie [2]. Durch Bildung, Beruf und Begabung war er auf die Aufgabe vorbereitet, einen allgemeinen Ueberblick von der Lehre des Königsberger Philosophen zu geben, und dennoch erscheint neben der Arbeit des Fachgelehrten der Versuch der Frau nicht werthlos, die es als ihren Ehrgeiz bezeichnete, „nicht etwa in einigen Seiten Rechenschaft von einem System zu geben, das in Deutschland seit zwanzig Jahren alle denkenden Geister beschäftigt, wohl aber durch allgemeine Andeutungen über den Inhalt der Philosophie von Kant ihren Einfluß auf Wissenschaft, Literatur und Moral zu erklären."

Da dieses ihr eigentlicher Zweck war, konnte sie die Kämpfe zwischen den verschiedenen Richtungen und Schulen unerwähnt

---

[1]) Alexandre Vinet, Études sur la littérature française du XIX siècle, I. Madame de Staël, De l'Allemagne.

[2]) Victor Cousin, Kant et sa philosophie. Zuerst erschienen Revue des Deux Mondes, 1840. Paul Janet, V. Cousin, Ebendaselbst, 1884.

lassen. Sie bemerkt, daß durch die Beschäftigung mit der Philosophie und in Folge der von ihr gegebenen Anregung in Deutschland so viele neue Ideen in Umlauf gesetzt worden seien, daß selbst diejenigen, die sich auf die Wiederholung derselben beschränken, noch geistig überlegen erscheinen. Die dadurch immer weiter sich verbreitende Ueberzeugung, daß die sittliche Welt durch unwandelbare Gesetze regiert wird, verweist den Einzelnen auf sich selbst und schwächt den Einfluß der äußern Verhältnisse ab, um den Nachdruck auf den Ernst der Gesinnung zu legen. Selbst auf die Kunst wirkt diese Anschauung zurück, denn sie soll durch die Gedanken erheben, welche die schöne Form durchdringen. Daß hier auch eine Klippe verborgen lag, ist der Verfasserin nicht entgangen. Die geistreichen, aus der Theorie abgeleiteten Ideen, sagt sie, täuschen zuweilen über die eigentliche Natur des Talentes. Nach dieser Theorie sollte das eine oder andere Kunstwerk nicht gefallen, aber es gefällt eben doch; einem Stück war der Erfolg verheißen; mit den Worten „steh auf und geh" ist es über die Bretter geschickt und nichtsdestoweniger ausgepfiffen worden. Trotzdem ist diese auf philosophischer, wenn auch etwas zu abstrakter Grundlage aufgebaute Poetik immer noch besser als jene, die sich auf äußere Regeln beschränkt, und den Dichter wie ein Kind behandelt, das davor geschützt werden soll, zu fallen und sich weh zu thun.

Den hohen Begriff von der deutschen Wissenschaft, der sich im Buch über Deutschland ausspricht, erhielt Frau von Staël durch den persönlichen Verkehr mit Johannes von Müller, den beiden Humboldt, mit Karl Ritter und den Brüdern Schlegel. Sie fand den deutschen Gelehrten besonders darauf vorbereitet, mit selbstloser Hingebung der Wahrheit zu dienen. »Ils sont vraiment le peuple de Dieu«, ruft sie aus, »ces hommes qui ne desespèrent pas encore de la race humaine et veulent lui conserver l'empire de la pensée«[1]. Was Fichte von der

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 3ème partie, Chap. XXI.

Kant'schen Weisheit sagte, „er verdanke ihr seinen Charakter, bis auf das Streben, einen haben zu wollen", das gilt von der ganzen Anschauungsweise von Frau von Staël in Bezug auf die Deutschen. Sie macht die eben so wahre als scharfsinnige Bemerkung, daß die strengen unter den französischen Moralisten diese Strenge bis zur vollständigen Vernichtung der einzelnen Individualitäten treiben, „denn es liegt im französischen Nationalcharakter, in allen Dingen die Autorität zu lieben" [1]), weswegen der Enthusiasmus der Franzosen auch so leicht in Fanatismus übergeht. Anders in Deutschland, wo das Bedürfniß nach innerer Selbständigkeit sich unter andern darin bekundet, daß selbst „der Katholizismus, unerachtet seiner strengen, einförmigen Disziplin, doch von Jedem nach seiner Weise ausgelegt wird" [2]). Denn die Deutschen sind eine begeisterte Nation. „Gott bewahre Alles, was deutsch ist, vor Entmuthigung und Selbstverachtung", schrieb Villers 1807; „ein Deutscher soll fest und stolz bleiben im Bewußtsein, daß keine andere Bildung die seinige übertrifft, daß er weiter als irgend ein Anderer auf dem Weg zum Großen und zum Ewigen vorgedrungen ist." Die Deutschen, sagt Frau von Staël, sind fromm, wie die germanische Race überhaupt, und der letzte Grund ihrer Moralität ist ihre Religion. Mit Unrecht glaubte sie in Bezug auf die Nothwendigkeit einer religiösen Grundlage aller Bildung und Sittlichkeit das Zeugniß von Kant entbehren zu müssen, denn auch er sagt: „Es muß gefragt werden, wie weit können die inneren moralischen Gründe einen Menschen bringen? Sie werden ihn vielleicht dahin bringen, daß er im Stande der Freiheit ohne große Versuchung gut ist. Aber wenn Anderer Ungerechtigkeit oder der Zwang des Wahns ihm Gewalt anthun, alsdann hat diese innere Moralität nicht Macht genug. Er muß Religion haben und vermittelst der Belohnung des künftigen Lebens sich aufmuntern;

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 3ème partie, Chap. XVI.

[2]) Ebendaselbst, 1re partie, Chap. II.

die menschliche Natur ist nicht fähig einer unmittelbaren moralischen Reinheit. Wenn aber übernatürlicher Weise auf ihre Reinheit gewirkt wird, so haben die künftigen Belohnungen nicht mehr die Eigenschaft der Bewegungsgründe" [1]).

Die damals von ihr beobachtete Toleranz der Deutschen in religiösen Dingen führt Frau von Staël nicht auf Gleichgültigkeit, sondern auf eine tiefere Einsicht von dem Wesen und den Ansprüchen des religiösen Bedürfnisses zurück. Ihnen gilt es als die edelste Beschäftigung, die Wahrheit zu suchen, und sie gestehen keinem Menschen das Recht zu, sie vorzuenthalten. Während die sogenannte Philosophie in Frankreich über das Christenthum spottete, war es in Deutschland ein Gegenstand des Studiums und der kritischen Forschung. Der Gewinn ist dabei größer als der Verlust gewesen. Gerade im deutschen Norden, der sich am meisten mit religiösen Streitigkeiten befaßt hat, ist der religiöse Glaube am lebendigsten, und das ihn auszeichnende Gepräge sanfter Idealität ergreift um so mehr, als man es unter solchen Himmelsstrichen nicht sucht [2]). Gerade in Deutschland hat die Mystik die meisten Anhänger gefunden, weil sie auf den innersten Erfahrungen des Herzens beruht, und bei den Mystikern vor Allem die Erkenntniß lebt, daß die Religion nichts ist, wenn sie nicht Alles ist, wenn sie das Dasein nicht erfüllt, die Seele nicht beständig durch den Glauben an das Unsichtbare, durch Selbstentäußerung und durch die Sehnsucht nach den ewigen Gütern aufrecht erhält, wodurch allein die menschliche Natur vor den ihr anhaftenden Niedrigkeiten befreit wird [3]).

Der höchste Gewinn einer solchen Weltanschauung ist die Erhebung über den Schmerz, eine milde Resignation angesichts des unaufhaltsam fortschreitenden Vernichtungswerkes in und

---

[1]) F. W. Schubert, Immanuel Kant. Briefe und Fragmente aus seinem Nachlaß, Leipzig, 1842, 231—232.

[2]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 4ème partie, Chap. II.

[3]) Ebendaselbst, 4ème partie, Chap. I.

außer uns, die Fähigkeit der Begeisterung, „der Gott in uns“, nach der schönen Definition der Griechen. Was die Jahrhunderte unterscheidet, ist nicht die Summe der Talente, sondern die äußere Tendenz des Zeitalters. Glücklich aber sind nur die Zeiten und die Menschen zu nennen, die von einem hohen, alle Kräfte der Seele mit emportragenden Zug erfaßt werden. Ihnen allein verklären sich Kunst und Natur, Ehre und Pflicht, Vaterland und Liebe. Nur für begeisterungsfähige Menschen hat Raphael gemalt, Mozart in Tönen gesprochen, der tragische Dichter die Tiefen der Seele erschüttert. Ihnen enthüllen sich die Schätze, die in den einfachsten wie in den höchsten Empfindungen der Menschenbrust verborgen liegen. Freilich, wenn auch für sie die Stunde des letzten Kampfes kommt, so könnte es scheinen, als hätten die gewöhnlichen Menschen vor ihnen voraus, daß ihnen das Sterben leichter fällt. „Aber auch dann noch sei Gott für die Hülfe gedankt, die Er für diese Stunde bereit hält. Unsere Rede mag unsicher, unser Auge getrübt, unser Gedankengang unterbrochen sein, die Begeisterung wird uns doch nicht verlassen. Ihre lichten Flügel über unser Sterbebett breitend, wird sie, den Schleier lüftend, wie in den geweihtesten Stunden des Lebens uns erkennen lassen, daß das Herz unsterblich ist, und mit dem letzten Athemzug auch unsere letzten Gedanken mit zum Himmel tragen.“

Das Buch schließt mit der Apostrophe an Frankreich: „Stätte des Ruhmes und der Liebe, sollte jemals die Begeisterung bei Dir erlöschen, die Berechnung an ihre Stelle treten und eine kalte Vernünftelei die heldenmüthige Verachtung der Gefahr verdrängen, zu was nützten Dir dann Dein schöner Himmel, Deine geistigen Vorzüge, Deine materiellen Güter? Ein gewaltiger Geist, eine wohlberechnete Kühnheit vermöchten Dir noch immer die Herrschaft der Welt zu gewinnen, aber Du würdest nur eine unfruchtbare Sandwüste zurücklassen, und Deine Kraft hätte sich in Stürmen erschöpft.“

Solche und andere Stellen erklären wie es kam, daß alle

Angriffe, die sich in Frankreich gegen das Buch über Deutschland richteten, doch die literärische Popularität der Verfasserin unangetastet ließen. Sie konnte ihren Landsleuten mit rückhaltlosem Freimuth die härtesten Dinge sagen, sie durfte ihnen Frivolität und Selbstüberhebung, und selbst dieses vorhalten, daß sie den Muth verloren hatten, eine Meinung zu haben, daß bei ihnen, selbst in Sachen der Liebe und der Religion, nicht die Ueberzeugung, sondern die Mode entschied![1]) Man fühlte doch, wenn man sie las, daß ihr Herz in Frankreich geblieben war, während ihre Gedanken sich mit Deutschland beschäftigten. Sie wiederholte den Franzosen in tausend Redewendungen, daß sie lernen konnten, was sie nicht wußten, daß was die Deutschen vor ihnen voraus hatten, sich erwerben und gewinnen ließ. Wer aber ersetzte ihr, was die Natur ihrem Volk verliehen hatte, die liebenswürdige Anmuth, den sicheren Geschmack, die klare Verständigkeit, die Nachsicht in der Ueberlegenheit, den heitern, heroischen Muth! „Vergebens machen wir den Versuch, das Land unserer Geburt unparteiisch zu beurtheilen", sagt sie im Buch über Deutschland, „das Herz reißt sich doch niemals los. Und muß man von der Heimath scheiden, so bleibt man entwurzelt und wird sich selber fremd"[2]).

Den Franzosen kam die Entdeckung des Landes, das sie unterworfen zu haben meinten, so unerwartet, daß einer ihrer ersten Kritiker, Dussault, nur abfällige Worte für das Buch von Frau von Staël fand. »Quant à la philosophie de Kant et de ses disciples«, äußerte Suard, »je regrette le temps et le talent que Madame de Staël a perdus à l'expliquer et à l'adorer«[3]). Von den bedeutenden Männern, die als kaiserliche Beamte Gelegenheit gehabt hatten, Deutschland aus eigener Anschauung kennen zu lernen, Beugnot, de Serre,

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 1re partie, Chap. XI.

[2]) Ebendaselbst, 1re partie, Chap. XIII.

[3]) Jules Simon, Une Académie sous le Directoire, 216. Saint-René Taillandier, Lettres inédites, etc., 257.

Barante, de Broglie, erhob nicht einer Widerspruch gegen solche Urtheile. »Qu'eussent-ils donc voulu?« sagte Frau von Staël, »L'Italie pouvait être chantée; mais il fallait reconter l'Allemagne.« Der einzige, Henry Beyle-Stendhal, ein Anhänger des Kaisers, der deutsch sprach und Weimar besucht hatte, äußerte sich, wenn auch in feindseligem Ton, doch gerechter über das Werk. Er nannte das von Deutschland entworfene Bild ein durchaus falsches, und wiederholte den unverdienten Vorwurf, die Verfasserin habe nicht deutsch verstanden. In einzelnen Bemerkungen aber bewährte er doch wieder seinen erstaunlichen Scharfsinn und bezeichnete das Buch als »le meilleur ouvrage de Madame de Staël, qui pourra survivre une vingtaine d'années à ses autres écrits. Cet ouvrage tombera dès que nous aurons deux volumes bien faits sur la littérature romantique«[1]). Er hätte lange auf diese zwei Bände zu warten gehabt. Denn als die zwanzigjährige Frist verstrichen war, erwähnte ein Kenner der deutschen Literatur wie Marmier eine ganze Reihe französischer Bücher über Deutschland mit dem Bemerken, kein einziges derselben vermöge das Werk von Frau von Staël vergessen zu machen. Eine Ueberarbeitung desselben wäre, sagt er, immer noch der beste Weg zur Kenntniß deutscher Dinge[2]). Heinrich Heine dachte nicht anders und bezeichnete 1833 seine „Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" als eine Fortsetzung des Buchs von Frau von Staël. Merkwürdig ist auch dieses, daß die Kritik von Sainte-Beuve, die niemals ein Hinderniß zu umgehen pflegte, vor diesem zurückscheute, und sich mit dem Buch über Deutschland in einigen bedeutungslosen Sätzen abgefunden hat, von denen nur hervorzuheben ist, daß er in

[1]) Stendhal (Henry Beyle), Correspondance inédite, I, 77.

[2]) X. Marmier, Préface de l'Allemagne, wiederabgedruckt in der Ausgabe von Charpentier, Paris, 1886. Die Bücher, die er nennt, sind Cousin, Philosophische Schriften; Barchou de Penhoën, Philosophie allemande; Saint-Marc Girardin, Notices litt. et pol.; Lerminier, Au delà du Rhin; Edgar Quinet, Allemagne et Italie.

den letzten Seiten desselben den Widerhall der Beredsamkeit findet, welche die Zuhörer von Frau von Staël hinriß.

Während man sich in Frankreich erst in der Welt zurecht zu finden hatte, die das Buch erschloß, gewährte es den Deutschen das subtilere Vergnügen, die Art seines Entstehens vom Zeitpunkt an zu verfolgen, wo das Werk von Villers über Kant den ersten Impuls gab.

In mancher Beziehung hat die Verfasserin selbst Aufschluß darüber gegeben und angedeutet, daß sie Lessing, Winkelmann und Herder nicht weniger aufmerksam als die Moralphilosophen und die Erzeugnisse der Romantik gelesen hatte. Unter den Schriften, die sie besonders anregten, nennt sie Schiller's Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung", und Wilhelm von Humboldt's ästhetische Versuche, die er 1802 im Magasin encyclopédique französisch bearbeitet herausgab und die ihr in dieser Gestalt bekannt sein mochten, in der sie unter den Anforderungen, welche die französische Sprache stellt, an Klarheit gewonnen hatten. Von deutschen Historikern las man in Coppet vor Allem Johannes von Müller, Heeren's Ideen über Politik und Handel der alten Welt, und die deutsche Geschichte von Maskow, die von Friedrich dem Großen „unter allen am wenigsten fehlerhaft" genannt worden war. Zeitgenössische Aeußerungen über die deutsche Literatur wie unter andern Adam Müller's Vorlesungen von 1807 hat sie, und wohl mit Recht, nicht berücksichtigt; sie hätten ihr wenig geboten. Einzelne Züge sind auf Gespräche mit Freunden zurückzuführen. So gebraucht sie in Bezug auf Goethe's Eugenie den Ausdruck „marmorkalt und marmorglatt", der von Therese Heyne's Gatten Huber, den sie kannte, entlehnt ist. Im Kapitel über den Styl hebt sie hervor, wie sehr die deutsche Sprache dadurch an Lebendigkeit gewinne, daß sie Verbalformen substantivisch gebrauchen und sagen könne, das Lieben, das Wollen, u. s. w.; wir wissen durch Böttiger, daß Schiller es war, der sie darauf aufmerksam gemacht hatte. Wenn Frau von Staël bemerkt, daß die deutsche

Literatur niemals einen Mittelpunkt oder die Hülfe des Staates gefunden habe, und eben dieser Vereinsamung und Selbständigkeit ihre Originalität und ihre Energie verdanke, so befindet sie sich darin in Uebereinstimmung mit König Friedrich. Als Mirabeau ihn fragte, warum er, Deutschlands Cäsar, nicht auch der Augustus seiner Literatur habe werden wollen, antwortete der König: „Sie wissen nicht, was Sie sagen! Indem ich das Geistesleben der Deutschen seine eigenen Wege gehen ließ, habe ich ihnen mehr gegeben, als wenn ich ihnen eine Literatur gemacht hätte“ [1].

Am nächsten lag es, den Löwenantheil am Zustandekommen des Buchs über Deutschland den Brüdern Schlegel, und insbesondere dem langjährigen Hausgenossen von Coppet, August Wilhelm zuzuschreiben. Auch ohne das Zeugniß der Mitlebenden verweist denn auch die ganze Komposition des Buchs darauf, daß seine ästhetischen und philosophischen Probleme, wie überhaupt alle Schriften von Frau von Staël, durchgesprochen und mündlich diskutirt worden sind, bevor sie dieselben zu Papier brachte. Daher der oft lose Zusammenhang, die eingestreuten Bemerkungen zu Gunsten von befreundeten Personen, die unvermittelten Uebergänge und zuweilen fernliegenden Episoden. Ein Kenner wie Schlegel machte die schwerfälligen Compendien, die Küttner und Koch entbehrlich, welche die Literaturgeschichten ersetzen mußten [2]) und in welchen Frau von Staël sich wohl niemals zurecht gefunden hätte. Vielfach haben ihr seine in der „Europa“ abgedruckten Vorlesungen von 1802 für die Abschnitte über Kunst und Wissenschaft genützt. Die Vorlesungen über dramatische Kunst übten auf sie eine Wirkung aus, die sie selbst überraschte, denn sie hatte ihn bis dahin nie in der Oeffentlichkeit sprechen hören und wurde von seinem Redner-

---

[1]) L. Häusser, Geschichte der französischen Revolution, herausgegeben von W. Oncken, Berlin, 1865, 104—105.

[2]) K. A. Küttner, Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Koch, Conpendium der deutschen Literaturgeschichte, 1798.

talent hingerissen. Nicht weniger wirkte auf sie die geistreiche Originalität und Gedankenfülle von Friedrich Schlegel, dessen „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer" sie mit dem wärmsten Lob nennt [1]). In der Beurtheilung literarischer Dinge ging sie aber doch ihre eigenen Wege. Die vortrefflichen Aufsätze von Friedrich Schlegel über Jakobi's „Woldemar" und Goethe's „Wilhelm Meister", die von August Wilhelm über Bürger und über „Hermann und Dorothea" hat sie gekannt, und die verständnißvolle Tiefe dieser Kritik in der ihrigen nicht erreicht. Aber nicht immer zum Schaden des Ganzen ist ihr Gesammturtheil selbständig geblieben. In das romantische Land ist sie ihren Freunden nur mit bedingter Zustimmung gefolgt und ihre persönlichen Antipathien hat sie nicht getheilt. So that es ihrer Bewunderung für Schiller keinen Eintrag, daß sie die klare Schönheit der Lyrik von Novalis mitempfand und dessen unvergeßlicher Ausspruch: „Man kann nur werden, insofern man schon ist", gilt gerade von ihren Beziehungen zu A. W. Schlegel.

In diesem Sinn sind sie denn auch von den Zeitgenossen als Wechselwirkung zwischen ihnen beiden aufgefaßt worden, bei welcher der geistige Gewinn nicht lediglich der Frau von Staël zufiel. Ihr wurde die Wandlung zugeschrieben, die sich in Schlegel's, vom März 1806 aus Genf datirten Brief an Fouqué und mit den Worten aussprach, die Zeit, mit poetischen Phantasien zu spielen, sei vorüber; es bedürfe nunmehr einer energischen, patriotischen Poesie, und an die Stelle des Dichtens müsse die Beredsamkeit treten [3]). Die alten Freunde, als sie A. W. Schlegel nach mehrjähriger Abwesenheit wiedersahen, fanden ihn sehr zu seinem Vortheil verändert. Bereits in Rom hatte Wilhelm von Humboldt ihn „viel milder" genannt; Gentz bezeichnete ihn als „sehr kultivirt, gesellig, gesprächig, gewandt"

---

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 3ème partie, Chap. XXXI.

[2]) J. Minor, F. Schlegel's prosaische Jugendschriften, II, 72, 165. A. W. Schlegel, Kritische Schriften, I, 34, II, 1.

[3]) W. Hehn, Gedanken über Goethe, 127.

geworden; Wieland schrieb, auf die Urtheile von Frau von Staël über die deutsche Literatur, und die Männer, die sich seit fünfzig Jahren in derselben am meisten hervorthaten, scheine A. W. Schlegel wenig oder keinen Einfluß gehabt zu haben. Dagegen hebt Henriette Herz hervor, wie A. W. Schlegel während der Jahre des Zusammenseins mit Frau von Staël sein Bestes geleistet habe [1]).

Als Niebuhr das Buch über Deutschland zum ersten Mal zur Hand nahm, äußerte er übereinstimmend damit: „Die Kapitel über Goethe, Norddeutschland, Wien, sind ausgezeichnet vortrefflich und selbst die großen Fehlgriffe und Versehen bei einzelnen Notizen beweisen, daß das Buch nichts weniger als Schlegeln in ihrem Namen angehört. Er kann es nicht einmal vor dem Druck durchgesehen haben. Von Goethe redet sie mit einem gewaltigen Respekt und äußerst feintreffend; welches ihrer Kapacität bewunderungswürdige Ehre macht" [2]). Neben dem bereits angeführten Urtheil von Goethe selbst in den Annalen liegt noch ein anderes im Brief an Frau von Grotthuß vor, das vom Werk der Frau von Staël als von einer wohlbereiteten geistigen Speise spricht. „Sie haben es selbst gelesen", schreibt er, „und es bedarf meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil desselben im Manuskript, lese es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmste Weise denken, und man steht mit der Verfasserin niemals im Widerspruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung ist. Alles, was sie von der Pariser Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werk sagen. Man kann das wunderbare Geschick dieses Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit rechnen. Die französische Polizei, einsichtig genug, daß ein Werk wie dieses das Zutrauen der Deutschen auf sich selbst erhöhen müsse, läßt es weislich einstampfen; gerettete

[1]) J. Fürst, H. Herz, Ihr Leben und ihre Erinnerungen, 207.

[2]) G. Niebuhr, Lebensnachrichten, I, 579. Niebuhr an Dr. Hensler, Berlin, 25. Januar 1814.

Exemplare schlafen, während die Deutschen aufwachen, und sich, ohne eine solche geistige Anregung, retten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wundersamen Effekt. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben, nun liegt es da wie eine spät entdeckte Weissagung und Anforderung an das Schicksal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wieder erkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie gethan haben. Möchten sie bei diesem Anlaß ihre Selbsterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst nicht wie bisher einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den innern Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können" [1]).

Reinhard war der Uebersender des Manuskriptes, von dem in diesem Briefe die Rede ist, gewesen. Er hatte dasselbe, „ein Fragment des Buchs über Deutschland", wie er es nennt, wohl von Benjamin Constant oder Villers erhalten, und Goethe schrieb an Reinhard zurück: „Da ich mich selbst ziemlich zu kennen glaube, so finde ich einige recht gute Aperçus darin, und kann es um so mehr nutzen, als sie mir das alles, und zwar noch derber und lebhafter ins Gesicht gesagt hat" [2]). An Heinrich Meyer, der das Fragment ebenfalls mitgetheilt erhalten hatte, schrieb Goethe, als das Buch in Deutschland erschien, man erhalte es heftweise, wahrscheinlich um den hohen Preis zu ver-

---

[1]) Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, IV, 237, Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg. Goethe an Frau von Grotthuß, 17. Febr. 1814. Uebereinstimmend damit an Gräfin O'Donnell, Briefe, herausgegeben von R. Werner, 114.

[2]) Goethe und Reinhard, Briefwechsel, 121, 6. Dezember 1811, 122, 13. Februar 1812.

decken und den Nachdruck zu erschweren; das Ganze sei den Theilen gleich, die sie beide im Manuskript gelesen.

Einer der besten Kenner der europäischen Literaturen, Professor Bernays, dem auch das anscheinend Geringfügige nicht werthlos erscheint, hat nachgewiesen wie Goethe zweimal, und zwar in den Sprüchen in Prosa, durch Stellen aus »De Allemagne« angeregt worden ist. Das erste Mal da, wo er sagt: »Mythologie — Luxe de Croyance.« Die Stelle bei Frau von Staël, die der Umschreibung zu Grunde liegt, findet sich in ihrer Besprechung von Bürger's Leonore. Sie äußert mit Bezug auf das Gedicht, der Aberglaube eines Volkes verrathe stets eine gewisse Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit der herrschenden Religion, die ihn bekämpft, und fährt dann fort: »C'est un luxe de croyance qui s'attache d'ordinaire à la religion comme à l'histoire«[1]). Ein anderes Mal schreibt Goethe: „Es gibt im Menschen auch ein Dienenwollendes, daher die Chevalerie der Franzosen eine Servage." Hier greift er auf die Schilderung zurück, die Frau von Staël bei Besprechung von „Maria Stuart" vom Verhältniß zwischen Königin Elisabeth und ihren Hofleuten gibt: »Les courtisans aussi ont, avec une reine, un genre de bassesse qui tient de la galanterie. Ils veulent se persuader qu'ils l'aiment pour lui obéir plus noblement et cacher la crainte servile d'un sujet sous le servage d'un chevalier«[2]). Es war demnach keine bloße Redensart gewesen, wenn Goethe in einem Brief an Heinrich Meyer gesagt hatte, das Buch von Frau von Staël nöthige durch seinen gedrängten Inhalt immerfort zu denken. „Sie hat sich eine unglaubliche Mühe gegeben, den Begriff von uns Deutschen aufzufassen, und sie verdient deshalb um so mehr Lob, als man wohl sieht, daß sie den Stoff der Unterhaltung

[1]) Madame de Staël, De l'Allemagne, 2de partie, Chap. XIII.

[2]) Ebendaselbst, 2de partie, Chap. XVIII. Michael Bernays Miscellen, Goethe-Jahrbuch, 1885, 336—337.

mit vorzüglichen Männern durchgesprochen, Ansicht und Urtheil dagegen sich selbst zu danken hat."

Wie wenig bedeuten nach einer solchen Anerkennung die spottenden Auslassungen von Gentz, die witzlosen Scherze von Rahel gegen „die blinde Henne, die unmusikalische, ahndungslose Frau", die dann Varnhagen noch einmal verdünnt zu Tage fördert, um sie später wieder zurückzunehmen, weil am Ende doch auch er einsah, daß es nicht die literärische Bedeutung des Buches war, die den Ausschlag gab [1]). Viel früher hatte das der alte Knebel erkannt. „Wenn jedes Buch gut ist, das uns besser macht", schreibt er, „so hat das Buch von Frau von Staël vor so vielen andern den Vorzug" [2]). Und in diesem Sinn hat es denn auch die vorgesetzte Mission erfüllt. Wenige Jahre nach seinem Erscheinen schrieb Bonstetten, es habe eine Art von Revolution in den Ideen der Genfer hervorgerufen; sie wollten nun alle deutsch lernen [3]). Als man über dem Ozean anfing, sich mit Goethe zu beschäftigen, ging der Weg zu ihm durch die Schilderungen von Frau von Staël, und nicht minder bezeugen die Polen, daß auch für sie der Anstoß von ihr kam [4]). Der Amerikaner Ticknor erzählt, wie die erste Kunde von Deutschland ihm durch Frau von Staël gebracht wurde [5]), und der Engländer Sir James Mackintosh nannte ihr Werk das männlichste, das bis dahin von einer Frau geschrieben worden sei. In der seit 1802 gegründeten Edinburgh Review wurde dieses Lob noch überboten. Die Februarnummer von

---

[1]) G. Schlesier, F. v. Gentz. Briefe und vertraute Blätter, 176, an Rahel, Wien, 15. Juni 1814. Briefwechsel zwischen Rahel und Varnhagen, aus dessen Nachlaß, III, 369, IV, 5, 13. Varnhagen, Denkwürdigkeiten, VI, 138.

[2]) Knebel, Literärischer Nachlaß, III, 89, an Kanzler von Müller, 31. Mai 1824.

[3]) Bonstetten, Briefe an Matthisson, I, 49, 222.

[4]) Horatio White, Goethe in Amerika. Goethe-Jahrbuch, 1884, 222. Goethe in Polen, 1887, 313.

[5]) G. Ticknor, Life, Letters and Journals, I, 9.

1813 hatte eine lange und eingehende Besprechung des Buchs über die Literatur, das 1812 in englischer Uebersetzung erschien, mit den Worten eingeleitet, Frau von Staël sei ohne allen Zweifel die größte Schriftstellerin ihrer Tage. Der Verfasser dieses Artikels war Jeffrey, der erste Kritiker seiner Zeit, dessen gefürchtete Feder die literärische Berühmtheit gab und nahm.

Im Oktober ließ Sir James Mackintosh einen eingehenden Bericht über »De l'Allemagne« folgen. Vor dreißig Jahren, heißt es in demselben, verstanden aller Wahrscheinlichkeit nach in London, wo eine deutsche Dynastie regierte, ebensoviele Personen persisch wie deutsch. Die Namen von Schiller und Goethe genügten nicht, die Unkenntniß auf der einen Seite und auf der andern das Vorurtheil zu bannen, welches die deutsche Literatur als im Bunde mit der ungläubigen Philosophie und der revolutionären Politik der Franzosen brandmarkte. Mit Beifall wird hierauf der von Frau von Staël angestellte Vergleich zwischen englischer und deutscher Sinnesart erwähnt. Die Philosophie der Engländer setze sich praktische, dem menschlichen Wohlergehen zu Gute kommende Zwecke, den Deutschen sei es um die abstrakte Wahrheit zu thun: „sie gefallen sich im Ideal, weil nichts in der sie umgebenden Wirklichkeit zu ihrer Einbildungskraft spricht . . . sie sind unabhängiger, weil sie weniger frei sind"; die Engländer dagegen sind stolz auf das, was sie haben, was sie sind, was sie noch werden können; sie fordern Uebereinstimmung zwischen ihren Handlungen und ihren Grundsätzen, bei aller Originalität des Charakters haben sie eine gewisse Scheu vor neuen Systemen; sie sind ein weises Volk; sie haben nicht, wie die Deutschen, von der Freiheit geträumt, sondern sie gewonnen. Dagegen steht das deutsche Kunstideal den Engländern viel näher als den Franzosen, denn auch ihr Genius ist viel mehr gothisch als klassisch und bewahrt ein durch den religiösen Idealismus verklärtes, romantisches und ritterliches Ideal. Milton hat Klopstock begeistert; die englische Philosophie hat in Deutschland keine geringere Theil-

nahme als unter den Engländern gefunden. An sie ergeht mit dem Buch von Frau von Staël die erneute Aufforderung, sich mehr als es bisher geschah, in der deutschen Gedankenwelt zurecht zu finden[1]). Für die junge englische Dichterschule kam der Rath zu spät, denn sie war bereits mit deutschen Vorbildern vertraut. Während Scott Bürger'sche Balladen und den Götz übersetzte und auf diesem poetischen Grunde die schottische Romantik sich erhob, zogen Wordsworth und Coleridge, die seit 1797 Freunde geworden waren, zur poetischen Pilgerfahrt nach Deutschland, wo sie Klopstock besuchten, Coleridge Alt- und Mittelhochdeutsch, Hans Sachs und die Meistersänger kennen lernte, Kant studierte und den „Wallenstein" meisterhaft übersetzte. Nach ihrer Rückkehr wurden beide Freunde mit Southey die Begründer der Seeschule, die der englischen Romantik das Gepräge der poetischen Naturbetrachtung und eines geläuterten Freiheitkultus gab, dem die Theorien des Buchs über Deutschland sympathisch entgegenkamen.

Unter dem Eindruck einer ersten Lektüre schrieb der damals fünfundzwanzigjährige Lord Byron: „Es sind schöne Stellen darin, und was sonst ist ein Buch oder vielmehr jedes Buch, wenn nicht eine Wüstenei mit Fontänen und einigem Laub- und Buschwerk zur Rast nach den Beschwerden der Tagereise. Gewiß, was uns bei Madame täuscht und sehnsüchtig anlockt, ist der kühlende Strom, der in der Nähe besehen, als Luftspiegelung (criticce Verbiage) sich erweist. Aber am Ende kommen wir doch zu etwas, das dem Tempel des Jupiter Ammon gleicht, und der Oede, die dahin führte, erinnern wir uns nur, um uns des Kontrastes zu freuen" [2]).

Bereits am Tag nach ihrer Ankunft in London, am 22. Juni, hatte Frau von Staël bei einem Abendempfang von Lady Jersey den Dichter begegnet, mit welchem sie am nächsten

[1]) Edinburgh Review, Oct. 1813. De l'Allemagne, par Madame de Staël.

[2]) Th. Moore, Lord Byron, Letters, etc., 202, Nov. 1813.

Tag in Gesellschaft von Sheridan, Whitbread, Grattan und dem Marquis von Lansdowne ein Diner bei Sir Humphrey und Lady Davy mitmachte, die sich während eines Aufenthalts in Genf mit ihr befreundet hatten. Byron, obwohl er eingestand, daß die Auswahl der Gesellschaft eine unübertreffliche gewesen sei, war schlechter Laune. „Sie ist sehr verändert“, schrieb er an Th. Moore, „sie ist für den Lord von Israel und für den Lord von Liverpool, ein niedriges Gemisch von Methodist und Tory, spricht nur von Frömmigkeit und dem Ministerium, und rechnet, denke ich, darauf, daß Gott und die Regierung ihr zu einer Pension verhelfen werden“ .... „Sie hat einen Essay gegen den Selbstmord geschrieben, der wohl Jemanden dazu veranlassen wird, sich zu erschießen“ .... „Ich soll sechzig Meilen reisen, um Frau von Staël zu sehen“, schrieb er einige Zeit darauf, „ich, der ich einmal deren dreitausend zurücklegte, um unter schweigsame Leute zu kommen, während diese Dame Oktavbände schreibt und Folios spricht“ [1]).

Später, 1821 in Ravenna, kam Byron in sehr verschiedener Stimmung auf diese Aeußerungen zurück und bemerkte, der Todten gedenkend: „Selbst im gewöhnlichen Leben wäre es traurig genug, sagen zu müssen, daß die drei bedeutendsten Gäste unserer damaligen Tischgesellschaft in ihren Gräbern liegen, zugleich mit ihr, die sie begegnete, und mit ihm, der die große Ursache dieser Begegnung (in England wenigstens) war. Und doch ist es erst kurze sieben Jahre her, und Keines von ihnen war bejahrt; so daß es nicht nur traurig, sondern feierlich ernst ist, ihre Namen zu nennen, denn sie sagen uns wie vergänglich sie in ihrer Größe waren, und wie wir, die sie überleben, vollends in Nichts zerfallen. Vom „Symposion“ dieser jetzt Unsterblichen weiß ich nicht weniger, als ich sollte, zu sagen. Wer hätte jemals die Erinnerung an genossenen Freuden ganz und vollständig bewahrt? Der Gesammteindruck bleibt, die einzelnen

[1]) Th. Moore, Lord Byron, Letters, etc., 187, 188, 200.

Töne sind abgeblaßt. Dazu war ich noch zu jung und leidenschaftlich, um meiner Umgebung völlig gerecht zu werden.

„Zeit, Abwesenheit und Tod verschmelzen und heiligen Alles. Ich verkehrte damals täglich mit den großen Führern des öffentlichen Lebens. Ich verehrte und achtete sie, aber ich sah sie, und weder Schönheit noch Ruhm bestehen vor dieser täglich sich wiederholenden Probe. Ich sah die Frau, von welcher man mir Wunder berichtet hatte; sie rechtfertigte, was ich gehört, aber sie war eine Sterbliche und hielt lange Reden vor Solchen, die nur in den beiden Häusern Reden mit anzuhören gewohnt waren. Sie unterbrach Whitbread, sie perorirte mit Lord Lansdowne, sie mißverstand Sheridan's Späße als Zustimmung, sie harangirte, sie dissertirte und predigte die englische Politik vor den ersten unserer englischen Whigs und am Tag nach ihrer Ankunft in England. Wenn ich nicht falsch unterrichtet bin, soll sie dasselbe am nächsten Tag unsern Tories gegenüber gethan und selbst für den Souverän keine Ausnahme gemacht haben"[1]).

Aber auch Lord Byron, »l'homme le plus séduisant de l'Angleterre«, wie Frau von Staël ihn nannte, wurde gewonnen wie die Andern. „Sie war eitel", sagt er, „aber wer dürfte eitel sein, wenn sie es nicht durfte". Er fühlte, daß sie „gut war, wie kein anderes Weib, von wirklicher Herzensgüte"[2]). Ein paar Jahre später, als Niemand mehr Nachsicht mit ihm, dem Empörer hatte, sprach sie allein ihm mild zum Herzen und hätte fast sein wildes Blut besänftigt. In den Noten zur „Braut von Abydos" erwähnte er lobend ihres Vergleichs zwischen Malerei und Poesie. Sie dankte ihm in einem Brief, in welchem sie ihn den ersten Dichter der Zeit nannte, und er erwiderte, er habe gesprochen wie er denke: „Ihre Werke sind meine Wonne und das ist sie auch . . . für eine halbe Stunde.

---

[1]) Lord Byron, Some recollections of my acquaintance with Madame de Staël, Murray's Magazine, January 1887, 4—5.

[2]) Medwin, Conversations with Lord Byron, 212—213.

Was ich nicht leiden mag, ist ihre Politik, oder vielmehr, daß sie sich politisch verändert hat“ [1]).

Unter diesem durchaus falschen Eindruck wurde der große englische Stürmer und Dränger paradoxal und versicherte, dieses England, das Frau von Staël so schwärmerisch bewundere, sei schwach und in sich selbst zerfallen, seine gepriesene Verfassung reformbedürftig, seine Machtstellung bedroht; es fehle nicht viel, so werde es vom Verderben erreicht werden. „Nun“, sagt Frau von Staël, als Byron's Sarkasmen sich erschöpft hatten, „und die Freiheit, alles das zu sagen, und es noch dazu vor den Bedienten zu sagen, diese Freiheit schätzen sie für nichts?“ „Sie wünschte uns eine kleine Niederlage, als Gegenmittel für unsere politische Plethora“, schließt die Berichterstatterin des Gesprächs [2]).

Das Interesse, welches Frau von Staël erweckte, beschränkte sich nicht auf die literärischen und politischen Kreise. Die vornehme Welt zu München und Wien, zu Petersburg und Stockholm hatte ihre schriftstellerische Bedeutung, wie sie selbst es wohl fühlte, eher als ein störendes Element empfunden. In der englischen Hauptstadt war das anders. Der „Löwe“ des Tags war 1812 Byron gewesen; Miß Edgeworth folgte 1813, hatte aber London bereits wieder verlassen, als Frau von Staël dort eintraf und „mit dem Kosaken“, wie Byron, auf Kaiser Alexander's Anwesenheit anspielend, sagt, der Zielpunkt der Aufmerksamkeit wurde. Der Prinzregent, die Königin, die Herzogin von York eröffneten den Reigen. Es folgte ein längerer Aufenthalt bei Lord Lansdowne in Bowood, wo Dumont und Sir Samuel Romilly anwesend waren [3]). Bowood galt als einer der schönsten Landsitze in Europa, den sein Eigenthümer mit ausgesuchtem Kunst-

---

[1]) Th. Moore, Lord Byron, Letters, etc., 209, 237. Mme. de Staël à Lord Byron, Febr. 1814, British Museum, M. M. S. S. 31.037 f. XIII.

[2]) Miss Catherine Fanchawe, Ungedrucktes Brieffragment.

[3]) Sir S. Romilly, Memoirs of his Life, III, 119, Oct. 1813.

geschmack verschönert und mit einer Galerie von Meisterwerken bereichert hatte. Lord Lansdowne wählte seine Gäste nicht weniger sorgfältig als seine Bilder, und benützte die langjährige Ruhepause, welche die Toryregierung ihm als einem vorbestimmten Führer der Gegenpartei gewährte, um neben den politischen auch alle künstlerischen und literärischen Interessen zu fördern. Er war ein ebenso gütiger als verständiger Mäcen; in seiner palastartigen Residenz zu London bezeichnete man noch lange nachher den Salon, wo Frau von Staël, bei einer der ersten Gelegenheiten ihres Auftretens in der Londoner Gesellschaft, den Dichter Rogers an ihre Seite gerufen hatte, um dieser neuen Welt in enger Beziehung mit der Literatur entgegenzutreten. Rogers selbst, der frostige Dichter der »Pleasures of Memory«, war von Allen, die ihn kannten, als ein warmer Freund geschätzt, der scharfe Dinge sagte, aber Liebesdienste erwies, und mit beschränkten Mitteln fünfzig Jahre hindurch in seinem kleinen Londoner Hause berühmten Gästen eine Heimstätte bereitete. Er konnte der Frau von Staël davon erzählen, wie er 1789 in Edinburgh Robertson und Adam Smith gesehen und im gleichen Jahr in Paris bei La Fayette mit Condorcet gespeist hatte. Bei Rogers verkehrte Frau von Staël viel mit Sheridan, den der Tod seines großen Kampfgenossen Charles James Fox vereinsamt und die Wechselfälle des politischen Lebens 1812 vom Parlament ausgeschlossen hatten, das er einst unter den Zauber seiner Beredsamkeit bannte. Jetzt war der arme Irländer, der so unvergeßliche Komödien und so unübertreffliche Witze gemacht hatte, ein schon gebrochener Mann, der kümmerlich an elenden Sorgen zu Grunde ging, und den, mit sehr geringen Ausnahmen, die Geister, die er so lange vergnügt hatte, ohne Brod ließen. Unter den Ausnahmen war Rogers, der 1816, um den Preis von hundertfünfzig Pfund den sterbenden Freund vor den Nachstellungen seiner Gläubiger bewahrte[1]).

[1]) A. Hayward, Selected Essays, I, 74 u. ff., Samuel Rogers.

Als Dichter stand Rogers eben damals unter günstigen Sternen, denn sein „Columbus", der 1812 erschien, regte Byron zum „Giaour" an. „Scott ist zweifellos der Monarch des Parnaß und der englischste der Barden", schrieb er 1813 in sein Tagebuch, „dann würde ich Rogers unter den Lebenden nennen. Ich schätze ihn mehr als den letzten aus der besten Schule; Moore und Campbell kommen in dritter Reihe." Bald darauf aber unterlag Rogers dem gefährlichen Experiment, seine farblose „Jaqueline" in demselben Band mit „Lara" erscheinen zu lassen.

Frau von Staël hat Coleridge gekannt und bemerkte von ihm, der mit dem Ruhm des Dichters, Philosophen und Kritikers ein seltenes Konversationstalent verband, „er sei sehr groß im Monolog gewesen, habe jedoch keinen Begriff vom Dialog gehabt" [1]. Seine bekannte Bemerkung zur Frage, ob es Geister gebe; er habe deren zu viele gesehen, um daran zu glauben, ergänzte Frau von Staël dahin: »Je n'y crois pas, mais je les crains«. Campbell ist wiederholt unter ihren Gästen erwähnt, ebenso Johanna Baillie, deren Tragödien Sir Walter Scott zugeschrieben wurden, der die Dichterin in „Marmion" verherrlicht hat und sie nicht weniger ihrer liebenswürdigen Eigenschaften als ihrer seltenen Begabung wegen hoch in Ehren hielt. Gegen Frau von Staël aber sprachen er und Thomas Moore, der sie nicht aufsuchte, sich absprechend aus. Im Dezember 1813 schrieb Scott an Miß Baillie, er könne es nicht bedauern, wenn die geplante Reise von Frau von Staël nach Schottland unterbleibe, da er sonst fürchten müsse, eine Probe von schlechtem Geschmack zu geben und sie ermüdend wie manche ihrer Bücher zu finden. Von ihm selbst waren bis dahin die lyrischen Gedichte und Balladen, und 1805 das „Lied des letzten Minstrels" erschienen. Die von einem Kritiker an sein Gedicht geknüpfte Prophezeihung, sie enthielten den Stoff von hundert Romanen, erfüllte sich erst 1814 durch die anonyme Veröffent-

[1]) Henry Crabb Robinson, Diaries, etc., I, 201.

lichung von „Waverley“ und die Wege von Frau von Staël haben sich später weder mit den seinen noch mit jenen der beiden größten Romanschriftstellerinnen ihrer Zeit, Miß Austen und Miß Edgeworth gekreuzt. Für die Werke von Miß Austen hatte Sir James Mackintosh sie zu erwärmen gesucht, aber sie schickte ihm eines derselben mit der Bemerkung, sie finde es vulgär, zurück, und der Versuch wurde nicht erneuert. Dagegen wünschte sie die Bekanntschaft des radikalen Philosophen Godwin zu machen, dessen 1794 erschienenen Roman „Caleb William“ das Buch über die Literatur so rühmend erwähnt hatte. Zwischen Frau von Staël und diesem energischen und gedankenreichen Anwalt der englischen Demokratie, der 1782 das geflügelte Wort gesprochen hatte, „Gott selbst habe kein Recht, ein Tyrann zu sein“, entspann sich eine Diskussion über Milton. Godwin vertheidigte den Anschluß desselben an Cromwell mit dem Bemerken, dieser sei kein Tyrann und auch nicht grausam gewesen. „So sind alle Jakobiner“, bemerkte, als er weggegangen war, Frau von Staël zu Lady Mackintosh, „sie sind überall für die Despoten; in Frankreich machen sie es nicht anders“ [1]).

Der Berichterstatter der Anekdote ist Henry Crabb Robinson, der seit den Tagen von Weimar Timescorrespondent in Spanien gewesen war, und in Bezug auf die Vorliebe seiner Gönnerin für englische Institutionen sie »a bigotted admirer of our government, which she considers to be perfect«, nennt. Unter den hervorragenden politischen Persönlichkeiten beider Parteien wurde sie näher mit Lord Grey, Lord Harrowby, Lord Erskine, Canning, Lord Holland und Wellington's Bruder, Lord Wellesley bekannt. In Holland-House begegnete sie eine werdende Größe in der Person von Brougham; durch Sir James Mackintosh wurde ihr der große irische Parlamentarier Curran vorgestellt. „Es war der Zusammenfluß von Rhone und Saone“, berichtet der mitanwesende Lord Byron, „beide sind so häßlich, daß ich nicht

---

[1]) Henry Crabb Robinson, Diaries, etc., I, 269, 271.

umhin konnte, mich zu wundern, daß die besten Intelligenzen von Frankreich und Irland sich solche Wohnstätten ausgesucht hatten" [1]). Curran, der vortreffliche Anekdoten erzählte, war im Grunde melancholisch, und sagte ihr, nie lege er sich in Irland ohne den Wunsch, nicht mehr aufstehen zu müssen, nieder. Dann sprach er von der andern Welt und von Jenen, die er dort zu begegnen wünsche. Frau von Staël meinte, nach Denjenigen, die sie liebe, wolle sie Adam und Eva aufsuchen und erfahren, wo sie geboren wurden [2]). Bei derselben Gelegenheit lernte sie Malthus kennen.

Miß Berry, die sehr viel und gern mit ihr verkehrte, meinte, wenn man Minister sehen wolle, müsse man zu Frau von Staël gehen, da seien sie zu finden. Sir James Mackintosh bemerkt, daß, obwohl die Whigs ihrer politischen Gesinnung viel näher standen, sie ihr doch durch die von ihnen vertretene kontinentale Politik entfremdet worden seien. Letzteres war der Thatsache gegenüber nicht anders möglich, daß durch die Haltung der englischen Liberalen, wenn diese den Ausschlag gegeben hätte, der Krieg niemals zu Ende geführt und folglich auch Napoleon nicht gestürzt worden wäre. Denn er zählte Anhänger in ihren Reihen, wie Fox, der die Niederlagen der eigenen Regierung „mit schwer zu verhehlender Freude" begrüßte [3]), oder wie Canning, der ganz offen sagte, daß „wäre er ein elender Portugiese, Preuße oder Holländer, er keinen Augenblick zaudern würde, die Franzosen vorzuziehen" [4]). Später hat bekanntlich nicht Byron allein den Ausgang der Schlacht bei Waterloo als ein Unglück betrachtet.

Im Jahr 1813 waren die Tage vorbei, von welchen Sheridan bemerkte: „Was wird die Nachwelt denken, wenn sie die Reden

---

[1]) Th. Moore, Lord Byron, Letters, etc , 304.

[2]) Henry Crabb Robinson, Diaries, etc., I, 269.

[3]) W. Hartpole Lecky, History of England in the XVIII Century, VI, 130 – 137 und Noten.

[4]) Lord Acton, English Historical Review, July 1887, 594.

von Burke lesen und man ihr sagen wird, daß er nicht als der erste und auch nicht als der zweite Redner seiner Zeit angesehen wurde"[1]). Ueber die Mittelmäßigkeit von Lord Liverpool und seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Castlereagh, gab sich Frau von Staël keiner Täuschung hin. „Pitt und Fox waren todt", heißt es in den Considérations, „und Niemand hatte ihr Erbe angetreten. Der einzige historische Name, der die Aufmerksamkeit von Europa auf sich zog, war der von Lord Wellington"[2]). Aber es erschien ihr als der beste Beweis der Lebensfähigkeit eines Staates, daß er großer Männer entbehren konnte, daß die Lauterkeit der Charaktere, die Wärme des Patriotismus, die Selbständigkeit der Individualitäten den Bedürfnissen des Gemeinwesens genügten und es dem Genius schwer gemacht wurde, die Summe dieser Eigenschaften zu überbieten. Ihr selbst standen die von England ausgehenden humanitären Bestrebungen besonders nahe, und durch Vermittlung eines königlichen Prinzen, des Herzogs von Gloucester, gelang es, eine Verbindung wieder aufzunehmen, die bis in die Tage von Necker's zweitem Ministerium zurückreichte und die persönliche Bekanntschaft von William Wilberforce zu machen. Vierundzwanzig Jahre waren vergangen seit er versucht hatte, die Unterstützung der französischen Regierung für die Aufhebung der Sklaverei zu gewinnen, und erst 1807 war der Kampf im Parlament zu seinen Gunsten entschieden worden. Aber es galt nunmehr überall ein gleiches Resultat zu erzielen und Wilberforce opferte seine ganze Kraft dieser Angelegenheit der Befreiung der menschlichen Race. Er that es so vollständig, daß er nur höchst selten in der Gesellschaft gesehen wurde und Alles als Zeitverlust betrachtete, was nicht der großen Aufgabe seines Lebens diente. Auf einem Meeting zu Gunsten verarmter Deutschen sah Frau von Staël ihn zum ersten Mal und nennt

---

[1]) S. Rogers, Recollections, 89.

[2]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 191.

ihn, der Begegnung gedenkend, »l'homme le plus aimé et le plus considéré de l'Angleterre«[1]). Nach dem Diner bei dem Herzog von Gloucester versprach Wilberforce, auch einmal der Gast von Frau von Staël zu sein, und unterhielt sich so gut mit ihr, daß er sich Vorwürfe darüber machte: »The whole scene was intoxicating, even to me. The fever arising from it is not yet gone«. Sie hatte im Gespräch mit ihm die Schönheit, nicht die Nützlichkeit, als den Endzweck der Schöpfung bezeichnet und sich gegen Paley's damals so viel gelesenes Buch ausgesprochen[2]). Den Anschauungen von Wilberforce war sie längst gewonnen, aber von nun an wirkte sie thätig für seine Sache, die sie durch die Vorrede zur Uebersetzung einer Schrift von ihm und einen Aufruf an die Alliirten vertrat[3]). Die Uebersetzung war eine Erstlingsarbeit von Albertine von Staël, die mit einer goldenen Feder, sa dot dans le ciel, wie ihre Mutter sagte, dafür belohnt wurde. August von Staël, den man in London scheu und in sich gekehrt fand, begeisterte sich tief und nachhaltig für das Befreiungswerk, das er bis zum Ende seines Lebens fördern half.

In den Zwischenpausen dieser bewegten Existenz in London kamen noch Neugierige und begehrten von Frau von Staël zu wissen, was sie in ihrem Buch hätten lesen können. So Cyrus Redding, der sie fragte, warum die Deutschen nicht, wie die Engländer, nach politischer Freiheit strebten. Sie gab ihm den gewünschten Aufschluß und die Definition der Religion als »la science de l'âme«, und erkundigte sich aufs Eingehendste nach den Zuständen in den englischen Arbeiterkreisen. Als Redding erwiderte, sie müßten unter dem korrumpirenden Einfluß der herrschenden Tory-Regierung als höchst ungünstig bezeichnet werden, erzählt er, daß sie ihn mit den Worten unterbrochen habe, ob so etwas im Vaterland von Locke geschehen könne?

[1]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 203.
[2]) S. Wilberforce, Life of W. Wilberforce, IV, 157—166.
[3]) Madame de Staël, Oeuvres, XVII, 369—382.

„Sie war von unerschöpflicher Geduld", bemerkt Redding, der diese Eigenschaft auf die Probe gestellt zu haben scheint[1]). Von großem Genuß war für Frau von Staël die persönliche Bekanntschaft mit dem Geschwisterpaar Kemble und Mrs. Siddons, an deren künstlerische Leistungen sie den Maßstab des Vergleichs mit Fräulein Clairon und Talma legen konnte. Auch die Catalani hat in ihrem Salon zu London die Hörer entzückt. Im Lauf des Herbstes besuchte sie Lord und Lady Jersey in Middleton, Lord und Lady Hardwicke, Lord Liverpool in Coombe Wood, und so manche andere aristokratische Schlösser und Landsitze, die noch heute dem Uneingeweihten den Glanz und Reiz des englischen Lebens wie die Muscheln ihre Perle verschließen. Auf der Fahrt nach Coombe Wood war Frau von Staël mit den Ihrigen der Führung von Sir James Mackintosh anvertraut worden, für welchen sie eine ganz besondere Vorliebe gefaßt hatte. Allein dieser führte sie mit ihrer ganzen Gesellschaft den falschen Weg, nach einem andern fast gleichnamigen Ort, und erst in der Dunkelheit und zu Fuß gelangten sie an ihr Ziel. »Coombe par ci, Coombe par là, nous avons été par tous les Coombe de l'Angleterre«, seufzte ganz erschöpft Frau von Staël, als man sich endlich zu Tisch setzte. Aber Ruhe sollte ihr nicht werden.

Unter den Gästen von Lord Liverpool war Mr. Croker, der Politiker und Essayist, der 1809 die Quarterly Review mitbegründete, und über dessen Gedicht auf die Schlacht von Talavera Lord Wellington bekanntlich sagte: »I did not think that a battle could be turned to anything so entertaining.« Croker galt in England als einer der bestunterrichtetsten Kenner der französischen Revolutionsgeschichte, und mit der Aufmerksamkeit des Kritikers und Memoirenschreibers lauschte er den Gesprächen von Frau von Staël. Zunächst war von politischen Fragen und von der Bewunderung die Rede, die auf dem

[1]) Cyrus Redding, Past Celebrities, II, 100, 109, 114.

ganzen Kontinent der zähen Widerstandskraft und den unerschöpflichen Hülfsquellen Englands im Kampf gegen Napoleon gezollt wurde. »Les étrangers sont la postérité contemporaine«, bemerkte Frau von Staël, die das Wort auch in den »Dix années d'exil« gebraucht. „Der Einfall ist nicht neu", schreibt Croker in sein Tagebuch, „ich habe ihn seitdem bei Camille Desmoulins gefunden". Als Lord Liverpool hierauf fragte, ob der französische Gesandte in Berlin, Graf Ségur, mit einem seiner Freunde aus dem alten Hause gleichen Namens verwandt sei, antwortete Frau von Staël, „sie seien es allerdings, du côté des syllabes, und dann, als Lord Liverpool, der sie nicht verstand, die Frage wiederholte, »Mylord, ils sont du même alphabet.« Das klang ganz natürlich und spontan, bemerkt wieder der argwöhnische Mr. Croker, die Antwort war aber doch vorbereitet, denn Frau von Staël mußte wissen, daß beide Ségur zu einer und derselben Familie gehörten. Dafür ließ er ihr das Verdienst einer andern Entgegnung. Jemand spottete über die Namen der Großen von Hayti, die sich Graf von Limonade und Herzog von Marmelade nannten. „Wir Franzosen haben kein Recht, uns darüber lustig zu machen", unterbrach Frau von Staël, „denn wir finden nichts Lächerliches an den Namen des Marquis de Bouillé und des Herzogs von Bouillon; ebenso halten es die Engländer mit Lord Boyle und Mrs. Fry" [1]).

Sie hatte gewünscht, den Dichter Bowles, den „Sonettenmacher", wie ihn Byron nannte, kennen zu lernen, dessen Gedicht »Spirit of maritime Discovery« sie sehr bewunderte. Um diesem Wunsch zu entsprechen, bat Lord Lansdowne den Dichter, der als Landpfarrer in seiner Nähe residirte, zu sich nach Bowood. Auf dem Weg dahin stürzte sein Pferd und Bowles verletzte sich nicht unbedeutend. Als Frau von Staël ihr Bedauern darüber äußerte, versicherte er, sie möge sich beruhigen:

---

[1]) Croker, Correspondence and Diaries, I, 336 u. ff.

er würde noch mehr geopfert haben, „um ein solches Kuriosum zu sehen". Sie lachte und meinte, man könne ein großer Dichter sein und doch nicht »le sens commun« haben[1]). Bowles aber hatte zwar unvorsichtig, aber wahr genug gesprochen. „In London", sagte Miß Berry, „müssen die Löwen brüllen, und sollten sie sich auch zu Tode brüllen". Sie prophezeihte richtig genug, daß Frau von Staël es herzlich müde werden würde, zu oft nur nach Dem geschätzt zu werden, was sie geistigen Epikuräern an Genuß bieten konnte[2]). Bei aller Liebe zu England beherrscht denn auch ein ähnliches Gefühl ihre aus London geschriebenen Briefe. Sie bewundere das Land, schrieb sie an Schlegel, und gefalle sich in mancher Beziehung in dieser neuen Existenz, aber um sie allen andern vorzuziehen, müsse man ihr ganz angehören. „Unsere kontinentalen Sitten sind viel weniger werth, allein sie behagen uns besser. Bewunderungswürdig sind hier die Sicherheit, die Freiheit, die erleuchteten Anschauungen. Das Lesen wird zu einem ganz neuen Genuß, so lebendig ist Alles geschrieben." Es erschwerte ihr den Aufenthalt, daß ihre Kinder sich nicht in die englischen Gewohnheiten finden konnten, daß ihr Sohn sich langweilte und begreiflicher Weise nach thätigem Antheil an den Kriegsereignissen sehnte, daß keine Aussichten für die Zukunft ihrer achtzehnjährigen Tochter sich boten. Es entschlüpfte ihr das Geständniß an Schlegel: »Il n'y a point de ressources du tout dans l'esprit de mes enfants; ils sont éteints, singulier effet de ma flamme«. Und von Schlegel selbst kamen Monate hindurch keine Briefe mehr. »Ne sentez-vous pas que votre oubli me navre l'âme? Il n'arrive pas une malle qui ne me coûte des nuits sans sommeil. . . . . Je suis déchirée dans ma solitude par la perte de ma confiance en votre amitié, qui était mon plus grand trésor dans ce monde, et depuis la perte

[1]) Helen Zimmern, Maria Edgeworth, Eminent Women Series, 142.
[2]) Miss Berry, Journals and Correspondence, II, 538.

de mon pauvre fils je n'ai pas éprouvé un chagrin plus amer. Ces deux malheurs se mêlent. . . . La cause pour laquelle je donnerais ma vie ne se gagnerait pas sans qu'un ami m'en félicitat. Ah si vous aviez besoin de moi comme j'ai besoin de vous, vous abandonnerai-je ainsi? . . . . Je suis abîmée de spleen quoi qu'on soit très bien pour moi. . . . Croyez qu'en me détruisant, c'est votre propriété que vous prodiguez. Adieu. Ma santé est toujours mauvaise. Vous me regretterez un jour«. Als bald darauf ein Brief von Schlegel eintraf, erwiderte sie: »Il est vrai qu'il faut de l'absence pour savoir tout ce qu'une personne chérie est pour vous, et sans doute que nous sommes de même ingrats envers Dieu pour la jeunesse, l'amour et la vie. Si donc je vous trouve jamais des défauts, rappelez-vous ce que j'ai souffert d'être séparée de vous et je serai douce comme un mouton. . . . . Mon ouvrage a un succès fou, mais rien de tout celà ne m'ôte un poids sur le cœur. Depuis notre séparation et la mort d'Albert je me sens isolée, l'air pèse sur moi, ma santé se détruit, enfin j'ai mal à la vie . . . .«[1]). Am nächsten unter den englischen Freunden stand ihr Sir James Mackintosh; ihm sagte sie einmal, sie bedürfe seiner um so mehr, als ihr auf fremder Erde der Mangel an Erinnerungen so schmerzlich sei, und sie denselben nur in seiner Gesellschaft vergesse; mit den Andern finde sie, wenn sie englisch spreche, zwar Ideen, aber keine Worte[2]).

In den Considérations ist die englische Geselligkeit fein und treffend gezeichnet. Der intime Verkehr mit Freunden, heißt es dort, ist unter Verhältnissen nur ganz ausnahmsweise möglich, wo es eine physische Anstrengung kostet, seinen Weg durch die Salons zu finden, ohne erstickt zu werden, und dann

---

[1]) A. W. Schlegel, Briefwechsel. Im Besitz der Bibliothek Dresden. Frau von Staël an Schlegel, London, 5. Okt., 9. Nov., 30. Nov. 1813.

[2]) Sir James Mackintosh, Memoirs of the life of, II, Madame de Staël, 1813.

seinen Wagen ohne Unfall wieder zu erreichen, wo die Visitenliste einer einzelnen Dame 1200 Namen umfaßt, und die Leute zugleich schüchtern und unabhängig sind. In Frankreich, wenn in einer Gesellschaft das Gespräch stockt, fühlt sich die Dame des Hauses dafür verantwortlich, und macht es sich zum Vorwurf, ihre Gäste nicht unterhalten zu haben. Die englischen Frauen dagegen tragen dieses Unglück mit seltener Standhaftigkeit. Ihre Aufgabe ist es nicht, sich in das Gespräch der Männer zu mischen, und diese unterhalten sich am besten, wenn die Frauen nicht anwesend sind, nach Tisch, in den Clubs, oder bei den körperlichen Uebungen, die ihnen Erholung von der geistigen Anstrengung gewähren. Dafür halten die Engländer in der Freundschaft mehr als sie versprechen, opfern dieselbe niemals den äußern Rücksichten und sind, dem kontinentalen Vorurtheil entgegen, von rücksichtsvoller Höflichkeit gegen das weibliche Geschlecht, das niemals vergebens auf ihren Schutz rechnet. Den Schwerpunkt des Daseins verlegen sie in das Haus, in die Familie, und in England riskiren anständige Leute nichts dabei, im Salon langweilig zu sein[1]).

Ihr selbst, die sich das niemals erlaubte, ließ man in London die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie inmitten aller Ansprüche, die man an sie stellte, immer wohlwollend und schonend blieb. »Never méchante«, sagt Miß Berry von Frau von Staël; „sie hat das Wunder gewirkt, Ward höflich gegen die Damen und fromm gegen Gott zu machen". Mr. Ward, der spätere Lord Dudley, war ein geistreicher Spötter, der nicht, wie sie, den Nächsten zu schonen wußte. Frau von Staël selbst empfand zuweilen auch in wohlwollender Gesellschaft, wie die englische es im Ganzen war, die Peinlichkeit ihrer unklaren Stellung. Es kann nicht Wunder nehmen, daß Byron, wo von Rocca die Rede ist, einfach Monsieur l'amant sagt; aber auch Miß Berry gegenüber fand Frau von Staël es angezeigt, auf ihre milde

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 264—287.

Art um Nachsicht zu werben: »Aimez-moi avec indulgence à de certains égards, parceque vous avez su faire plus de sacrifices que moi; mais ce qui ajoute à votre mérite, c'est que nos caractères ont plus d'analogie que nos actions«.

Mit Mackintosh, mit Robinson besprach sie das Buch, welches in Bezug auf England jenem über Deutschland zur Seite stehen sollte. Der literärische Theil desselben ist nicht mehr geschrieben worden; der politische bildet den Hauptinhalt des dritten Bandes der Considérations, der die Geschichte des englischen Staatswesens das schönste Denkmal sittlicher Größe nennt, das jemals von Menschen errichtet worden sei. In diesem Geiste verfolgt sie die Geschicke des Volkes, das seit 1688 um hundertzwanzig Jahre des Fortschritts dem Kontinent vorausgeeilt ist [1]).

Die Revolution, die Wilhelm III. auf den Thron berief, ist der Ausgangspunkt der modernen Geschichte, und das Schiff, das ihn nach der englischen Küste brachte, trug das Schicksal der Welt. Auf dem Boden der verfassungsmäßigen Rechte vollzog sich von da an, stetig, wenn auch langsam, die Befreiung der Persönlichkeit von allen Fesseln der Standesvorurtheile und der Bevormundung, die noch heute den französischen Edelmann hindern, sich Reichthum zu erwerben und den bürgerlichen Franzosen mit Erbitterung erfüllen, weil die Arbeit eines ganzen Lebens ihm die Vorrechte nicht verleiht, die der Zufall der Geburt einem Andern in die Wiege legt. Im Zusammenhang mit dieser Achtung der individuellen Rechte steht der Schutz, welchen das englische Gesetz dem Angeklagten gewährt, die Geschwornengerichte, die Sicherheit gegen Justizmorde, die Art und Weise, wie politische Verbrecher gegen die Rachegelüste ihrer Gegner geschützt sind. In Frankreich wurde Lally unschuldig hingerichtet und der Königsmörder Damiens zu Tode gefoltert. In England, nach dreimaligen Attentaten auf das Leben Georg's III., behandelte man die Urheber dieser Ver-

[1]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres, XIV, 166.

brechen als Irrsinnige, ohne dadurch das Königthum oder die Liebe zum Monarchen zu erschüttern. Und doch hat der Hof fast keine Gnaden auszutheilen und alle öffentlichen Ehren müssen in der politischen Arena gewonnen werden. Nur eine totale Unkenntniß der Verhältnisse kann die englische Regierung der Bestechung anklagen; was in dieser Beziehung nicht möglich war, ist es heute nicht mehr und die politische Ehre fordert den vollständigen Verzicht auf jeden persönlichen Vortheil, sobald die Partei, welcher man angehört, von der Regierung zurücktritt. „Man hat von den Tories gesagt, sie willigten in die Freiheit und liebten die Monarchie; von den Whigs, sie willigten in die Monarchie und liebten die Freiheit“ [1]), aber im gegenwärtigen Zustand handelt es sich in England nicht um Farben, sondern lediglich um Schattirungen, und die Fragen, ob Republik oder Monarchie, ob Freiheit oder Despotismus, werden zwischen ihnen nicht berührt. Obwohl die Opposition seit fünfzig Jahren niemals länger als drei bis vier Jahre hindurch am Ruder war, opfern Anhänger derselben unbedenklich die Aussicht auf ein Einkommen von sieben bis achttausend Pfund, nur um sich nicht von ihren politischen Freunden zu trennen. Wer in Frankreich aus den gleichen Gründen eine Stelle von achttausend Louis ausschlüge, würde von seiner Familie unter gerichtliche Vormundschaft gestellt. Die beiden großen englischen Parteien sind die Schutzwehr der Freiheit; der Despotismus ist entweder die Ursache oder die Folge der Unanimität. Der Einwand, als ob diese straffe Parteiorganisation den Ueberzeugungen Zwang auferlegte, ist hinfällig, denn sie richtet sich gegen die Geltendmachung der Interessen des Einzelnen, nicht gegen seine freie Meinungsäußerung, und was in England regiert, ist die öffentliche Meinung. Daß dieselbe sich seit Jahrzehnten mit der Frage der parlamentarischen Reform beschäftigte, findet in den Considérations eingehende Beachtung [2]). Sie reden einer

[1]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 225.
[2]) Ebendaselbst, 227—230.

langsamen Umgestaltung das Wort, ohne die bestehenden Uebelstände zu scharf zu verdammen, „denn überall, wo Volkswahlen eingeführt sind, wird man suchen, die Volksgunst zu gewinnen. Das ist sogar der große Vortheil dieser Institution, daß sie die Reichen veranlaßt, sich um die Zustimmung einer sonst von ihnen abhängigen Klasse zu bewerben“ [1]). Die Aristokratie hat es dafür verstanden, das politische Leben mit jenem ritterlichen Geist zu durchdringen, den neugeschaffene Zustände sich nicht aneignen können, und die Liebe zur Freiheit mit den Erinnerungen an die Vergangenheit zu verbinden. Ein Genealoge mag den französischen Adel von fremden Elementen reiner finden als den englischen, aber dafür erscheint die ganze englische Nation als eine Körperschaft von Edelleuten, denn der Adel steht jedem Talent und jedem Verdienst offen; ein nichtsthuender Adel, wie der französische, ist den Engländern unbekannt. Der ihrige erfüllt alle Verpflichtungen des öffentlichen Lebens und in Westminster ruhen die Denker und die Könige, die Soldaten und die Dichter, die Gegner und die Freunde friedlich beisammen, von demselben Patriotismus bewundert und beweint, der sich in seiner reinsten, vollendetsten Gestalt nur auf dem Boden der Freiheit entfaltet. Norddeutschland theilt mit England das Vorrecht, in seinen höchsten Ständen Gelehrte zu zählen; denn der englische Staatsmann kann, weder als Redner noch als Minister, der Literatur und der Philosophie entbehren. Die englischen Mittelstände allein sind in den Gewohnheiten des öffentlichen Lebens erzogen, und dort versteht ein einfacher Pächter mehr von politischen Fragen als anderswo ein gebildeter Mann, obwohl das Volk sehr mangelhaft unterrichtet ist, und die Presse, der überseeische Handel und die politischen Einrichtungen viel mehr zu seiner Bildung beitragen als seine schlechtorganisirten Schulen. „Die Wissenschaft der Freiheit, wenn man so sagen kann, erfordert allein einen hohen

[1]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 232.

Grad der Bildung. Nichts erscheint so einfach, wenn einmal die Grundlage dazu gelegt ist; aber auf dem Kontinent, wo die Doktrin noch unverstanden ist, begegnet man fast Niemanden, der England zu beurtheilen im Stande wäre. Es ist, als ob man in einer gewissen moralischen Atmosphäre geboren sein müsse, als ob die Schläge des Herzens mehr davon wüßten als alle Theorie“ [1]). Ein Beispiel in dieser Beziehung spricht lauter als alle andern. In Frankreich und in Italien ist unter der Herrschaft der Censur eine Literatur groß gezogen worden, deren Ausschreitungen Entsetzen einflößen. In England dagegen sind unter dem Schutz der Toleranz und der Preßfreiheit die Religion und die Sitten geachtet, und das Evangelium zählt in diesem Lande begeisterte, hingebende Anhänger, die es in allen Welttheilen predigen, und vielleicht dazu bestimmt sind, die schönsten seiner Blüthen für die Zukunft zur Reife zu bringen. Aus dem gleichen Grunde ist die Literatur, die Dichtung vor Allem, jugendfrisch und schöpferisch geblieben, und weiß nichts von den Anzeichen des Verfalles, die sich anderswo bemerken lassen.

Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß solche Vorzüge eine Folge der bestehenden Institutionen sind, so wäre er in dem Umstand gegeben, daß die Engländer überall, wo die konstitutionellen Gesetze sie nicht binden, sich desselben Mißbrauchs der Gewalt, wie alle andern Völker schuldig gemacht haben. Erst nach und nach ist es Männern wie Lord Cornwallis und Lord Wellesley gelungen, das indische Reich der Segnungen einer bessern und gerechten Verwaltung theilhaftig zu machen. Die Abschaffung des Negerhandels mußte gegen die mächtige Liga die persönlichen Interessen, gegen die Sarkasmen und die Vorwürfe der Kolonisten davongetragen werden, die William Wilberforce einen Jakobiner nannten. Engländer haben die Bürger des Landes der Zukunft, die Amerikaner,

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 252.

verächtlich als Kaufleute und gerade so behandelt, wie sie selbst von den Höflingen Ludwig's XIV. behandelt worden waren.

In Irland entschuldigen weder der Aberglaube noch die Ausschreitungen einer rohen, noch halbbarbarischen Bevölkerung die Ausschließung der Katholiken vom politischen Leben, und erst die Herstellung der Union verspricht dem entzweigespaltenen Land bessere Zeiten.

Auch ist der Vorwurf nicht unbegründet, daß England die Freiheit als ein Monopol, auf welches andere Nationen kein Recht besitzen, behandelt hat. Doch wird es sich künftig der Erkenntniß nicht verschließen können, daß sein eigenes Interesse ihm gebietet, den Geist des Fortschritts gegen die Reaktion zu vertheidigen, die eine Folge der französischen Revolution und die große Gefahr des europäischen Kontinentes ist.

In England selbst aber wird, aller menschlichen Voraussicht nach, die Freiheit bestehen bleiben, denn sie stützt sich auf das Volk, das unter ihrem Einfluß das religiöseste, das sittlichste und das erleuchtetste der Welt geworden ist. „Ein ganzes Volk aber läßt sich nicht bestechen“ [1]). Die Vorsehung hat es England gestattet, das Problem der konstitutionellen Monarchien zu lösen, wie Amerika hundert Jahre später das der föderativen Republiken gelöst hat. Seit jener Zeit ist weder in dem einen noch in dem andern Land ein Tropfen Blut durch richterlichen Spruch unschuldig vergossen worden. Amerika hat niemals religiöse Zwistigkeiten gekannt, in England sind sie nach und nach verschwunden. Das Gift der Macht, durch welches so unzählig viele Menschen zu Grunde gerichtet worden sind, hat in der repräsentativen Regierungsform ein Gegengift gefunden. Seit die Schlacht von Culloden im Jahr 1746 geschlagen und damit den innern Kämpfen ein Ende gemacht wurde, weiß man kein Beispiel von Uebergriffen der Macht mehr nachzuweisen. Es gibt keinen guten englischen Bürger, der nicht die Verfassung

[1]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 315–317 u. ff.

segnete, denn es gibt nicht einen, den sie nicht beschützte. Bisher hat man solche Zustände als Chimären bezeichnet; diese Chimäre aber liegt verwirklicht vor uns. Welchen Vorurtheilen, welcher Verblendung des Geistes und des Herzens ist es zuzuschreiben, daß die Erfahrungen unserer Geschichte, mit diesem Resultat verglichen, nicht zu seinen Gunsten entscheiden?[1])

Das war ihren Gründzügen nach die Anschauung von Frau von Staël über den politischen Zustand des Landes, das ihr 1813, nach allen Opfern, die ihm ein Krieg von einundzwanzigjähriger Dauer auferlegt hatte, das Bild blühender Entwicklung bot. Denn nicht nur war seine Bevölkerung während dieser Zeit von vierzehn auf neunzehn Millionen gestiegen, sondern es hatte sich mit der wachsenden Staatsschuld auch der Reichthum der Nation in einer so ungeahnten Weise entwickelt, daß der englische Kredit ein fast unerschöpflicher genannt werden konnte. Mehr noch als den Erfolgen seiner Politiker und den Siegen seiner Heere und Flotten war dieser alle Erwartungen übertreffende Aufschwung den Erfindern zu danken, den Watt und Davy, den Hargreave und Crompton, den Arkwright und Cartwright, die das Gebiet des Handels und der Industrie friedlich eroberten und vermittelst der Kohle, des Eisens und des Dampfes die Welt revolutionirten. Im Jahr 1780, zur kritischen Stunde, wo England von Spanien, Frankreich, Holland und den amerikanischen Kolonien befehdet und sein Besitz in Indien von Heyder Ali bedroht war, hatten Necker und seine Gesinnungsgenossen treu zu England gestanden, und das Vertrauen in die Größe und Dauer seiner Macht nicht aufgegeben. Dreiunddreißig Jahre später war das Bild ein völlig verändertes, und der feste Glaube an den Bestand des englischen Staatswesens über alles Erwarten gelohnt. Denn nicht nur konnte der Ausgang des langen Kampfes gegen Napoleon nicht mehr zweifelhaft sein, sondern statt des Ruins hatte der Krieg die

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 352—353.

unbestrittene Herrschaft der Meere und alle Segnungen der Volkswohlfahrt im Gefolge gehabt. Es konnte kaum Wunder nehmen, daß Diejenigen, für welche das endliche Resultat nicht nur die höchste Genugthuung, sondern auch die langersehnte Rechtfertigung war, vom Glanz derselben geblendet wurden.

Es fehlt denn auch mancher Schatten in dem von Frau von Staël gezeichneten Bilde, obwohl es ein viel weniger einseitiges ist, als von ihren politischen Gegnern behauptet wurde. So hatte sie unter andern die englische Kriminalgesetzgebung als eine mustergültige empfohlen[1]), während zwei ihrer Freunde, Sir Samuel Romilly und Sir James Mackintosh, die Reform des Systems erstrebten, das von den Engländern selbst als »formulated on no principle and regulated by no justice« bezeichnet worden ist[2]). Mit nicht geringeren Illusionen hat sie die Selbstlosigkeit der Parteien, die Abwesenheit persönlicher Motive und interessirter Beweggründe im englischen öffentlichen Leben geschildert und die Korruption auf den Grund hin in Abrede gestellt, daß englische Minister über keine Summen verfügten, um ihre Gegner zu kaufen[3]). Die Mängel der englischen Civilgesetzgebung und die in Bezug auf kontinentale Verhältnisse bestehende Ignoranz sind ihr dagegen nicht entgangen.

Der Schwerpunkt der Considérations aber liegt überhaupt nicht in dem Lob oder Tadel, mit welchen die einzelnen Institutionen des britischen Staatswesens prüfend erwogen werden, sondern vielmehr darin, daß ihm die Fähigkeit zuerkannt wird, sich ohne gewaltige Erschütterungen zu verbessern, »de se perfectionner sans secousse«[4]). An dieser Unmöglichkeit, sich zu reformiren, war das alte Frankreich gescheitert. Während des Aufenthalts in London, zu einer Zeit, wo jeder Tag den Gegensatz zwischen dem gelungenen Experiment von 1688 und den

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 209 u. ff.

[2]) A. Alison, History of Europe, VIII, 68.

[3]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 222.

[4]) Ebendaselbst, XIV, 219.

betrogenen Hoffnungen von 1789 fühlbar machte, schrieb Frau von Staël im ersten Theil der Considérations die Geschichte des ungeheuren Schiffbruchs nieder, der im Despotismus geendigt hatte. Den Grund des Mißlingens im einen, des Erfolgs im andern Land fand sie vornehmlich darin, daß Frankreich behandelt worden war, „wie eine Kolonie ohne Vergangenheit", während „in England das Neue auf dem festen Grund des Alten aufgerichtet wurde. Wenn dadurch einige Mißbräuche sich erhielten, so kamen dafür der Freiheit alle Vortheile eines langen Bestandes zu Gute" [1]). Einzelne Fragen in Bezug auf Handel, Heerwesen, Finanzen werden nach den Verhältnissen der verschiedenen Länder entschieden werden müssen; die Grundlagen einer Verfassung bleiben überall dieselben. Der König oder Präsident, das Oberhaus, die Kommunen, sind die drei unentbehrlichen Elemente aller repräsentativen Verfassungen. Sobald das eine auf Kosten des andern geschädigt oder die Wahlfreiheit beeinträchtigt ist, geräth die Staatsordnung ins Wanken.

Frankreich steht an einem Wendepunkt, an welchem es über seine Geschicke bestimmen soll. Der Einwand, es gezieme ihm nicht, eine schlechte Kopie der englischen Verhältnisse zu geben, ist ein werthloser Gemeinplatz. „Sollen etwa andere Nationen sich der Magnetnadel nicht bedienen, weil die Italiener sie erfunden haben?" „Wir vermögen nicht anzunehmen, daß ein so großartiges Denkmal der sozialen Ordnung nur deshalb von der Vorsehung so nahe an unseren Grenzen errichtet wurde, um uns mit dem schmerzlichen Gefühl zu durchdringen, daß wir ihm niemals etwas Aehnliches an die Seite werden setzen können" [2]). Die Klage wäre um so unberechtigter, als Frankreich die drei Elemente der repräsentativen Regierung besitzt. „Auf die Gefahr hin", schreibt Frau von Staël, „der Vorliebe für die Aristokratie beschuldigt zu werden, bekenne ich mich zu einer

[1]) **Madame de Staël**, Considérations, XII, 367, XIV, 219.
[2]) Ebendaselbst, XIV, 208, 331.

Ueberzeugung, in welcher alle Ereignisse der französischen Revolution mich bestärkt haben, diese nämlich, daß die Edelleute, welche in Frankreich die Sache der konstitutionellen Monarchie und folglich der Gleichheit vor dem Gesetz vertreten haben, zu den besten und erleuchtetsten unter den Franzosen gehören. Sie haben das edle Vorrecht beansprucht, ihre Meinung durch die Opfer, die sie ihr gebracht haben, zu beglaubigen, sie haben die Anfeindungen ihres Standes, oft auch die ihrer eigenen Familien dafür zu erdulden gehabt. Für sie müßte man eine Pairskammer errichten, wenn nicht in den konstitutionellen Staaten die Nothwendigkeit für eine solche spräche. Der Tiers wird vollends sein eigenes Interesse im allgemeinen Interesse wiederfinden" [1]).

Es blieb die Frage der Dynastie. Sie war seit den Niederlagen von 1812, »le commencement de la fin«, wie Talleyrand sie nannte, ein Gegenstand ernster Erwägungen für die europäischen Kabinette geworden und trat mit dem Ueberschreiten der französischen Grenzen durch die verbündeten Heere in ein akutes Stadium. Von ihrer Lösung hingen die zukünftigen Geschicke Frankreichs ab.

[1]) Madame de Staël, Considérations, XIV, 333—334.

Siebentes Kapitel.

Auch der flüchtigen Beobachtung ist es nicht entgangen, daß die Existenz von Frau von Staël durch zwei übermächtige Gefühle, das eine der Liebe zu ihrem Vater, das andere der Abneigung gegen Bonaparte, beherrscht erscheint. Nur die Ursache des Zusammenhangs zwischen beiden liegt tiefer und im innersten Grund einer Weltanschauung, die sich durch die Erfahrung gefestigt hatte.

Wie Alle, die nicht theilnahmlos an den großen Räthseln und Konflikten des Daseins vorübergehen, hat Frau von Staël, wenn auch nicht die unmögliche Aufhebung, so doch die Milderung des individuellen Elends und der menschlichen Noth und Verkehrtheit dadurch gehofft und erstrebt, daß sie den Willen der Großen und Mächtigen durch das gleiche Gebot der sittlichen Pflicht wie das Gewissen des ärmsten ihrer Unterthanen gebunden wissen wollte. Im Lauf dieser Biographie ist oft darauf hingewiesen worden, wie sie den Glauben an die Identität von Moral und Politik als das höchste staatsmännische Verdienst ihres Vaters gepriesen und es die Aufgabe ihres eigenen Lebens genannt hat, diesen Glauben aufrecht zu erhalten und zu verbreiten. Die höchste Vollendung der Freiheit, »la sublime perfection de la liberté«, schien ihr darin zu liegen, daß es im Wesen derselben begründet sei, nicht auf halbem Weg stehen zu bleiben, daß, wer sich einmal ihr ergeben, auch Heer-

folge leisten müsse bis ans Ende. „Solange ein einziger Mensch im Staat ungerechte Verfolgung leidet", sagt sie, „kann es für die Gesammtheit keine Gerechtigkeit geben" [1]). Wenn sie sich zur gemäßigten Monarchie bekannte, so geschah es vornehmlich deswegen, weil eine solche Regierungsform ihr wie das Bild des rechtlichen Mannes erschien, „in dessen Seele jede seiner Handlungen durch das Gewissen bestimmt wird" [2]). Wenn sie mit anhören mußte, daß, wie es so oft geschah, die freien Institutionen für die Greuel der Revolution verantwortlich gemacht wurden, gab sie zur Antwort, diese seien nur die Tyrannen unter populären Formen gewesen. Die Freiheit selbst bleibe davon unberührt. Auch wenn Frankreich sie zu besitzen nicht werth sein sollte, sei das noch kein Grund, sie von der Erde zu verbannen. „Die Bewohner des Nordens fluchen der Sonne nicht, wenn sie von ihrem Horizont verschwindet, um in glücklicheren Regionen wieder emporzusteigen" [3]). Derjenige aber, der eigenmächtig die Uhr zurückstellte und das Licht verhüllte, der fand, ob Volkstribun oder Kaiser, keine Gnade vor ihren Augen. „Der wahre Grund von Napoleon's Zorn gegen mich", durfte Frau von Staël mit Wahrheit sagen, „lag in der Ehrfurcht, von der er mich für alle echte Freiheit durchdrungen wußte. Als Ueberlieferung hatte ich sie empfangen; sobald ich aber fähig wurde, mir selbst ein Urtheil darüber zu bilden, ist sie zur unerschütterlichen Ueberzeugung bei mir geworden" [4]).

Es hat den Werth ihres Zeugnisses in Bezug auf Napoleon beeinträchtigt, daß der Antagonismus der Gesinnung zwischen ihnen sich bis zur ausgesprochenen Gegnerschaft steigerte; denn der Verdacht lag nahe, daß es der persönliche Verfolger war, den sie im Kaiser verurtheilte. Thatsächlich aber gab es

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres, XIII, 137.
[2]) Ebendaselbst. XIII, 187.
[3]) Madame de Staël, Dix années d'exil, Chap. 1—2.
[4]) Ebendaselbst, Chap. 2.

so viele andere Dinge, die sie ihm nicht verzeihen konnte, daß es solcher Motive nicht bedurfte, um ihre Abneigung bis zur Unbilligkeit zu steigern. Vor Allem dieses, daß sie einst an die Mäßigung von Bonaparte, an die Aufrichtigkeit seiner republikanischen Gesinnung geglaubt, und daß er sie enttäuscht hatte, daß der Uebergang vom Gesellschaftsretter zum Tyrannen ihr unerwartet gekommen war[1]).

Seit dem Staatsstreich von Brumaire war sie bedenklich geworden, aber erst die Errichtung des Consulats auf Lebenszeit erschien ihr als der Wendepunkt, der Frankreich dem Despotismus überlieferte. Von da an häuften sich die Gründe zur moralischen Verurtheilung des neuen Gebieters der Franzosen. Frau von Staël hat sich keinen derselben entgehen lassen, wohl aber ist die Erkenntniß seiner Größe ihr darüber verloren gegangen. An seinem Bilde haben viele Meister ihre Kunst versucht. Die Einen wagten die Apotheose, die Andern unterzeichneten die Verurtheilung. Die psychologische Geschichtschreibung konstruirt den Barbaren von Genie, der ein verderbtes Geschlecht zu züchtigen kam; die historische Legende bekränzt die Büste des Soldatenkaisers, den die Alten seiner Garde noch sterbend wie einen Siegesgott grüßten; pathologische Biographen spüren den Geheimnissen der Heredität nach und erklären Leipzig und Waterloo durch den Sektionsbericht von St. Helena. In Bezug auf Napoleon ist auch die Darstellung von Frau von Staël nicht immer glücklich gewesen. In den »Dix années d'exil« und in den »Considérations« hat er zuweilen ein fast bürgerlich kleinliches Gepräge. Wie er dazu kam, eine Welt aus den Angeln zu heben, hat sie nicht gesagt, und daß er, vom Schlachtfeld heimgekehrt, die ergraute Weisheit der Fachmänner in den Berathungen seiner Conseils beschämte, würde man nicht vermuthen, wenn man Stellen wie diese liest: „Manche Leute haben bei Napoleon große Kenntnisse über die verschiedensten

[1]) Siehe hier Bd. II, S. 371—376.

Dinge vorausgesetzt, weil er in diesem wie in so vielen andern Punkten seinen Charlatanismus zur Anwendung brachte. Da er aber während seines ganzen Lebens sehr wenig gelesen hat, weiß er nur, was er sich im Gespräch aneignet . . ." „Daß er ein Mensch von durchgreifendem Genius war, wer dürfte es bezweifeln? Doch sind die militärischen Talente nicht immer ein Beweis von geistiger Ueberlegenheit. Manche Zufälle können sich auf dem Schlachtfeld nützlich erweisen, und der Scharfblick, der dort entscheidet, ist ein anderer als jener, den die Staatskunst verlangt" [1]. Vielleicht entzogen sich eben eine geistige Spannkraft und Leistungen wie die von Napoleon überhaupt dem Verständniß auch der überlegensten Frau, und eine Laufbahn wie die seinige hat die Phantasie der Menschen auf eine solche Probe gestellt, daß im Guten wie im Schlimmen die Dichtung ihr immer noch gerechter als die Geschichte geworden ist.

Das aber fühlte wohl gerade eine Frau am besten, daß es diesem wunderbaren Geist an Edelsinn gebrach, daß die Selbstsucht sein Gewissen gefälscht hatte, und daß auch er sich den Folgen seiner Thaten nicht entziehen konnte. Das Endresultat entschied zu Gunsten von Frau von Staël, und ihr Verdienst blieb es, niemals darüber in Zweifel gewesen zu sein. Der Tag, und es mochte ein langer Tag sein, gehörte dem Kaiser, der Morgen aber gehörte ihm nicht. Wider ihn, der so viele Heere vernichtet hatte, erhoben sich die Ideen, und gegen die Prinzipien kämpfte er vergebens. Sie athmete auf, als die Katastrophe hereinbrach. Ein englischer Minister fragte sie im Herbst 1813, welche Lösung ihr die liebste wäre. „Daß Napoleon siege und umkomme", gab sie zur Antwort. Seit 1812 war ihr Augenmerk weit weniger mehr auf ihn als auf Frankreich gerichtet, das ihm die egalitäre Demokratie wie einen Teppich unter die Füße gebreitet und sich für ihn verblutet hatte. Bis zuletzt trug sie sich mit der Hoffnung, das französische

[1] Madame de Staël, Considérations, XIII, 242—243, 351, 378.

Volk werde sich von ihm lossagen. Als das nicht geschah, und die Alliirten auf Paris marschirten, litt sie unter dem Gedanken wie unter der tiefsten Demüthigung, und war nahe daran an der Zukunft zu verzweifeln. Nur sehr schwer und nach langem Widerstreben hat sie sich dazu entschlossen, sich in die Wiederherstellung der Bourbons zu ergeben. Noch im Januar 1814 glaubte Miß Berry zu bemerken, daß Frau von Staël in Bezug auf Frankreich »dans le vague de l'infini« sei. Sie betone nur immer wieder die Nothwendigkeit konstitutioneller Regierungsformen, und man predige tauben Ohren, wenn man entgegne, daß Frankreich gerade so wie die Türkei darauf vorbereitet sei [1]).

Deutlicher sprechen die Mittheilungen über französische Angelegenheiten, welche Frau von Staël ins schwedische Hauptquartier gelangen ließ. Vom 30. November, während der Friedensunterhandlungen von Frankfurt, ist ein Brief von ihr an A. W. Schlegel datirt, dessen Inhalt für den schwedischen Kronprinzen bestimmt war. Dieser befolgte nach wie vor die Taktik, zwischen der Sache Napoleon's und der von Frankreich zu unterscheiden. Während er in seinen Proklamationen und Kriegsbulletins immer verletzender für jenen wurde, warnte er bei Alexander vor der Gefahr eines Ueberschreitens der französischen Grenzen. Man werde einen Verzweiflungskampf heraufbeschwören, sagte er ihm, und ein nicht geringeres Unrecht begehen als dasjenige, für welches Napoleon gezüchtigt werden sollte. Dem unglücklichen sächsischen Monarchen hatte der schwedische Kronprinz nach dem 18. Oktober königliche Ehren erwiesen, und wollte weder Murat noch Eugen Beauharnais ihrer Kronen verlustig erklärt wissen. Darauf bezog sich Frau von Staël, als sie von der in London herrschenden Stimmung schrieb: „Hier, und zwar in der Umgebung des Prinz-Regenten, ist man unzufrieden darüber, daß der Kronprinz nicht vom Kurfürsten, son-

[1]) Miss Berry, Journal and Correspondence, III, 2.

dern vom König von Sachsen gesprochen, daß er den König von Westphalen erwähnt und den Rhein einen französischen Grenzfluß genannt hat. Zum ersten Male ist bei dieser Gelegenheit behauptet worden, der Kronprinz schone Frankreich, um der Nachfolger von Napoleon zu werden. Von diesen Gerüchten zu sprechen ist deshalb der Mühe werth, weil sie von den Bourbons kommen. Ich werde fortfahren, darüber zu berichten, und bitte meinerseits, mich bei dem Kronprinzen zur Geltung zu bringen. Was ich damit meine ist einfach dieses, ihn meiner Anhänglichkeit zu versichern. Zu viel Glück wäre es, wenn . . . Der Himmel wird uns gnädig sein. Um sich seines gegenwärtigen Oberhauptes zu entledigen, fehlt Frankreich nur Dieses, daß es keinen klaren, seinen Neigungen entsprechenden Begriff Dessen, was folgen soll, hat. Sagen Sie das dem Prinzen, und er wird verstehen, was ich wünsche. Die Briefe aus Paris sind vom Haß gegen das Bestehende erfüllt, aber auch von Unkenntniß über die Zukunft . . . . Ich füge noch einige Einzelheiten bei. Graf Lieven sieht häufig den Grafen von Artois. In royalistischen Kreisen verbreitet man das Gerücht, sowohl im Süden als im Senat bestehe eine Partei für sie. Der Prinz von Brasilien hat die Aufforderung erhalten, nach Lissabon zurückzukehren. Der Herzog von Berry, zweiter Sohn des Grafen von Artois, möchte seine Tochter heirathen. Ein Emigrirter von untergeordneter Bedeutung hat geäußert, der schwedische Kronprinz werde gewiß die Rolle von Monk übernehmen, denn nach der Contre-Revolution könne er ja ohnedies seinen Thron nicht retten. Die Engländer haben die portugiesische Armee in Frankreich einrücken lassen ohne die dortige Regierung zu befragen, worüber eine gewisse Verstimmung in Portugal herrscht, wo die übergroße englische Macht einigen Anstoß zu geben anfängt. Ich werde fortfahren, den Kronprinzen über Dinge zu unterrichten, von welchen Rehausen[1])

[1]) Schwedischer Gesandter in London.

ihm wohl nichts sagen wird. Eben wollte ich den vorliegenden Brief schließen, als sich folgendes ereignete. Graf Eduard Dillon kam im Auftrag des ersten Ministers Ludwig's XVIII., Herrn von Blacas, und mit dem Begehren zu mir, ich möchte diesen empfangen und meine Feder und Ueberredungsgabe der Sache der Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich leihen. „Alles, was Sie wünschen", sagte er mir, „wird Ihnen zum Dank dafür zugestanden werden". Ich entgegnete, daß ich in einer solchen Sache ganz machtlos sei, worauf er bemerkte, daß Dichtung und Prosa mich in den englischen Zeitungen als die erste Frau der Welt feierten, und daß ich Alles vermöge. Ich erwiderte noch einmal, daß ich nicht gesonnen sei, mich in politische Angelegenheiten zu mischen, und dabei blieb es. Wenn dieser Herr von Blacas zu mir kömmt, will ich Ihnen wissen lassen, was er gesagt hat. Sie aber ersuche ich, mir, wenn Sie können, die Instruktionen Ihres Prinzen zu schicken. Edouard Dillon nannte ihn den Helden des Jahrhunderts; wenn er die Bourbons wiederherstelle, werde er mehr als sie der Herr von Frankreich sein. . . . Mein Gott, welcher Feldzug. Schreiben Sie mir um der Ruhe meiner Nächte und des Trostes meiner Tage willen. Gott segne Sie."

Ein paar Wochen später schrieb sie noch einmal an A. W. Schlegel: „Ihr seid alle in dem entscheidenden Augenblick, wo das, was Ihr gethan, leichter gewesen ist, als was zu thun übrig bleibt. Ihr wollt souveräne Fürsten in Holland einsetzen, die Schweiz angreifen, Frankreich angreifen! Ohne Zweifel ist nichts geschehen, solange der Mann lebt, aber schwer ist es, vierundzwanzig Millionen Menschen niederzuwerfen um einen einzigen zu treffen. Meine Stellung hier befestigt sich mit jedem Tag, aber mein Herz wird immer trauriger gestimmt. Man preist mein Buch, und ich bin bereits mit einem andern über französische und englische Zustände beschäftigt. Was wird aus Benjamin, und verwendet ihn Ihr Prinz? Er schuldet mir sein Wohlwollen, des Eifers wegen, mit welchem ich sein Lob

verkünde und seinen Neidern entgegentrete" [1]). Der in diesen Briefen ausgesprochene Wunsch, es möge durch Vermittlung des Kronprinzen von Schweden ein praktisches Feld der Thätigkeit für Benjamin Constant gefunden werden, war inzwischen in Erfüllung gegangen. Von Kassel, wo er sich in Ungeduld verzehrte, hatte er sich nach Hannover begeben, Bernadotte dort wiedergesehen und Fühlung mit den Ereignissen gewonnen. Bald darauf traf auch Schlegel dort ein. „Ich fange an zu begreifen, was ich früher leugnete", schrieb Benjamin Constant an Villers, „dieses nämlich, daß die geistigen Bedürfnisse nicht weniger dringend als die physischen nach Befriedigung verlangen. Ich glaubte, man könne sich selbst genügen. Der Hunger hat mich zum Geständniß gezwungen, daß der Ueberfluß seinen Werth hat" [2]). Frau von Staël erhielt nach langer Pause einen Brief von ihm, „leidenschaftlicher als in alten Tagen". Von ihrer zweiten Ehe wußte er nichts und stellte eine solche noch im März 1814 in Abrede [3]). Er überschickte gleichzeitig eine für das englische Ministerium bestimmte Denkschrift über die Lage, und versprach in Bälde die der Vollendung nahe Schrift: »De l'esprit de conquète et d'usurpation«. „Nein fürwahr, ich vergesse Sie nicht", antwortete Frau von Staël, „ich wollte, ich könnte es, denn tief in der Seele trage ich einen Schmerz, den Zerstreuungen beschwichtigen, der aber erwacht, sobald ich allein bin. Es ist das unwiderruflich verfehlte Glück! Hätten Sie den Charakter des Freundes, der mir so treu ergeben ist, gehabt, so wäre ich allzu glücklich gewesen. Ich habe es nicht verdient. Ein Wiedersehen mit Ihnen wäre die Auferweckung meines Geistes und einer Hoffnungsfähigkeit,

---

[1]) A. W. Schlegel, Briefwechsel. Im Besitz der Bibliothek Dresden. Briefe von Frau von Staël, London, 30. Nov. und 12. Dez. 1813.

[2]) M. Isler, Briefe aus dem Nachlaß von Ch. de Villers, 28. November 1813.

[3]) Ebendaselbst, 44, Benjamin Constant an Villers, Kassel, 13. März 1814.

die mit allem Uebrigen für immer erloschen ist. Wenn Sie nicht hierher kommen, werde ich nach dem Kontinent reisen. Es scheint mir, daß man es kann. Aber wer weiß, was aus der Welt werden wird! Die Freiheit ist eben so sehr nach der einen wie nach der andern Seite hin bedroht. Vor Allem aber thut es Noth, daß Derjenige, welcher außerhalb der menschlichen Natur steht, nicht länger regiere. Eine Denkschrift, die Schlegel mir zuschickte, habe ich den Ministern übergeben. Sie war geschrieben wie Alles, was von Ihnen kömmt. Ich glaube nicht, daß ein solcher Styl, eine solche Festigkeit und Klarheit der Sprache sich wiederfinden werden. Sie wären für die höchsten Stellen bestimmt gewesen, wenn Sie die Treue gegen sich selbst und gegen Andere gehalten hätten. . . . Haben Sie die Vorrede meines Buchs gesehen und kennen Sie die Wirkung derselben auf dem Kontinent? Wenn Sie Ihre Schrift hier verkaufen wollen, glaube ich Ihnen dazu behülflich sein zu können. Das, was sich auf die gegenwärtige politische Lage bezieht, wird von größtem Werthe sein. Wenn ich Sie wiedergesehen habe, will ich nach Griechenland reisen. Das Gedicht „Richard" wird mein Vermächtniß sein. Benjamin, Sie haben mein Leben verzehrt! Seit zehn Jahren ist kein Tag vergangen, ohne daß mein Herz durch Sie gelitten hätte. Wie habe ich Sie geliebt! Lassen wir Alles das, weil es so grausam ist, und doch werde ich Ihnen nie vergeben können, weil ich nie zu leiden aufhören werde. . . . Das Sandgebäude des Lebens ist ein mühselig Ding, und Nichts hat festen Bestand als der Schmerz. Schreiben Sie mir" [1]).

Der Gedanke, den Namen von Bernadotte in jenem Spätherbst von 1813 im Hinblick auf die französische Krone zu verwerthen, erinnert einigermaßen an den 1792 gewagten Versuch, eine solche Kandidatur an die Person des Herzogs von Braunschweig zu knüpfen. Aber auf die Wünsche einzelner Privat-

[1]) A. Strodtmann, Dichterprofile und Charakterköpfe, II, 26—27.

personen blieb er nicht beschränkt und für einen Augenblick wenigstens hat er Fürsten und Staatsmänner beschäftigt. Der Grund lag tiefer als in vorübergehenden Intriguen, denn eine französische Restauration bedrohte so viele Interessen, erweckte so viele und berechtigte Sorgen, daß sie mit seltener Einmüthigkeit, wenn auch aus den verschiedensten Beweggründen, so lange als möglich ferngehalten wurde.

Daß sie den alten Jakobinern und den Republikanern verhaßt war, ergab sich von selbst. »Débourbonailler la France«, wie d'Eprémesnil es einmal ausgedrückt hatte, »la déroiter«, wie in einem Cahier von 1789 zu lesen stand[1]), das war nach wie vor die Losung im republikanischen Lager. Kein Mensch, schrieb Graf Schlabrendorf noch 1815 aus Paris nach Deutschland, wolle sich das alberne Lilien-Regiment so unbedingt gefallen lassen; Preußenwuth und Koalitionsunsinn könnten vielleicht das Wunder herbeiführen, die unwürdigsten Fürsten der Erde endlich in die Arme ihrer Nation zu werfen[2]). Eine republikanische Partei aber gab es nicht in Frankreich; der Begriff derselben fiel mit dem des Jakobinismus zusammen, und was dieser an der Spitze des Staates vermocht hatte, war noch in zu frischer Erinnerung, als daß es möglich gewesen wäre, ihm in den neuen Kombinationen eine Stelle einzuräumen. Ganz anders lagen die Dinge für Diejenigen, welche keine Reaktionen, kein Aufgeben der Prinzipien wollten, um derentwillen die Revolution in Frankreich begonnen hatte, und diese bildeten im Lande die Majorität. Zu ihr gehörten Alle, die durch die Revolution bereichert und durch das Kaiserreich erhöht worden waren, die nicht geringe Zahl Derer, die sich kompromittirt wußten, und für ihre materiellen Güter und ihr gesellschaftliches Ansehen fürchteten, sobald frühere Ansprüche gegen sie geltend gemacht werden konnten, und endlich auch die

---

[1]) A. Chérest, La Chute de l'ancien Régime, II, 86, 424.
[2]) Karoline von Wolzogen, Literärischer Nachlaß, II, 97.

überzeugungstreuen Leute, die sich aus freier Wahl dem Grundsatz der bürgerlichen Gleichheit angeschlossen hatten. Alle wußten, daß die Bourbons nicht allein, sondern im Gefolge von Rankünen, Ansprüchen und unversöhnlichen Gegensätzen wiederkehren würden, daß Emigrirte und Royalisten, mit verschwindenden Ausnahmen, nur dann dem König Heerfolge zu leisten bereit waren, wenn der König ihre Sache zur seinigen machte. Diese Anschauung adoptirte Kaiser Alexander. Durch eine bedingungslose Rückkehr der Bourbons erklärte auch er die Gewissensfreiheit in Frankreich bedroht und die Aera der Wiedervergeltungen eingeleitet. Noch am 17. März warf er im Gespräch mit dem Unterhändler des Royalismus, mit Vitrolles, die Frage auf, ob nicht etwa doch eine Republik den Bourbons vorzuziehen sei[1]). Am 31. März verpflichtete er sich und die Verbündeten zur Achtung der Verfassung, die Frankreich sich geben würde. Metternich verfolgte eine andere Politik. Er hatte zwar am 10. November die Ueberzeugung, daß Napoleon niemals Frieden schließen werde, „sein Glaubensbekenntniß" genannt[2]). Aber die Möglichkeit dazu spielte er ihm stets wieder und auch dann noch in die Hand, als der Weg nach Paris längst offen lag. Denn wenn es gelang, Napoleon durch Oesterreichs Vermittlung auf den Thron zu erhalten, so konnte sein Einfluß gegen Rußland in Polen und gegen Preußens Stellung in Deutschland aufgeboten werden. Kaiser Alexander mußte ihn vorandrängen und auch den König von Preußen im Entschluß bestärken, die französischen Angelegenheiten in Paris zur Entscheidung zu bringen. Am meisten trug der korsische Rathgeber Alexander's, General Pozzo di Borgo, der geschworne Feind von Napoleon, dazu bei, den Czaren in dieser Stimmung zu befestigen. Ihr kamen, mit dem Scheitern der Verhandlungen zu Chatillon, die Ereignisse zu Hülfe. Nicht allein seine

---

[1]) Vitrolles, Mémoires, I, 118—119.

[2]) W. Oncken, Die Krisis der letzten Friedensverhandlungen mit Napoleon. Hist. Taschenbuch, 1886, 4.

selbstsüchtige Verblendung, sondern das durch ihn verkörperte Prinzip der Revolution, machte es zur Lebensbedingung für Napoleon, an ihren Errungenschaften festzuhalten und wenigstens jene noch zu Frankfurt bewilligten sogenannten natürlichen Grenzen, die Alpen, die Pyrenäen, den Rhein, für Frankreich zu sichern. Eine gleich gebieterische innere Nothwendigkeit zwang aber jetzt die Verbündeten, den Uebergriffen der Franzosen ein Ende zu machen und sie in ihren vorrevolutionären Besitzstand zurückzuweisen[1]).

So wurde denn am 1. März die Quadrupelallianz zwischen Oesterreich, England, Preußen und Rußland zur gemeinsamen Fortsetzung des Kriegs auf die nächsten zwanzig Jahre geschlossen, und am 24. März der Befehl, auf Paris zu marschiren, gegeben. Die französische Hauptstadt kapitulirte am 30. März und damit war der militärische Feldzug zu Ende, nicht aber der diplomatische Feldzug, der ihm zur Seite gegangen war.

Zu Chatillon, in der Konferenz vom 13. Februar, hatte Metternich den verbündeten Kabinetten unter andern Fragen auch diese vorgelegt, „ob die Mächte sich für Ludwig XVIII. aussprechen oder fortfahren sollten, die Initiative dazu den Franzosen zu überlassen", worauf weitere Fragen sich mit der Art und Weise beschäftigten, wie in dem einen oder andern Fall verfahren werden solle. Darauf antwortete Hardenberg im Namen von Preußen, zur Stunde lasse nichts auf die Absicht der französischen Nation schließen, sich der Herrschaft von Napoleon zu entziehen. Angesichts dieser Thatsache könne eine Wiederherstellung der Bourbons wohl der Gegenstand des Wunsches für die preußische Regierung sein, aber den sichern Vortheil eines raschen Friedensschlusses dürfe sie einem der-

[1]) L. v. Ranke, Hardenberg und die Geschichte des Preußischen Staates, 1793—1813. Sämmtl. Werke, 47, 339. W. Oncken, Die Krisis der letzten Friedensverhandlungen mit Napoleon. Hist. Taschenbuch, 1886, 8—12.

artigen Wunsch nicht opfern und die Entscheidung über die dynastische Frage den Franzosen nicht aufdringen, worauf Oesterreich sich mit diesem preußischen Standpunkt vollständig einverstanden erklärte. Kaiser Alexander hatte bereits zu Langres, am 29. Januar, die Frage wegen der künftigen Regierungsform einer französischen Urwählerversammlung zu unterbreiten gedacht. Dieser Vorschlag eines Plebiscits, der seinen Liberalismus nicht erschreckte, war am Widerstand der übrigen Mächte gescheitert. Unter dem Einfluß seines früheren Erziehers und damaligen Begleiters La Harpe schlug er dann vor, die Neuordnung Frankreichs seinen verfassungsmäßigen Körperschaften zu überlassen, was den Schwerpunkt nach Paris und in die Hände der von Napoleon eingesetzten Behörden verlegte. Damit hing der gleichfalls von den Verbündeten abgelehnte Vorschlag zusammen, die Hauptstadt, nach Einnahme derselben, einem russischen Gouverneur anzuvertrauen. Seinen aufrichtigen Entschluß, sich dem nationalen Willen zu fügen, glaubte Kaiser Alexander nicht besser bethätigen zu können, als indem er äußerte, selbst einer Wiederbefestigung der Napoleonischen Macht werde er sich, wenn sie von den Franzosen verlangt werde, nicht widersetzen. Zu Troyes bezeichnete er Lord Castlereagh gegenüber den Herzog von Orléans, und vier Wochen später, am 17. März, im Gespräch mit Vitrolles, den Vicekönig Eugen Beauharnais als Kandidaten für den französischen Thron. Bei derselben Gelegenheit erwähnte er, Bernadotte sei wegen seines Einflusses auf die Armee und seiner Verbindungen mit den Freunden der Revolution von ihm selbst in Betracht gezogen, aber aus verschiedenen Gründen wieder aufgegeben worden[1]).

Diese Gründe sind seitdem bekannt geworden und lagen zum Theil in der Unzuverlässigkeit von Bernadotte, „der sich vor Ungeduld verzehrte, König von Frankreich zu werden, und

---

[1]) W. Oncken, Die Krisis der letzten Friedensverhandlungen mit Napoleon. Hist. Taschenbuch, 1886, 16—31. Vitrolles, Mémoires, I, 119.

es nicht aufgeben wollte, König von Schweden zu sein"[1]), und in dem Umstand, daß er die Verbündeten über die Stimmung in Frankreich falsch unterrichtet hatte. Genannt hat Kaiser Alexander den Namen des schwedischen Kronprinzen zwar noch am Tag des Einzugs in Paris, aber wohl nur, um sich eines unter andern Umständen gegebenen Versprechens zu entledigen[2]). Bernadotte selbst war jedoch in jenem März von der Aussichtslosigkeit seiner Pläne noch durchaus nicht überzeugt; nur knüpfte er sie jetzt vornehmlich an die Eventualität einer Regentschaft für den Sohn von Napoleon. Es war ihm gelungen, etwas von der eigenen Zuversicht bei Benjamin Constant zu erwecken, der ihm nach Belgien folgte, den Orden des Nordsterns von ihm erhielt und eine Zeit hindurch an die Möglichkeit glaubte, durch den „Béarner", wie das „Journal intime" den aus Pau gebürtigen Bernadotte nennt, eine freie, gemäßigte Monarchie in Frankreich zu errichten[3]).

La Fayette erhielt einige Zeilen des schwedischen Kronprinzen, mit der Bitte, sein Verhalten günstig zu beurtheilen bis zum Augenblick, wo es ihm gelingen werde, Beweise seiner Hingebung an Frankreich und die Freiheit zu geben[4]). Durch Vermittlung von Benjamin Constant sollte auch der Einfluß von Frau von Staël bei Alexander für Bernadotte aufgeboten werden[5]).

Sie hatte inzwischen, im Januar, das Manuskript der Flugschrift von Benjamin Constant gegen das Kaiserreich erhalten.

---

[1]) Loève-Veimars, Benjamin Constant. Revue des Deux Mondes, 1833, 240—241.

[2]) Viel-Castel, Histoire de la Restauration, I, 203. La Fayette, Mémoires, V, 304, Note.

[3]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 10 Mars 1887, 768—769. Loève-Veimars, B. Constant. Revue des Deux Mondes, 1833, 240—241.

[4]) La Fayette, Mémoires, V, 537, Appendice.

[5]) La Fayette, Mémoires, V, 537, Appendice. Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Grafen von Toll, III, 97.

Er sprach darin in gereiztem Ton von der französischen Nation, von welcher er in seinen Briefen gegen Villers äußerte, daß sie stets das Gute von sich weise, und nichts mehr von ihr zu erwarten sei, nachdem sie vierzehn Jahre lang vor dem Korsen im Staub gelegen habe. „Das europäische China", nennt er Frankreich einmal. Er hatte Frau von Staël gebeten, seine Brochure anonym in England veröffentlichen zu lassen. Sie antwortet darauf und fährt dann fort: „Endlich eine letzte Frage, die wichtigste von Allen: Ist Ihre Stimmung noch dieselbe wie vor Monaten? Sehen Sie nicht die Gefahr, in welcher Frankreich schwebt? Spüren Sie nicht den Wind der Contre-Revolution, der schon in Holland, in der Schweiz weht, und bald auch Frankreich ergreifen wird? Ich bin wie Gustav Wasa, ich greife Christian an. Aber man hat mir meine Mutter auf den Festungswall gestellt. Ist es der Augenblick, Schlechtes von den Franzosen zu sagen, wo die Flammen von Moskau Paris bedrohen? Denken Sie an alles Das und entscheiden Sie. Aber ohne Schmeichelei! sagen Sie sich, daß Ihr Talent unvergleichlich ist. Bestimmen Sie seine Bahn, aber seien Sie nicht in Zweifel über seine Macht.

„Der Herzog von Berry hat mich besucht, und ich stehe nicht schlecht mit den Bourbons. Sollten sie zurückkehren, so müßte man sich unterwerfen, denn Alles ist besser als neue Unruhen; allein sie haben sich nicht geändert und noch weniger ist das bei ihrer Umgebung der Fall; wenn die absolute Gewalt von Napoleon ganz Europa gegen sich hatte, so wird die ihrige durch dasselbe befestigt werden. Wie sehr wünschte ich, das mit Ihnen zu besprechen, aber worüber möchte ich nicht mit Ihnen reden, und geistig wenigstens werden wir stets mit einander in Sympathie bleiben.

„Wollen Sie, daß man Ihren Namen Ihrer Schrift voransetze? Alle Welt wird ihn kennen, nur das Publikum nicht, welches dem Schriftsteller seinen Ruf macht. Es ist nicht mehr an der Zeit, wider die Franzosen aufzureizen, man haßt sie nur

zu sehr. Und was den Menschen betrifft, welches freie Herz könnte wünschen, ihn durch die Kosaken gestürzt zu sehen? Die Athenienser sagten von Hippias: „Wir verweigern ihn Euch, wenn Ihr ihn von uns verlangt.“ Napoleon muß einen demüthigenden Frieden unterzeichnen, und Frankreich muß eine Repräsentativverfassung fordern; aber können wir, so lange die Fremden im Land sind, ihnen behülflich sein? Die Opposition hier ist meiner Ansicht, und Sie wissen, ob ich Napoleon hasse. Erwägen Sie reiflich, was Sie zu thun im Begriff stehen. In einem großen Werk läßt sich Alles sagen, aber in einer Flugschrift, die einer That gleichkömmt, muß der Moment gut gewählt sein. Man darf nicht schlecht von den Franzosen reden, wenn die Russen in Langres sind. Gott verbanne mich lieber aus Frankreich, als daß er mir die Rückkehr dahin durch die Fremden erwirke! Ich habe Ihnen meine Ansicht gesagt, Ihre Interessen werde ich pünktlich und mit Eifer wahrnehmen. Schreiben Sie mir; ich habe nicht aufgehört, Ihnen zu schreiben und werde es auch künftig nicht thun. Sie haben mir viel Böses zugefügt, und je länger ich hier lebe, desto mehr sehe ich ein, daß Ihr Charakter nicht moralisch ist, aber ich achte in Ihnen Ihr Talent und das Gefühl, welches mein Herz so viele Jahre hindurch erfüllt hat. Ich werde Ihnen daher stets eine Freundin sein. Daran dürfen Sie niemals zweifeln.

„Welche Krisis in diesem Augenblick! Die Freiheit ist das Einzige, was allen Zeitaltern in allen Literaturen im Blut liegt. Die Freiheit, und was man nicht davon trennen kann, die Vaterlandsliebe. Aber welch eine Kombination, die uns vor der Niederlage eines solchen Menschen bangen läßt. Hat denn Frankreich nicht zwei Arme, den einen, um die Fremden zu vertreiben, den andern, um die Tyrannei zu stürzen? Weshalb könnte der Senat nicht den Prinzen von Schweden als Friedensunterhändler berufen? Er müßte Frankreichs Wilhelm III. sein. Weshalb macht er nicht mit seinen Schweden allein einen Abstecher nach Paris? Das wäre möglich. Ich habe ihn in

der Nähe gesehen und halte ihn für den besten und edelsten aller Menschen, die zu herrschen berufen sind. . . . Dieses Land [1]) ist nicht für die Bourbons, aber sehr gegen Bonaparte! Mit ihm ist nur ein Waffenstillstand möglich. Und Frankreich, Frankreich, wenn es die Freiheit liebte! . . ." [2]).

Im Lichte der Zeitgeschichte gelesen, sind diese Zeilen, trotz aller persönlichen Sympathie für Bernadotte, ein Absagebrief in Bezug auf seine französischen Pläne und von ihnen ist in der Correspondenz von Frau von Staël nicht mehr die Rede. Was ihre Haltung bestimmte, war das Fehlschlagen der unter andern auch von Chateaubriand getheilten Hoffnung, Frankreich werde noch in der letzten Stunde sich von Napoleon lossagen, dadurch dem Einmarsch der Verbündeten Halt gebieten und die Hauptstadt retten. Als das nicht geschah, und die öffentliche Meinung statt dessen unschlüssig hin und her schwankte, je nachdem das Waffenglück Napoleon verließ oder ihm wieder lächelte [3]), erkannte ihr Patriotismus, daß keine andere Lösung als die Rückkehr des alten Königgeschlechtes blieb, das allein ohne Demüthigung für sich und für die Nation das Frankreich von 1814 mit dem Besitzstand von 1792 wieder antreten konnte. Diese Thatsache war entscheidend für Frau von Staël, obwohl sie wußte, daß alles Andere in Frage stand, und keine Täuschung über das, was ihre politischen Anschauungen von den Bourbons zu gewärtigen hatten, ihr den Entschluß erleichterte [4]). Sie hat wohl stets mit einer gewissen Sympathie von Ludwig XVIII. gesprochen, und ihn »un roi favorable à la littérature« genannt; allein der Graf von Artois war der persönliche Gegner ihres Vaters gewesen und auf seine Gesinnung, das wußte man,

[1]) England.

[2]) A. Strodtmann, Dichterprofile und Charakterköpfe, II, 27—29. Frau von Staël an B. Constant, 23. Januar 1814.

[3]) Vitrolles, Mémoires, I, 96, Metternich's Aeußerungen darüber. H. Houssaye, La France en 1814. Revue des Deux Mondes, Oct. 1887, 788.

[4]) Miss Berry, Journal and Correspondence, III, 10—11.

hatten weder Zeit noch Erfahrung gewirkt. Wenn Frau von Staël sich für das Haus Bourbon erklärte, so war es die Liebe zu Frankreich, die ihre Wahl entschied. Benjamin Constant verstand das nicht. Er schrieb am 27. März an Mackintosh, eine Nation, welche die Freiheit und die Humanität schädige, müsse in die Acht erklärt werden[1]), und plaidirte noch einmal in Denkschriften an die englischen Minister die Sache der Regentschaft. Mit vollem Recht konnte Frau von Staël darauf erwidern: „Sie nennen mich uneigennützig in meinen Wünschen? Ja gewiß, . . . Ich werde nichts gegen Frankreich thun; ich werde in seinem Unglück weder den Ruf, den ich ihm verdanke, noch den Namen meines Vaters, den es geliebt hat, gegen dasselbe wenden. Diese verbrannten Dörfer lagen auf seinem Wege, als die Weiber sich auf die Kniee warfen, um ihn vorüberfahren zu sehen. Sie sind kein Franzose, Benjamin, Sie haben nicht in diesem Lande alle Erinnerungen der Kindheit. Daher der Unterschied zwischen Ihnen und mir. . . . Ich fühle tief in der Seele, daß ich Recht habe, weil meine Erregung unwillkürlich und in Widerspruch mit meinen persönlichen Interessen ist“[2]).

Wie Frau von Staël, so dachten in jenen Tagen über die Wiederkehr der Bourbons der Freiherr von Stein, der die Unmöglichkeit aller Gegenprogramme erkannte[3]), und Talleyrand, dessen wohlberechneter Abfall den Ausschlag gab. Er sollte die Kaiserin-Regentin, Marie Louise, nach Blois begleiten, und sorgte dafür, an der Pariser Barrière festgenommen zu werden. »Les Bourbons sont un principe, tout le reste est une intrigue«, sagte er. Vitrolles bezeugt, daß bis zum März und noch länger Niemand an eine Restauration glaubte[4]),

---

[1]) **Sir J. Mackintosh**, Memoirs, II, 270.

[2]) A. **Strodtmann**, Dichterprofile und Charakterköpfe, II, 29—30. Frau von Staël an B. Constant, London, 22. März 1814.

[3]) **Pertz**, Leben von Stein, VI, Beilage 2, 193.

[4]) **Vitrolles**, Mémoires, I, 47—48, 133, 140, 181, 312. **Viel-Castel**, Histoire de la Restauration, I, 202.

Niemand, mit Ausnahme freilich der englischen Staatsmänner, die gegen das Vorurtheil ihres eigenen Landes an der historischen Berechtigung der Bourbons festhielten, und als Napoleon, den der Selbsterhaltungstrieb leitete. »Les Bourbons s'en tireraient«, hatte er auf der Flucht aus Rußland gesagt. „Wenn ich mein Sohn wäre", wiederholte er jetzt, „dann könnte ich fortkämpfen, bis ich mit dem Rücken gegen die Pyrenäen stände". Noch in den allerletzten Zeiten seiner Herrschaft versuchte er, den Schatten von Favras gegen Ludwig XVIII. heraufzubeschwören[1]). Aber es gelang ihm nicht, sich der Papiere, die den bourbonischen Prinzen kompromittirten, zu bemächtigen, und an den letzten Resultaten wäre dadurch nichts geändert worden. Die Mémoiren des Agenten für die königliche Sache, Vitrolles, bestätigen, was man bereits wußte, dieses nämlich, daß der Graf von Artois in völliger Unkenntniß der Menschen und Dinge nach Frankreich zurückkehrte, dem ersten Intriganten, der sich seiner bemächtigte, zur Beute bestimmt und schon damals von jenem Fatalismus erfüllt, der unter der Leitung des gleichgesinnten Fürsten Polignac fünfzehn Jahre später sein Verhängniß vollendete. Ludwig XVIII. besaß viel mehr Klugheit und wußte die Oberflächlichkeit seiner rein äußerlichen Bildung durch die königliche Würde seines Auftretens zu verdecken. In Bezug auf den hohen Begriff, den er von seinen angebornen Rechten hatte, war er nicht weniger stationär als sein Bruder geblieben, und eine Frage der Etiquette überwog auch bei ihm das Interesse an den wichtigsten staatsmännischen Problemen[2]). Aber, wie ganz richtig bemerkt worden ist, die Situation war eine solche, daß die Bourbons fünfundzwanzig Thorheiten im Tag begehen durften, vorausgesetzt, daß sie deren nicht fünfzig machten[3]).

---

[1]) Droz, Histoire de Louis XIV, III, 92. La Fayette, Mémoires, V, 346—347.

[2]) Vitrolles, Mémoires, II, 184.

[3]) Ebendaselbst, II, 59.

Man rief sie zurück, nicht weil man sie liebte oder weil man an sie glaubte[1]), sondern weil sie unentbehrlich waren, für den Konventionellen Carnot wie für den kaiserlichen Marschall Marmont, für die überlebenden Konstitutionellen von 1789 wie für die Senatoren von 1814, die von Napoleon ernannt worden waren und ihn jetzt absetzten.

Kaiser Alexander seinerseits blieb dem gegebenen Worte treu. Unerachtet seiner persönlichen Abneigung gegen die Bourbons willigte er in ihre Restauration, als sie von den ersten Würdenträgern des Kaiserreichs, mit Talleyrand an ihrer Spitze, und vom Senat offiziell verlangt wurde. Nur daran hielt er fest, daß Ludwig XVIII. nicht als legitimer König der Royalisten, sondern als der aus freiem Entschluß des Volks gewählte Bruder Ludwig's XVI. kraft der vom Senat entworfenen Verfassung zurückkehren, und daß er sie beschwören sollte, bevor er den Thron bestieg. Am 2. Mai reiste Kaiser Alexander dem König bis Compiègne entgegen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Ueber den Inhalt derselben sagte er später im Salon von Frau von Staël zu La Fayette, sein Wille sei es gewesen, die Bourbons sollten die Verfassung aus den Händen des Landes annehmen, statt ihm eine solche zu geben. „Aber", fügte der Kaiser hinzu, „eine Abordnung des gesetzgebenden Körpers war schon vor mir dort, um den König ohne Bedingung anzuerkennen, und gegen beide war ich ohnmächtig"[2]).

Der Einzug Ludwig's XVIII. in Paris sollte am nächsten Tag stattfinden, aber auch unter diesen für ihn so günstigen Umständen war er doch nur dann möglich, wenn in Bezug auf die konstitutionelle Frage Garantien gegeben wurden. So erfolgte denn am 3. Mai im Schloß zu St. Ouen, wo das letzte Nachtlager genommen wurde, die bekannte Erklärung, welche zwar den Verfassungsentwurf des Senates verwarf und sich in be-

---

[1]) Vitrolles, Mémoires, I, 169.

[2]) Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands, II², 824.

rechneter Unbestimmtheit über wichtige Punkte äußerte, aber dennoch die nothwendigsten Grundlagen der konstitutionellen Charte aus eigener Machtvollkommenheit zugestand und sich verpflichtete, ihren Wortlaut vor ihrer Veröffentlichung einer Kommission von Mitgliedern des Senats und der Legislative zu unterbreiten.

Als vier Wochen früher die Nachricht von der Kapitulation von Paris in London eingetroffen war, hatte man Frau von Staël darüber beglückwünscht, daß nun auch ihre Verbannung zu Ende sei. »De quoi me faites-vous compliment, je vous prie, de ce que je suis au désespoir«, erwiderte sie. Sie war anfänglich entschlossen, nicht nach Paris zurückzukehren, so lange fremde Truppen dort anwesend waren. »Verriez-vous sans peine vingt-cinq ans d'efforts à jamais considérés comme vingt-cinq ans de crimes«, heißt es in einem ihrer letzten Briefe an Villers, »les progrès de l'esprit humain condamnés, et la tyrannie méprisée comme un parvenu qu'il faut remplacer par un grand seigneur, le despotisme?« [1]) Allein ihr Sohn war mit Benjamin Constant, den er in Brüssel auf seinem Weg fand, bereits im April in die französische Hauptstadt zurückgekehrt, und Frau von Staël mußte am 8. Mai folgen, um persönliche Angelegenheiten, die keinen Aufschub litten, in Ordnung zu bringen. Sie reiste mit dem Grafen Montlosier, dessen strenge monarchische Theorien sie nicht gelten lassen wollte, während er die ersten Kapitel der „Considérations", die sie ihm damals mittheilte, mit der höchsten Befriedigung vernahm [2]). Am 12. Mai traf sie in der französischen Hauptstadt ein. Man fand sie bleich, mit einem leidenden Ausdruck, sonst unverändert, nur durch die Erfahrung und das Leben gereift und geläutert. Ihre Rückkehr aus der Verbannung würde unter allen Umständen ein Ereigniß gewesen sein. Im

[1]) M. Isler, Briefe aus dem Nachlaß von Ch. de Villers, 301. Frau von Staël an Villers, London, 6. April 1814.

[2]) Bardoux, Le Comte de Montlosier, 175.

Augenblick aber, wo die Ausarbeitung der Charte auf so viele der leitenden Ideen ihrer konstitutionellen Freunde von 1789 zurückgriff und die Erklärung von St. Ouen durch einen historischen Zufall unter dem einstigen Dach ihres Vaters gegeben worden war, gewann ihre Anwesenheit in Paris die Bedeutung einer politischen Manifestation. Wenige Tage nach ihrer Ankunft, an einem denkwürdigen Abend, empfing sie den Kaiser Alexander, Karl August von Sachsen-Weimar, die Gesandten der Mächte, mit ihnen viele Celebritäten der Politik und der Literatur, die beiden Humboldt, Gentz, La Fayette, Lally Tollendal, Mathieu de Montmorency, seinen Vetter, den Herzog von Laval, Sabran, die Herzogin von Kurland. »Cela dura trois heures, avec un intérêt soutenu«, schrieb als Augenzeuge Pictet de Rougemont, Bevollmächtigter der Schweiz[1]).

Kaiser Alexander bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf und versäumte die Gelegenheit nicht, sich in durchaus liberalem Sinn zu äußern. Von Ferdinand VII., der kurz zuvor nach Spanien zurückgekehrt, bereits am 4. Mai die Verfassung aufgehoben und durch seinen hoffnungslos beschränkten Absolutismus ersetzt hatte, sprach er mit wegwerfender Verachtung. Die Servilität der französischen Presse erwähnend meinte Alexander, in Rußland sei nichts Aehnliches zu finden; seine guten Absichten hätten in Frankreich weder Verständniß noch Unterstützung begegnet; die Bourbons seien von allen Vorurtheilen des alten Régime erfüllt, „unverbessert und unverbesserlich". Der einzige Herzog von Orléans habe liberale Ideen, von den Andern sei nichts zu hoffen. Er versprach der Frau von Staël, die vorzugsweise das Gespräch mit ihm führte, die Abschaffung der Sklaverei vom bevorstehenden Kongreß zu verlangen. Dem Haupt eines Landes, wo die Leibeigenschaft herrsche, werde man das Recht nicht zuerkennen, für die Befreiung der Sklaven zu wirken, aber

[1]) Pictet de Rougemont, Fragments de Lettres. Bibliothèque de Genève, 1840, 63.

täglich erhalte er in Bezug auf die innern Zustände gute Botschaft aus seinem Reich: mit Gottes Hülfe werde die Leibeigenschaft noch unter seiner Regierung aufhören. Die letztere Bemerkung machte er mit lauter Stimme zu La Fayette gewendet, dem Frau von Staël 1805 aus Rom geschrieben hatte, sie wolle, solange er lebe, nicht an der menschlichen Race verzweifeln[1]), und den sie freudig wieder begrüßte. Talleyrand war gleichfalls anwesend. Er nahm als selbstverständlich hin, daß die Unfähigkeit von Frau von Staël, alte Verbindungen abzubrechen, nun auch über ihre gegenseitigen Beziehungen entschied. Wellington, der einige Wochen früher den Herzogstitel erhalten hatte, traf in jenem Mai von London wieder in Paris ein. Gleich nach der ersten Begegnung mit ihm sagte bekanntlich Frau von Staël, nie habe die Natur einen großen Mann mit einem so geringen Aufwand von Mitteln gemacht: »Il porte la gloire comme si ce n'était rien.« Als sie ihn eines Tags fragte, ob es richtig sei, daß der Lord-Kanzler knieend mit dem König spreche, und wie er das wohl bewerkstellige, ließ sich der Sieger von Vittoria, der ein großer Damenritter war, vor ihr auf die Kniee nieder[2]). Er sprach stets mit großer Sympathie von ihr, und hätte nur gewünscht, sie von der Politik fernhalten zu können. „Das war aber nicht leicht", erzählte später der eiserne Herzog, „mehr als einmal habe ich zu ihr gesagt, »je déteste parler politique«, worauf sie erwiderte, »pour moi, parler politique, c'est vivre«. Wir waren gute Freunde und noch auf dem Sterbebett wünschte sie, mich zu sehen; aber ich war damals nicht in Paris"[3]).

Im Jahr 1814 war die Politik vollends nicht zu vermeiden, und jedes Wiedersehen mit Freunden brachte neue Be-

[1]) La Fayette, Mémoires, V, 309—311, 202. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten, VI, 136—140.

[2]) Quarterly Review, July 1881, 17.

[3]) Philipp Henry, 5th Earl Stanhope, Notes of conversations with the Duke of Wellington, 295. (Unedirt.)

ziehungen zu den Tagesereignissen, wenn auch in der verschiedensten Weise. Minister des Innern war der Abbé de Montesquiou, ein alter Bekannter von Frau von Staël, den Talleyrand seiner royalistischen Gesinnung wegen „die weiße Fahne" des Ministeriums nannte, dessen sonstige Zusammensetzung den König beständig an die Thatsache erinnerte, daß die Bourbons ihre Zurückberufung nicht den Royalisten, sondern einem Kompromiß der Parteien verdankten. Der Marineminister, Malouet, der bald darauf starb, und der Finanzminister, Baron Louis, zählten gleichfalls zu den Freunden von Frau von Staël. In der Verfassungskommission fand sie Fontanes, Boissy d'Anglas, Barbé de Marbois, unter den Berathern des Königs Jaucourt wieder. Camille Jordan war als Vertreter des königstreuen Lyon nach Paris gekommen; Suard freute sich der Wiederherstellung der Akademie. „Bei mir ist das weniger der Fall", schrieb Frau von Staël an Meister, „allein man hofft, daß weniger Schaden, als man es anfangs fürchtete, dadurch geschehen und der Name sowohl als die Einrichtung des Instituts beibehalten werde." Abbé Morellet, der einst Necker's Pläne im Namen von Turgot und der ökonomistischen Schule bekämpft hatte, jetzt ein Greis von neunundachtzig Jahren, war, obwohl bettlägerig, noch geistig von ungetrübter Frische und Heiterkeit. Der um zehn Jahre jüngere Dupont de Nemours war 1814 Mitglied der provisorischen Regierung gewesen, worauf ihn Ludwig XVIII. in den Staatsrath berief.

Seit dem Frühjahr 1813 war auch Sismondi in Paris, wo die Freunde der Gräfin von Albany, jene von Frau von Staël und bald auch diese selbst ihm die beste Aufnahme bereiteten. Durch die letztere wurde er bei einer geistreichen Frau eingeführt, die in nächster Nähe von Frau von Staël wohnte. Es war die Herzogin von Duras, eine Tochter des Grafen Kersaint, der im Konvent die Mäßigung vertreten und dafür seinen Tod auf dem Schaffot gefunden hatte. Ihr Gatte dagegen, der Herzog von Duras, gehörte durch Familientradition und persönliche Stellung zu

den Intimen des Hofes, und die Herzogin, die in der äußern Erscheinung eine auffallende, von ihr gern betonte Aehnlichkeit mit Frau von Staël besaß, hatte Mühe, ihre liberalen Sympathien unter den Erfordernissen ihrer äußern Stellung aufrecht zu erhalten. «Une personne vraie dans un cercle factice«, nannte sie Frau von Staël. Seit dem Consulat war die Herzogin von Duras mit Chateaubriand befreundet, der ihr zu diktiren pflegte und sehr viel in ihrem Haus verkehrte[1]). Während der letzten Zeiten des Kaiserreichs von 1814 ging der große Schriftsteller zur Politik über. Er verfaßte die Flugschrift, »De Bonaparte et des Bourbons«, welche das Signal zur Apotheose der alten Monarchie und zur Insultirung des Kaisers gab, nach dessen Sturz sie erschien. Beides war nicht im Sinn von Frau von Staël, die noch durch andere Meinungsverschiedenheiten vom Verfasser getrennt war. Die gesellschaftliche Berührung zwischen ihnen wurde jedoch durch die Herzogin von Duras wieder hergestellt, während Benjamin Constant in der Presse für das nöthige politische Gegengewicht sorgte. Seit dem Scheitern der Pläne des schwedischen Kronprinzen, »la sotte chute de Bernadotte«, wie Benjamin Constant jetzt sagte, steigerte sich bei letzterem der Wunsch, thätig in die Ereignisse einzugreifen. Von Belgien aus schrieb er an Talleyrand. In Paris näherte er sich durch La Harpe dem Kaiser Alexander, der einen Orden versprach, verkehrte mit Pozzo di Borgo, Lacretelle, Beugnot, Garat, Suard, Guizot, auch mit Fouché, der es verstanden hatte, sich seit dem 31. März in den verschiedenen Lagern unentbehrlich zu machen. Der Salon von Frau von Staël stand Benjamin Constant immer offen. Bereits vor ihrer Ankunft in Paris hatte er seinen Standpunkt in den französischen Angelegenheiten gewählt. Am 21. April verkündete ein Artikel aus seiner Feder, in den Débats, die Lehre von der Neutralität der Krone zwischen

---

[1]) Sismonde de Sismondi, Fragments de son Journal et Correspondance, Revue historique, 1877, 76.

und über den Parteien, in die er den Schwerpunkt des parlamentarischen Mechanismus verlegte. Beinahe täglich stand er seitdem auf der Bresche zu Gunsten der parlamentarischen Monarchie, für die weiße, von liberalen Institutionen umgebene Fahne. Heranbildung der Franzosen zur konstitutionellen Regierung galt ihm als die Aufgabe seines politischen Wirkens, und in schneller Reihenfolge veröffentlichte er Zeitungsartikel und Flugschriften im Dienste dieser Idee. Die Stimmung wechselte fortwährend, das Ziel aber behielt er im Auge. Die wichtigste dieser Publikationen war die Schrift, Esquisse d'une Constitution, die Ende Mai 1814 erschien. Sie ist vom Bestreben durchdrungen, die Fehler der Verfassung von 1791 zu vermeiden, „die als Kriegsmaschine gegen die Exekutive gedacht war", wie jetzt auch Benjamin Constant sagt. Die neue Verfassung sollte denselben Fehler nicht in Bezug auf das Volk wiederholen. Zwei Kammern, eine erbliche, eine zweite aus direkten Wahlen hervorgegangen; verantwortliche, parlamentarische Minister, eine starke, über den Parteien waltende Krone, Preßfreiheit, Geschwornengerichte und Nationalgarde, und ein künstliches, vielfach von englischen Ideen beeinflußtes Gefüge von gesetzlichen Garantien gegen die Gefährdung freiheitlicher Institutionen, das war die Lehre, die er gegen die Extremen beider Parteien mit formvollendeter Klarheit auferbaute, und welcher Frau von Staël den Rückhalt ihrer persönlichen Zustimmung gab [1]). Die konstitutionelle Doktrin der Considérations bewegte sich später mit gewissen Vorbehalten auf paralleler Linie mit jener von Benjamin Constant.

Illusionen über die nächste Zukunft hatte Frau von Staël womöglich noch geringere als er. Der König versuchte sich im Spiel, mit der einen Hand zurückzunehmen, was er mit der andern gegeben hatte. Vergebens warnte Fouché in einer anonymen Brochure vor den extremen Royalisten, die ihren

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 10 Mars 1887, 776.

Halt bei dem Grafen von Artois suchten[1]). Der König ließ Chateaubriand in Bezug auf seine maßlose Brochure wissen, sie habe ihm mehr genützt als hunderttausend Mann. Er sagte zu Beugnot, der Mitglied der Verfassungskommission war, er möge Talleyrand nichts von ihren Berathungen mittheilen. Als Beugnot erwiderte, er fürchte, dies werde doch und zwar von Seite eines seiner vierundzwanzig Kollegen geschehen, erwiderte der König, das sei möglich, nur solle er nicht dieser eine sein[2]). Talleyrand aber war erster Minister, und hatte Vertrauensmänner in allen Kreisen des Hofes und der Regierung. Was vorging, wußte er sehr genau, auch wenn der König es ihm nicht sagte, und das war nicht nur wichtig, sondern auch eigenthümlich genug. Die Fiktion der achtzehn Regierungsjahre des neuen Monarchen wurde vom Augenblick an als gesichert betrachtet, wo die senatoriale Verfassung fiel, die zwar den Bruder Ludwig's XVI., nicht aber den achtzehnten Ludwig zurückrief. Mit dieser Fiktion verband aber der König den ganzen Begriff seiner Machtvollkommenheit. Er betrachtete sich als den Erben einer absoluten Souveränetät, eines unantastbaren Rechtes. Ruhig ließ er von den Männern, die er berufen hatte, die konstitutionelle Charte diskutiren, diese Verfassung nach englischem Muster, von der es hieß, sie entspreche seinen Wünschen und sei durch die Deklaration von St. Ouen verbürgt. Ihm genügte die Sicherstellung zweier wichtiger Punkte. Der eine war der, daß er die konstitutionellen Garantien aus freiem, unabhängigem Willen gab, der andere jener, daß Alles, was die neue Verfassung nicht erwähnte und nicht änderte, als zu Recht bestehend, so wie es vor der Revolution gewesen war, betrachtet wurde, und jeden Augenblick nach Gutdünken wieder geltend gemacht werden konnte. Der Gedanke kam vom Staatssekretär Vitrolles. „Ich legte mehr Werth auf das, was

[1]) Fouché, Remontrances du parterre, citirt bei Viel-Castel, I, 407.

[2]) Beugnot, Mémoires, II, 147.

nicht in der Charte stand, als auf jenes, was sie enthielt", sagt er bezeichnend genug [1]). So kam es, daß weder die Stellung noch die Rechte der Monarchie in der Charte erwähnt, sondern als unabhängig von ihr vorausgesetzt wurden. Um diesen Preis ließ Ludwig XVIII. die so gut wie völlige Gleichstellung der Kulte und eine Zusammensetzung der Pairskammer über sich ergehen, welche den englischen Tories ebenso große Bedenken, als dem Czaren das unbedingteste Wohlgefallen einflößten.

Bis zu einem gewissen Grad war Talleyrand der Auffassung von der königlichen Macht, der Ludwig XVIII. huldigte, entgegengekommen. Auch er machte schon vor der Abreise zum Wiener Kongreß aus der Legitimität, das heißt aus der Anerkennung der Rechte der alten Monarchie, die Grundlage der neuen Staatsordnung, in der Voraussicht freilich, daß die Freiheit der Presse, die Oeffentlichkeit der Diskussion und die Wahlfreiheit in der Länge der Zeit, und wenn auch nach vielen Schwierigkeiten, genügen würden, um unerachtet alles Gegendruckes die Krone in den konstitutionellen Schranken zu halten. Diese Erwartung wurde nicht getäuscht. Freilich erst in ihrer zweiten Phase ist die Restauration der Entwicklung der verfassungsmäßigen Freiheit und des nationalen Gedeihens in geistiger wie in materieller Hinsicht günstiger als jede andere Regierung in Frankreich gewesen.

Im Jahr 1814 jedoch überwog die berechtigte Sorge, es werde dem leidenschaftlichen Drängen der Reaktion, die bis zum Thron hinanfreichte, gelingen, alles wieder in Frage zu stellen. Kaiser Alexander, dem Ludwig XVIII. bei feierlichen Gelegenheiten neben seinem Armstuhl einen einfachen Sessel anwies, machte kein Hehl daraus, daß er Paris erst nach Promulgation der Charte verlassen werde. »Quel homme que cet Empereur de Russie«, schrieb Frau von Staël nach England, »sans lui

---

[1]) Vitrolles, Mémoires, II, 239—240, 248, 249. Viel-Castel, Histoire de la Restauration, I, 410—416.

nous n'aurions rien qui ressemblat à une constitution . . . . il veut la voir proclamée«[1]). Am 4. Juni, nachdem sich die alliirten Souveräne von Paris noch London begeben hatten, verkündete der König in feierlicher Sitzung den Inhalt des Pariser Friedensvertrags, der Angesichts der Lage ein verhältnißmäßig günstiger genannt werden konnte, worauf durch den Staatsminister Ferrand die konstitutionelle Aera durch Verkündigung der Charte eröffnet wurde.

Die liberale Partei vermißte die Erfüllung des Versprechens von St. Ouen, wodurch die Prüfung des Wortlauts der Verfassung den beiden großen Körperschaften überlassen sein sollte, mußte sich aber vorläufig begnügen, in der Antwort auf die Thronrede eine Bemerkung einfließen zu lassen, wonach die Charte als Vertrag zwischen Fürst und Volk, nicht als Geschenk des ersteren aufgefaßt wurde[2]). In der nächsten Umgebung des Königs betrachtete man das konstitutionelle Régime als ein Experiment, von dem man hoffte, es werde den ersten Enttäuschungen zum Opfer fallen. In der Presse brachen sich die Talente Bahn, welche die Monarchie dem Parlamentarismus verpflichten wollten, aber vorläufig die Befestigung dieser Monarchie allen andern Interessen voransetzten. So dachten die zwei Begründer der doktrinären Schule, die als Beamte des Ministeriums des Innern von Abbé de Montesquiou zu Rath gezogen wurden. Der eine war der Protestant Guizot, der andere ein Professor der Philosophie an der Sorbonne und erprobter Anhänger der Bourbons, Paul Royer-Collard. Die Aufgabe war bereits eine sehr schwierige, denn die Gefahren, die man für die Monarchie vorausgesehen hatte, verdüsterten mehr und mehr den politischen Horizont. Der Polizeiminister, Beugnot, erklärte die Polizei für die Alliirte der Religion und Moral. Die verdienten Offiziere der Napoleonischen Armeen wurden den Emigrirten, die der König

[1]) Miss Berry, Journal and Correspondence, III, 24. Madame de Staël, Considérations, Oeuvres, XIV, 28 u. ff.

[2]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres, XIV, 56 u. ff.

in das Heer einreihte, nicht nur gleich gestellt, sondern nicht selten untergeordnet. Der verbannte, mit den Bourbons zurückgekehrte Klerus protestirte gegen das Konkordat; der verarmte Adel erging sich in Drohungen gegen die Besitzer seiner Güter, deren Eigenthumsrecht die Deklaration von St. Ouen für unantastbar erklärt hatte. Zu den gewährleisteten Freiheiten gehörte die der Presse, die unter der Leitung von Royer-Collard stand. Unter den bestehenden Verhältnissen schien es jedoch so bedenklich, sie zu gewähren, daß er und der ihm beigeordnete Guizot dem Verlangen der Kammermehrheit nach einem Preßgesetz nur mit Vorbehalten entgegenkamen, die selbst einigen royalistischen Blättern, wie dem Journal de Paris und den Débats, ganz übertrieben erschienen. An die Spitze der Opposition trat mit einer glänzend geschriebenen Flugschrift Benjamin Constant. Er betonte, daß die Regierung durch die beabsichtigte Censur die Verantwortung für alle Aeußerungen der Presse auf sich lade, und sich dabei selbst der Möglichkeit beraube, die öffentliche Meinung zu bilden und den Einfluß der Departements gegen jenen der Hauptstadt aufzubieten.

Als das Preßgesetz der Regierung mit einigen Aenderungen für die nächsten drei Jahre angenommen wurde, replicirte Benjamin Constant noch einmal in einer Weise, die sich besonders gegen die Ausführungen des Abbé de Montesquiou als Minister des Innern wandte. In seinem Journal bricht er in die Worte aus: »La loi a passé, Adieu la constitution et au diable la France« [1]. Talleyrand lud ihn zu Tisch; auch dieser empfand gerade zu jener Zeit die Versuchung, sich der parlamentarischen Opposition zu nähern, besann sich jedoch eines Bessern und entging den Peinlichkeiten der innern Lage durch die Abreise zum Wiener Kongreß, auf welchem er am 23. September als Abgesandter Frankreichs erschien und einen glänzenden diplomati-

[1] Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 10 Mars 1887, 771.

schen Triumph vorbereitete. Bereits im Juli war Frau von Staël nach Coppet zurückgekehrt und hätte, wie ein Brief von ihr an Miß Berry berichtet, Paris gern schon früher verlassen, wenn ihre Angelegenheiten sie nicht dort zurückgehalten hätten. »Nous sommes ici dans un calme plat«, schrieb sie ihr am 14. Juni nach London, »heureux de n'être plus persécutés et transportant toutes nos flatteries à de plus honnêtes gens que Bonaparte, mais sans conserver pour cela plus de dignité en nous-mêmes. Cependant à la fin nous serons libres, parceque rien en ce genre ne rétrograde définitivement. Quant à la société, elle est encore nulle, il s'en rassemble quelques débris chez moi, mais il n'y a point d'ensemble«[1]).

Andere Bemerkungen über die Lage enthält ein gleichzeitiger Brief an die Herzogin Luise: »Les étrangers ont été reçus avec une douceur parfaite, car rien ne réveille plus la triste apathie du pays. Quinze ans de tyrannie ont fini tout esprit public. Je crois cependant que le gouvernement actuel est bien établi. Le roi a de l'esprit et de l'adresse, et tous les moyens pris par Bonaparte pour établir la tyrannie servent à l'existence des choses actuelles. L'histoire d'Angleterre se recommence. Puissions-nous revenir à la Restauration de 1688«[2]).

Es kamen noch andere Beweggründe hinzu, um ihr dieses einst so ersehnte Paris nicht mehr gleich wünschenswerth erscheinen zu lassen. Ihre Nerven hatten so gelitten, daß nur verhältnißmäßige Ruhe ihr noch Erleichterung und die zur Vollendung ihrer Lebensaufgabe nöthigen Kräfte gewährte. Inmitten der aufgeregten Leidenschaften aber fand auch sie es nicht möglich, ihre Ruhe und ihre Freunde zu bewahren, denn diese Freunde waren in den verschiedensten politischen Lagern

---

1) Miss Berry, Journal and Correspondence, III, 27—28.

2) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 266.

zerstreut. Mathieu de Montmorency, der jetzt bedingungslos der royalistischen Sache diente, warf ihr vor, Opposition gegen jede Regierungsmaßregel zu treiben. Sie selbst fühlte sich unfähig, um den Preis der Verständigung über Tagesfragen die Prinzipien preiszugeben und nannte Sir James Mackintosh Mr. Harmony, weil sie ihm scherzend vorwarf, es zu versuchen. Auch mit Benjamin Constant stand im Lauf jenes Sommers von 1814 eine neue Erfahrung bevor. Jahre lang hatte er Madame Récamier im vertraulichen Kreis von Coppet und in Paris gesehen, ohne aus seiner Gleichgültigkeit herauszutreten. Eines Tags nun ließ sie ihn in Paris zu sich bitten, um seiner Feder die Interessen von Murat, dem sie manchen Dienst zu danken hatte, zu empfehlen. Von dieser Zusammenkunft behielt er einen Eindruck, der sich bald zu toller Leidenschaft steigerte. Zwischen der Koketterie der schönen Frau und der doch immer wiederkehrenden Einsicht von der Hoffnungslosigkeit seiner Neigung gerieth er in einen solchen Zustand, daß Frau von Staël, die den Anlaß nicht kannte, aber doch so ziemlich durchschaute, ihm einmal ruhig bemerkte, er werde gut thun, sich auf einige Zeit zu entfernen. „Sie verletzen alle Welt, indem Sie weder zuhören noch antworten", bemerkte sie, „wenn Sie so fortfahren, bleibt Ihnen nicht ein Freund. Ich bin schon nicht mehr um Sie besorgt. Ihre Frau wird sich von Ihnen lossagen, und wenn das, was Sie in einen solchen Zustand versetzt, eine heftige Neigung ist, so wird der Gegenstand derselben sie nie erwidern."

„Es war viel Wahres in dieser Rede", fügt Benjamin Constant, der sie berichtet, hinzu. „Ich leugnete und fühlte es zugleich" [1]). Die Sache hatte ihre ernste Seite, denn im Salon von Madame Récamier war man ausgesprochen royalistisch. Dort verkehrte der Kammerpräsident Lainé, der den Muth ge-

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 10 Mars 1887, 772 u. ff. Lettres à Madame Récamier, 116, Févr. 1815.

habt hatte, im Namen der Legislative die Gewährung der konstitutionellen Rechte von Napoleon zu verlangen und dafür in Bordeaux vom Herzog von Angoulême an die Spitze der königlichen Verwaltung gestellt worden war. Die royalistische Rechte vertraten die beiden Montmorency, die Monarchie nach der Charte Chateaubriand, der durch die Vermittlung von Madame de Duras den schwedischen Gesandtschaftsposten erhalten hatte, es jedoch vorzog, den weiteren Verlauf der Dinge in Paris abzuwarten. Unter diesen Einflüssen wurde Benjamin Constant, der noch im Januar 1814 den Himmel gebeten hatte, ihn »d'un petit crétin d'Angoulême« zu verschonen, mehr und mehr königstreu, nannte die Regierung „mild und von den besten Absichten durchdrungen", und verzeichnete mit Genugthuung im „Journal intime", daß des Königs Günstling, Blacas, ihm geneigt scheine. So vertrauensvoll konnte Frau von Staël nicht in die Zukunft blicken. Sie schrieb zwar aus Coppet an Madame Récamier: „Man hat mich mit Blumen, Geschenken und Versen empfangen, aber meine Seele ist nicht ländlich genug gestimmt, um Ihren kleinen Salon zu verschmerzen", sich selbst aber mußte sie bekennen, daß es in jeder Beziehung besser war, den Aufregungen der Hauptstadt fern zu bleiben.

Während des Sommers erhielt sie den Besuch von Sir Humphrey und Lady Davy und Sir James Mackintosh. Auch Karoline von Humboldt benützte den Aufenthalt in der Schweiz zu einem Besuch in Coppet[1]). In Genf, schrieb Bonstetten seiner Freundin Brun, fühle man wohl, daß Frau von Staël mit Lorbeern bekränzt zurückgekehrt sei. Sonst verlief der Sommer still, und früher, als es beabsichtigt war, riefen sie dringende Gründe im Herbst von 1814 vorerst nach Clichy bei Paris, wo sie ein Landhaus miethete, zurück. Es handelte sich um die Zukunft ihrer Tochter Albertine, um deren Hand sich ein Freier bewarb,

[1]) R. Haym, Briefe von und an W. v. Humboldt. An Welcker, August, 1814.

der durch seine Stellung wie durch seine Persönlichkeit alle Wünsche von Frau von Staël erfüllte. Es war der damals neunundzwanzigjährige Herzog von Broglie, dessen Eltern sie von Jugend auf gekannt hatte. Der Vater, ein Konstitutioneller von 1789, war guillotinirt worden, an der Rettung seiner Mutter aus den Gefängnissen des Schreckens war Frau von Staël betheiligt gewesen; der junge Mann hatte dem Kaiserreich gedient. Die Restauration berief ihn als den ältesten seines Hauses in die Pairskammer. Ernste Studien und die früh gesammelten Erfahrungen in der Napoleonischen Verwaltung hatten ihn auf das öffentliche Leben vorbereitet. Mit dem Selbstgefühl der doktrinären Partei, unter deren Führer er bald zählen sollte, sagt er von sich selbst: »Mes sentiments étaient sains, mes intentions droites, mes opinions sensées.« Die letzteren bestanden darin, daß er die Revolution als unvermeidlich und im Ganzen heilsam, das alte Régime als für alle Zeiten abgethan, die Verfassung der Vereinigten Staaten als das Ideal der Zukunft und die englischen Zustände als jenes der Gegenwart betrachtete[1]). Seine Mutter hatte in zweiter Ehe den Marquis d'Argenson geheirathet, einen republikanischen Schwärmer, der es verweigerte, unter Ludwig XVIII. zu dienen. Die Freunde des jungen Mannes waren alle im liberalen Lager; zu ihnen gehörte August von Staël, a matter of fact man, wie er ihn nennt, dessen stolze, großmüthige Natur ihn fesselte. Er wurde bald der tägliche Gast im Haus von Frau von Staël, und faßte eine tiefe, dauernde Neigung für ihre Tochter.

Diese war schön, ernst, fromm, und galt Fernstehenden als etwas streng. Wer sie kannte, dachte das nicht; sie hatte viel vom Geist ihrer Mutter geerbt, schrieb vortrefflich, ohne selbst etwas zu veröffentlichen, und verdiente das bewundernde Lob, das unter Andern Guizot ihr gespendet hat. Der Herzog von Broglie pflegte sich nachlässig zu kleiden und einen verknitterten

---

[1]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 262.

Hut tief in die Stirn zu drücken, war zerstreut, scheu, und stellte, wie er es selbst bekennt, die Geduld seiner liebenswürdigen, geselligen, immer für die Andern bedachten, aber von Natur aus durchaus nicht geduldigen Schwiegermutter mehr als einmal auf die Probe. Den Entwurf zu seiner ersten Rede strich sie mit dem Bemerken durch, sie verstehe nicht, was er sagen wolle, und in Paris erzählte man sich, wie er einst als Bräutigam, durch einen Zufall belauscht, seiner Braut statt der Dinge, die man vermuthete, eine Abhandlung über die Salzsteuer ins Ohr geflüstert habe. Frau von Staël aber irrte sich doch nicht, als sie das Glück ihres Kindes in seine Hände legte. Nach zweiundzwanzig Jahren bestand es ungetrübt. Dann starb die Herzogin von Broglie. Ihr Mann hat nie den Schleier gelüftet, der die Geschichte seines häuslichen Glückes uneingeweihten Augen barg. Aber als es zu Ende und er Wittwer war, schrieb er dem alten Freunde seines Hauses A. W. Schlegel: „Sie beklagen mich, und Sie haben Recht. Niemand ist mehr zu beklagen. . . . Was von meinem Leben bleibt, ist entfärbt und feierlich. Ich hoffe, der Augenblick wird bald kommen, wo ich der Welt entsagen, mich von allen Geschäften zurückziehen kann. Dann werden wir Ruhe und Zeit finden, dem Andenken vergangener Tage zu leben" [1]).

Solche Wünsche sind oft ausgesprochen, selten durchgeführt worden. Der Herzog von Broglie starb hochbetagt 1870, aber seine öffentliche Laufbahn schloß thatsächlich mit dem Tode seiner Frau.

Reich war er nicht mehr, und als er im Herbst 1814 den Entschluß aussprach, der Gatte von Albertine von Staël zu werden, verwarf die Familie Broglie einen solchen Gedanken wie eine Mesalliance. Nur die Mutter des jungen Mannes stand ihm

---

[1]) A. W. Schlegel, Briefwechsel. Im Besitz der Bibliothek Dresden. Herzog von Broglie an A. W. Schlegel, Paris, 31. Dezember 1838 und 9. Januar 1841.

zur Seite und war nicht der Meinung, „als ob es sich bei dieser Verbindung um Montagues und Capulets handle". »Bénissez ce mariage au nom de mon père, par qui il se fait«, schrieb Frau von Staël an Meister. Der König hatte sich bereit erklärt, die von Necker dem Staatsschatz überlassenen zwei Millionen in die Schuldsumme mit einzubegreifen, die das Land für die königliche Familie zu zahlen übernahm[1]). Die Erledigung der ganzen Sache stand somit bevor; der Bräutigam benützte die ersten Monate von 1815 zum eifrigen Studium der Finanzen, der ökonomischen und administrativen Fächer; in seinen Aufzeichnungen gedenkt er dankbar der Stunden, die er in Gesellschaft von Mackintosh und Canning, von Wellington, der bis Mitte Februar als englischer Botschafter in Paris anwesend war, von Lord Harrowby, der Gebrüder Humboldt und A. W. Schlegel's bei Frau von Staël verbrachte. Als er Benjamin Constant in ihrem Kreis kennen lernte, sprach dieser von der Legitimität in einer Weise, die dem jungen Pair sehr übertrieben erschien. Das Verdienst aber erkannte er ihm zu, daß seine Schriften den Massen die Grundbegriffe der konstitutionellen Regierungskunst verständlich und geläufig machten, und auch den Klügsten und Erfahrensten auf diesem Gebiet Neues und Wissenswerthes boten. Der Herzog von Broglie bekennt sich als Schüler dieses Meisters, wenn er auch hie und da erinnert, daß er es gewesen sei, der Anregung und Stoff zu manchen Brochuren von Benjamin Constant, unter andern zu jener über die Ministerverantwortlichkeit, „keine seiner besten" gegeben habe. Mit dem großen Publizisten war noch eine andere Transformation vorgegangen. Unter dem Einfluß der nach Paris zurückgekehrten Frau von Krüdener wurde er Mystiker. Er harrte Nächte lang unter Thränen und auf den Knieen oder am Boden liegend, im Gebet aus, und glaubte sich in einem Zustand religiöser Extase, während er in Wirklichkeit die Zu-

[1]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 290.

neigung von Madame Récamier erflehte. Das Journal intime hat seitdem dieses Alles und noch viel mehr bestätigt, was der Herzog von Broglie mit einem Gemisch von Staunen und Mitleid erzählt, denn als der Himmel taub für solche Bitten blieb, versuchte Benjamin es mit Beschwörungskünsten, und gewährte dem jungen Broglie einen solchen Einblick in seine zerrissene Seele, daß diesem jede etwa vorhandene Lust, darüber zu spaßen, gründlich verging[1]).

Inzwischen nahmen die öffentlichen Angelegenheiten mehr und mehr eine verhängnißvolle Wendung, obwohl der Finanzminister, Baron Louis, sein Ressort mit seltener Gewandtheit und unerwartetem Erfolg verwaltete. Allein sein Kollege, der Minister Ferrand, erregte in der Frage der Indemnitäten für die Emigrirten die politischen Leidenschaften auf das Höchste, indem er den König als diesem Theil seiner Unterthanen ganz besonders verpflichtet darstellte. „Mit der Rede von Ferrand in der Hand bin ich zurückgekehrt", sagte später Napoleon, um zu erklären, wie er 1815 das Volk für sich gewonnen habe[2]). Am unzufriedensten war die Armee, die sich durch eine ganze Reihe von Verordnungen verletzt fühlte, und die es wie Spott empfand, unter den Herzögen von Angoulême und von Berry in Scheingefechten paradiren zu müssen, während ihre berühmtesten Führer bei Hof verletzend behandelt und durch Nullitäten der legitimistischen Aristokratie verdrängt wurden. Ungerecht war es dagegen, die Monarchie für die großen materiellen Verluste der langen Kriegsjahre und den Umschwung der Dinge verantwortlich zu machen, wodurch so viele im Ausland verwendet gewesene Franzosen nun plötzlich brodlos wurden. Aber die Unzufriedenheit wurde dadurch gesteigert, und zunächst waren es zwei Blätter, ein ernstes, le Censeur, und ein Witzblatt, Le Nain jaune, welche die moralische Reaktion gegen die

[1]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 283—289.
[2]) Lavalette, Mémoires, II, 119.

erste Restauration einleiteten. Der Konventionelle Carnot, einer der ersten, die sich 1814 für die Nothwendigkeit der Restauration ausgesprochen hatten, versuchte jetzt zu beweisen, daß den Royalisten, und nicht den Jakobinern, die Schuld für das Ende Ludwig's XVI. zufalle, und warnte die Monarchie vor ihren Freunden. Chateaubriand blieb in seiner Antwort verhältnißmäßig gemessen und ließ einige Entschuldigungen für „die Königsmörder" gelten. Er empfahl die Aufrechterhaltung der Charte als Friedensvertrag zwischen den Parteien.

Enttäuscht und gereizt gingen die Kammern am 30. Dezember 1814 auseinander. Der Versuch, die Armee durch die Ernennung des Marschalls Soult zum Kriegsminister zu versöhnen, mißlang gänzlich; Bonapartisten und Revolutionäre verbündeten sich im Geheimen gegen die verhaßte Regierung. Der einzige lichte Punkt für diese war die Diplomatie von Talleyrand auf dem Kongreß. Die Koalitionsmächte hatten Frankreich, dessen Verhältnisse der Pariser Friede kurz zuvor geregelt hatte, in Wien auf die Zuschauerrolle verwiesen. Aber schon am 3. Januar 1815 schloß der Bevollmächtigte Ludwig's XVIII. das geheime Bündniß mit England, Oesterreich, den Niederlanden und drei kleinen deutschen Staaten, wodurch die Existenz des Königreichs Sachsen gerettet und der Czar zu gleicher Zeit zur Abtretung polnischer Gebiete an Oesterreich und Preußen gezwungen wurde. Dadurch war nicht nur der Einfluß von Frankreich, das bis zu Kriegsdrohungen schritt, in Europa wider zur Geltung gebracht; es wurde gleichzeitig die persönliche Rechnung Ludwig's XVIII. mit dem Czaren Alexander beglichen, dessen Grundsätze auf politischem Gebiet der französische König mit jenen von Bonaparte in eine Reihe stellte [1]).

Talleyrand verdankte seinen Sieg der Aufstellung eines

---

[1]) Talleyrand et Louis XVIII, Correspondance inédite, publiée par Pallain, 85, 186, 207 u. ff.

Begriffs, der zwar im Wortgebrauch längst vor ihm existirte, aber staatsrechtlich und politisch erst durch ihn und auf dem Wiener Kongreß zur Anwendung kam. Es war der Begriff der Legitimität, der seitdem so viele Deutungen erfahren hat[1]). Hier kommt nur die Auslegung ihres Erfinders, Talleyrand, in Betracht. Er bezeichnete sie als die Wiederherstellung einer moralischen Politik, als eine allgemeine Restauration der Dynastien, im Gegensatz zur Herrschaft der Gewalt, zur Revolution, und zu den von ihr geschaffenen Staatenbildungen und Dynastien, und zwar im Interesse der Völker selbst und der Civilisation, die stabiler Einrichtungen bedürfe[2]). „Was thut hier das öffentliche Recht?“ fragte Wilhelm von Humboldt, der die Ansprüche Preußens auf Sachsen vertrat. „Es thut, daß Sie hier sind“, entgegnete Talleyrand, und trat entscheidend für den Fortbestand von Sachsen ein. Er war nicht plötzlich der Ritter einer idealen Weltanschauung geworden. An eine konsequente Durchführung derselben dachten weder er noch Ludwig XVIII., noch Metternich, der das Legitimitätsprinzip adoptirte. Denn nicht nur blieben Bernadotte in Schweden und Oesterreich in Venetien. Das alte Polen blieb getheilt[3]), und an eine Aufhebung der Säkularisationen und Mediatisirungen dachte man nicht. Aber dieses Prinzip, welches Sachsen rettete, verhinderte eben dadurch Preußens Uebergewicht in Deutschland, und sollte, gegen Murat angewendet, die Bourbons auf den Thron von Neapel zurückbringen[4]). Die Unterhandlungen darüber waren in Gang. Gentz erhielt am 27. Dezember von Talleyrand 24,000 fl., um so, wie er es auch wirklich und mit Metternich's Zustimmung that, von der Uneigennützigkeit von

---

[1]) J. Held, Legitimität und Legitimitätsprinzip, Würzburg, 1859. F. Brockhaus, Das Legitimitätsprinzip, 1–44.

[2]) Talleyrand et Louis XVIII, Correspondance inédite, Rapport fait au Roi pendant son voyage de Gand à Paris, Juin 1815, bes. S. 446–448.

[3]) Ebendaselbst, 311, Note.

[4]) Ebendaselbst, 265, 267, 281.

Frankreich und vom Bestand seiner Institutionen unter Ludwig XVIII. zu reden[1]).

Da plötzlich veränderte sich die Scene und am 5. März erfuhr die Regierung, daß Bonaparte bei Cannes gelandet sei. Am andern Tag erst vernahm es Paris.

Frau von Staël hatte die Wintermonate in einer durch die Umstände gebotenen Zurückhaltung verlebt. Nur vorübergehend ist einige Male in den Briefen von Jaucourt an Talleyrand ihr Name mit der Beifügung genannt, sie werde, wie immer, als hohe Priesterin der Freiheit und des Friedens betrachtet und sei von Clichy nach Paris zurückgekehrt, »pour faire rage constitutionelle«[2]). Sie selbst schrieb am 28. Februar an Meister: »La France me parait tranquille, grâce à la sagesse du roi. Mais il n'y a de fondé que la reconnaissance qu'il inspire. Les vieux préjugés sont comme Inès de Castro, couronnée après sa mort.« Wie sie wirklich über die Situation dachte, zeigte sich erst, als sie die Rückkehr aus Elba vernahm. „Sie sah augenblicklich, was das bedeutete", schreibt der Herzog von Broglie. „Die Armee in voller Empörung, das Land ergeben, der Royalismus in Zersetzung, der Kaiser in den Tuilerien. Sie hörte mit dem vollständigsten Unglauben, zuweilen wie mit einem Anflug von zurückgehaltenem Mitleid auf den Wortschwall von Versprechungen und Drohungen, von Invektiven und Verwünschungen, der rings um sie losbrach, sie rieth Jedem, aus Selbstachtung seine Pflicht zu erfüllen, der Ehre und der Fahne wegen, ohne irgend Jemanden zu veranlassen, daß er sich kompromittire, mit einer ausharrenden Liebe für Frankreich, quand même, aber ohne das geringste Vertrauen in das Frankreich der Gegenwart.

---

[1]) Fournier, Zur Geschichte der Befreiungskriege, Allg. Ztg., Beilage, 7. Januar 1887. Gentz, Denkschrift vom 12. Februar 1815, abgedruckt bei Metternich, Memoiren, II, 473 u. ff.

[2]) Talleyrand et Louis XVIII, Correspondance inédite, 162—163, Noten.

Ebenso rasch waren ihre Pläne festgestellt. . . . Das Versprechen des Königs[1]) fiel mit ihm. Die Bonapartisten riethen im Vorgefühl wiederkehrender Macht, Frau von Staël möge bleiben und sich für den Kaiser aussprechen. Besonders ist mir erinnerlich, daß Herr von Lavalette, der in demselben Haus mit ihr wohnte, immer dringender wurde, je näher der Augenblick der Krisis kam. Auch der Prinz von Beauvau, Gouverneur des Königs von Rom, versprach, was man wollte. Frau von Staël nahm diese Insinuationen mit der Verachtung auf, die ihnen gebührte, packte ihre Koffer, forderte mich auf zu bleiben, solange ich hoffen könne etwas gegen den kaiserlichen Despotismus zu vermögen, und gab mir, sobald das nicht mehr der Fall sein werde, Rendez-vous in Coppet" [2]).

Die Denkwürdigkeiten von Lavalette ergänzen das Vorhergehende. „Was vermag ich hier?" sagte sie ihm, „ich hätte zu viel zu leiden. Als ich die Prinzen in England sah, hörten sie auf die Stimme der Wahrheit. Ich malte ihnen den Zustand von Frankreich, was es begehrte, was ihm so leicht gewährt werden konnte. Ich glaubte, sie überzeugt zu haben, und hier, sollten Sie es glauben, habe ich sie während elf Monaten kein einziges Mal gesehen. Ich sah sie dem Abgrund zueilen, und meine Stimme wurde nicht gehört. Ich liebe und beklage sie, denn sie allein können die Freiheit geben, und sie sind ehrliche Leute. Ich glaube wohl, daß Bonaparte es jetzt nicht mehr wagen würde, mich zu verfolgen. Aber unter seinen Augen leben müssen, niemals!" Dann ihm scharf in die Augen blickend: „Ich will Ihre Geheimnisse nicht wissen, aber ich zähle auf Sie, um den Verfolgungen zu entgehen, die vielleicht vor seiner Ankunft beginnen werden, denn Alles ist wohl vorbereitet. Zählen auch Sie auf mich. Sollte ich hören, daß etwas gegen

---

[1]) In Bezug auf die Zurückerstattung von Necker's deponirten zwei Millionen.

[2]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 290—291. Zu vergl. Bonstetten, Briefe an F. Brun, II, 81, 23. März 1815.

Sie geplant wird, so stehen Ihnen meine Thüren offen. Durch meinen Garten können Sie fliehen"[1]. »C'en est fait de la liberté, si Bonaparte triomphe, et de l'indépendance nationale, s'il est battu«, so gab sie später in den Considérations ihre damaligen Worte wieder[2]. In dieser Anschauungsweise ließ sich Frau von Staël weder durch die vorgeblichen und wirklichen Illusionen der Royalisten über ihre Widerstandsfähigkeit gegen Bonaparte, noch durch die Insulten, welche diesem zugeschleudert wurden, beirren. Sie empfing noch einmal achthundert Personen des Hofs und der Stadt in dem von ihr gemietheten Hôtel de Lamoignon. Villemain gedenkt ihres Erscheinens im Salon von Madame de Rumford, der Wittwe von Lavoisier, wo die junge Generation, zu welcher er selbst gehörte, ihren Worten so oft mit begeistertem Staunen gelauscht hatte, und wo sie jetzt ernst und schweigsam und wie darein ergeben erschien, daß der Sturm, der das Glück ihrer Tochter auf unbestimmte Zeit vertagte, auch ihr Schicksal vollenden sollte. Sie drückte lang die Hand des ebenfalls anwesenden La Fayette. „Bleiben Sie, um die Rechte von 1789 zu vertreten", sagte sie ihm. Am Tag vorher war er mit der weißen Kokarde bei dem König gewesen. Auch sie, die nach Sismondi's Worten „durch die Impertinenzen der royalistischen Partei in ihren Grundsätzen hätte bestärkt werden können"[3], kam jetzt von ihrer ersten Aufwartung in den Tuilerien und war noch unter dem Eindruck der ruhigen Ergebung des Königs. „Bleiben Sie", läßt Villemain die Verfasserin der Dix années d'exil zu Madame de Rumford sagen: „Ihr Haus wird, wie es das meine gewesen ist, eine Zufluchtstätte für die Verwundeten aus allen Lagern werden"[4].

---

[1]) Lavalette, Mémoires, II, 147—148, Noten.

[2]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres, XIV, 129.

[3]) Sismondi, Lettres pendant les Cent Jours. Revue historique, 1878, 128—129.

[4]) Villemain, Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature, II, 23—29.

Noch in derselben Nacht verließ sie Paris, während Napoleon in Lyon Regierungshandlungen vornahm, und in der Hauptstadt, als letztes Auskunftsmittel, ein Appel der Monarchie an die Konstitutionellen, an La Fayette und seine Freunde versucht wurde [1]).

Allein, wie Frau von Staël es richtig vorausgesehen hatte, auch dafür war die Zeit vorüber. Am 20. März, als Napoleon in Paris einzog, war sie bereits in Coppet. Vom 19. März, an welchem Tag Ludwig XVIII., von dem größten Theil der bewaffneten Macht verlassen und durch vornehme Apathie gegen jede Würdelosigkeit geschützt [2]), die Hauptstadt verließ, datirte Benjamin Constant einen Artikel in den Débats, der ihm, so hoffte er, von Madame Récamier nicht vergessen werden sollte. In demselben wurde Napoleon als Gengis-Khan und Attila bezeichnet. Er schloß mit den Worten: „Ich habe die Freiheit unter allen Bedingungen gewollt und erkannt, daß sie unter der Monarchie möglich sei. Ich sehe den König sich der Nation anschließen. So will ich denn nicht, wie ein elender Ueberläufer, mich von einer Macht zur andern schleppen, die Schande mit dem Sophismus verhüllen und entweihte Worte stammeln, um ein elendes Dasein zu fristen." Wie von einer Ahnung erfaßt, hatte Frau von Staël unterwegs und mit Bezug auf einen ähnlichen Artikel desselben Verfassers im Journal de Paris vom 11. März an Madame Récamier geschrieben, sie möge ihr einen letzten Dienst erweisen und dafür sorgen, daß Benjamin abreise [3]). Sie dachte zunächst an den Zorn des Kaisers, vor welchem der kühne Publizist auch wirklich vorläufig nach Nantes floh. „Mit Marmont, Chateaubriand und Lainé bin ich ohne Zweifel einer der kompromittirtesten Menschen in Frankreich",

---

[1]) La Fayette, Mémoires, V, 372—373. Viel-Castel, Histoire de la Restauration, II, 324 u. ff., 356.

[2]) Vitrolles, Mémoires, II, 348—359.

[3]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 283, 12 Mars (en route, 6hres du matin).

schrieb er an Madame Récamier. Als er jedoch in Nantes eintraf, fand er, daß der Präfekt, Prospère de Barante, geflohen war, und die Stadt sich für Napoleon erklärt hatte. So kehrte er denn nach der Hauptstadt zurück und wurde, statt von Gensdarmen, wenige Tage später vom General Sebastiani, Gérando und einigen andern Bonapartisten aufgesucht, die ihn aufforderten, sich dem Kaiser anzuschließen, der entschlossen sei, nunmehr Frankreich eine freie und repräsentative Verfassung zu geben.

Sie sagten nicht zu viel. Mit einem Anflug von Rührung war Napoleon die Treppe des Tuilerienschlosses hinaufgegangen, allein über die veränderten Bedingungen seiner Lage täuschte ihn keine Regung momentanen Gefühls. „Mein Lieber“, sagte er zu Mollien, „die Zeit der Lobsprüche ist vorüber. Sie haben mich kommen lassen, wie sie die Andern gehen ließen“ [1]). Er verbarg die innere Enttäuschung unter scheinbarer Ruhe, hörte gelassen Reden an, die ihn sonst außer Rand und Band gebracht hätten, und äußerte seiner Umgebung die Gesinnung eines Mannes, den die Nothwendigkeit überzeugt habe. Der Versuch, Talleyrand zurückzugewinnen, gelang nicht. Dieser verpflichtete im Gegentheil die Mächte noch einmal zum Kampf gegen Bonaparte, und rühmte dem König, in seiner letzten Depesche aus Wien die Treue Alexander's. Dann ging er, statt zu Ludwig XVIII., vorläufig nach Karlsbad. Napoleon aber griff in Paris auf eine Idee zurück, die Talleyrand im Frühjahr 1813, als die Geschicke des Kaiserreichs noch zweifelhaft waren, ausgesprochen hatte. „Jetzt“, sagte er damals zu Schwarzenberg, „ist der Augenblick gekommen, wo der Kaiser der Franzosen König von Frankreich werden muß“ [2]). Bereits in Fontainebleau hatte sich Napoleon dahin geäußert, daß nicht die Koalition, sondern die liberalen Ideen ihn gestürzt hätten und deswegen,

[1]) Mollien, Mémoires d'un ministre du trésor, IV, 187.

[2]) A. Fournier, Zur Geschichte der Befreiungskriege, Allg. Ztg., Beilage, 5. Januar 1887.

weil sich die Völker gegen ihn erhoben, keine Rettung geblieben sei [1]). So ließ er denn jetzt die demokratisch-liberale Strömung über sich ergehen, die ihn von Cannes nach Paris getragen hatte, sprach in ihrem Sinn und sorgte nur dafür, die Oligarchie von Jakobinern, die sich zur Macht herandrängte, fern zu halten.

Am 20. April verkündeten hundert Kanonenschüsse, daß mit Ausnahme von Korsika, die kaiserliche Trikolore wieder in ganz Frankreich wehte. Die Stützen des liberalen Kaiserreichs aber waren außerhalb seiner offiziellen Welt, in welcher Carnot, als Minister des Innern, die neue Politik, und Fouché, als Polizeiminister, die revolutionäre Tradition und die Kunst der Selbsterhaltung vertraten, noch immer nicht gefunden. Und schon starrte ganz Europa in Waffen gegen Denjenigen, den Talleyrand jetzt kurzweg „den Mann von Elba" nannte, und außer Acht der Civilisation erklären ließ. Es blieb Frankreich allein zur Rettung Napoleon's, und die Presse, die er frei gegeben hatte, die Adressen und Manifestationen der großen Körperschaften des Staates ließen keinen Zweifel darüber bestehen, daß eine neue Aera des Despotismus unmöglich sei.

In unmittelbarer Nähe des Kaisers bot sich, zur Annäherung an die liberale Partei, ein einziger Vertrauensmann, und das war sein Bruder Joseph. Er scheiterte bei La Fayette, der die Pairie ausschlug, weil er, „um in das öffentliche Leben zurückzukehren, auf die Wahl des Volkes wartete." Doch versprach er, die fremde Invasion an der Seite der Regierung zu bekämpfen [2]). Erfolgreicher war der Versuch mit Benjamin Constant. Sebastiani hatte ihm seine persönliche Sicherheit verbürgt. Fouché beruhigte ihn auf seine Weise, sah ihn viel, und die Versprechungen in Bezug auf ein liberales Régime wurden durch die Aussicht auf seine Berufung in den Staatsrath verlockender gemacht. Er begann, sich im Journal de

[1]) La Fayette, Mémoires, V, 398.

[2]) Ebendaselbst, V, 418—419.

Paris optimistisch über die Lage zu äußern, verlangte aber zugleich für alle Fälle seine Pässe[1]).

Unterdessen hatte Napoleon sich nach Frau von Staël erkundigt und gegen Joseph Bonaparte sein Bedauern ausgesprochen, daß sie die Hauptstadt verlassen habe. Man bedürfe ihrer in Paris, der konstitutionellen Ideen wegen, ließ er ihr sagen. Sie antwortete ablehnend, der Kaiser habe zwölf Jahre lang weder einer Verfassung noch ihrer selbst bedurft, und verspüre auch jetzt für die eine wie für die andere keine Neigung[2]).

In einem Brief an Madame Récamier aber, die in Paris zurückgeblieben war und sowohl mit Joseph als mit Hortense, der nunmehrigen Herzogin von Saint-Leu, in Verbindung stand, stellte Frau von Staël das Ersuchen, es möchten die Versprechungen der vorigen Regierung in Bezug auf Rückzahlung von Necker's Schuld aufrecht erhalten werden. Das sei ein bloßer Akt der Gerechtigkeit, der nicht gegen des Kaisers Anschauungen verstoße. Ihr eigenes Vermögen habe so sehr durch die lange Verbannung gelitten, daß sie nicht im Stande sei, mit diesem allein für ihre Tochter zu sorgen. Durch seinen Bruder Joseph habe ihr der Kaiser übrigens sein Wohlwollen und seine Anerkennung für ihre Haltung während seines Unglücks aussprechen lassen[3]). Sie fügte nicht hinzu, daß sie der Dame, welche sich dieses Auftrags entledigte, auf deren Bemerken, der Kaiser wisse, wie edel Frau von Staël gegen ihn gehandelt habe, erwidert hatte: „Ich hoffe, er weiß auch, wie sehr ich ihn verabscheue."

Indessen verfaßte Benjamin Constant zu Paris eine Denkschrift über den Frieden, deren Tendenz der kaiserlichen Regierung

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Mars 1887, 934—935.

[2]) Madame Necker de Saussure, Notice, Conversation, opinions politiques, etc. Bonstetten, Briefe an Fr. Brun, II, 81.

[3]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 31 Mars 1815. Madame de Staël à Meister, Coppet, 25 Avril 1815. Ungedruckte Briefe im Besitz des Herrn Dr. Th. Reinhart.

zu Gute kommen mußte, und notirt in sein Tagebuch, daß Frau von Staël sowohl als La Fayette ihm warnende Briefe schrieben. »Ils ont raison, imprimons et partons«, bemerkt er dazu. Da kam, durch Vermittlung von Fouché, der für den Erfolg bei Napoleon einstand[1]), die Aufforderung zu einer Besprechung mit dem Kaiser. Das Gespräch währte lang. Napoleon legte den Nachdruck darauf, daß er seine Rückkehr nicht der Armee verdanke. Er sei nicht nur der Kaiser der Soldaten, sondern auch jener der Plebejer. »La fibre populaire répond à la mienne .... mais je ne veux pas être le roi d'une jacquerie!« Wenn das Volk wirklich die Freiheit wolle, so solle es sie haben, er hasse sie nicht; die Ruhe des konstitutionellen Königthums werde ihm willkommen sein, nachdem das Volk ihn im bevorstehenden, unvermeidlichen Kampf unterstützt haben werde.

Noch frei, aber bereits schwankend, verließ ihn Benjamin Constant.

Wenige Tage später wurde er Staatsrath, sah den Kaiser wieder, fand ihn, »d'une sagacité infinie«, und redigirte zwar nicht alle, aber doch die wichtigsten Bestimmungen der neuen, als Acte additionnel bekannten Verfassung, die in Paris le Benjamisme genannt wurde[2]). Sie enthielt Artikel, die nicht nur in den Augen von La Fayette, sondern auch in jenen von Chateaubriand freisinniger als die Charte waren. Allein sie zählte auch deren solche, die den despotischen Willen, der sie gab, verriethen. Sie verhängte Konfiskationen und schloß die Zurückberufung des Hauses Bourbon für alle Zeiten von den Rechten aus, die der Nation zustanden. Am wärmsten traten zwei politische Schriftsteller für sie ein. Der eine war Sismondi, welchen seine Antipathie gegen das Haus Bourbon jeder Möglichkeit, ohne dasselbe durchzukommen, günstig stimmte, und der

---

[1]) A. Strodtmann, Dichterprofile und Charakterköpfe, II, 33.

[2]) Benjamin Constant, Mémoires sur les Cent Jours, 2me partie, 20—30, 66 u. ff. Bardoux, Montlosier, 176 u. ff.

in Folge dessen nach einer Unterredung mit Napoleon, im Moniteur für den Acte additionnel eintrat[1]). Der andere war Benjamin Constant, der in einer vierhundert Seiten langen Schrift, »Principes politiques« genannt, sein Werk vertheidigte. Vor sich selbst suchte er es dadurch zu rechtfertigen, daß er sich wiederholte, er habe Alles gethan um die Restauration vor ihren eigenen Fehlern zu bewahren; nach ihrem Sturz sei nur die Pflicht geblieben, das Bestehende zu retten und Frankreich gegen die Invasion zu schützen. Damals und später jedoch suchte er nach Zeugnissen, die zu Gunsten dieser Ansicht aufgeboten werden konnten. Die Denkschrift über die hundert Tage nennt in dieser Absicht die drei Namen von Lanjuinais, de la Bourdonnaye und Chateaubriand als solche, die in ganz verschiedenen Bahnen den freiheitlichen Zugeständnissen des Acte additionnel gerecht geworden seien[2]).

Die Meinung von Frau von Staël darüber hatte um so größeren Werth, als sie im engsten Zusammenhang mit jener der liberalen Genfer Schule stand, aus deren Reihen Sismondi gewonnen worden war. Benjamin Constant war nicht der einzige, der ein Interesse daran hatte, Frau von Staël als zum Kaiserreich bekehrt darzustellen. Viele Jahre später erschienen die Mémoiren von Joseph Bonaparte, und in denselben das Bruchstück eines Briefs von Frau von Staël, den ihr Sohn mit nach Paris brachte, als er, ihrer Angelegenheiten wegen, im Mai 1815 dahin zurückkehrte. Dieses Bruchstück sagte in Bezug auf den Acte additionnel: »C'est aujourd'hui tout ce qu'il faut à la France, rien que ce qu'il faut, pas plus qu'il ne faut. Ce qui si passe en France depuis votre départ de Prangins dépasse tout ce que l'histoire nous raconte de plus merveilleux. Je

---

[1]) Sismonde de Sismondi, Examen de la Constitution française. Villari, Une conversation de Napoléon I et de Sismondi. Revue historique, Janvier—Mars, 1876.

[2]) Benjamin Constant, Mémoires sur les Cent Jours, 2me partie, 68—69.

vous recommande mon fils. Faites qu'il voie l'Empereur«[1]). Joseph Bonaparte war im März aus der Schweiz zu seinem kaiserlichen Bruder geeilt. Es ist also möglich, daß diese Zeilen an ihn gerichtet waren. Allein während die anderen Briefe von Frau von Staël an Joseph in seinen Denkwürdigkeiten abgedruckt sind, ist von diesem nicht weiter die Rede, und das mitgetheilte Bruchstück sagt nichts anderes, als daß der Inhalt der Verfassung ihren Wünschen entsprach. Ihr Sohn wurde von Benjamin Constant in die Tuilerien geleitet und sehr freundlich vom Kaiser empfangen. »Le Benjamisme a Auguste de Staël et Sismondi pour lui«, schrieb damals Montlosier. Allein dabei blieb es und zur Regelung von Privatangelegenheiten fehlte die Zeit. Später, als Baron Staël nach dem Tod seiner Mutter vernahm, daß eine deutsche Zeitung Anekdoten über das Verhalten derselben während der hundert Tage gebracht hatte, schrieb er an A. W. Schlegel mit der Bitte, „die Absurdität" zu widerrufen, da gerade er am besten wisse, wie die Dinge sich zugetragen hatten[2]). Auch August von Staël war bereits hinübergegangen, als Thiers seinerseits wiederholte, Frau von Staël habe während der hundert Tage ihren Sinn in Bezug auf Napoleon geändert. Er berief sich dabei, neben den Mémoiren von Joseph, auf die Mittheilungen des amerikanischen Diplomaten und späteren Staatssekretärs Crawford, der am 29. April 1815 an Lord Castlereagh schrieb, er habe verschiedene Briefe von Frau von Staël, in welchen sie vor den Jakobinern warne, erhalten. Der letzte derselben spreche von der wachsenden Macht Napoleon's und von der Wahrscheinlichkeit einer nationalen Erhebung zu seinen Gunsten, die einen Friedensschluß zwischen ihm und England wünschenswerth erscheinen lasse; er schließe ihn deshalb ein. Die Cor-

[1]) Du Casse, Mémoires du Roi Joseph, X, 228, 377. Gleichlautend bei Savary, Mémoires, VIII, 56.

[2]) Berliner privilegirte Zeitung No. 138, 18. Nov. 1819. Cousin d'Avallon, Staëlliana, 106.

respondenz von Lord Castlereagh enthält denn auch, als von Frau von Staël herrührend, einen solchen, vom 23. April datirten Brief. Er ist jedoch nicht unterzeichnet, und sein Inhalt setzt voraus, daß die Person, die ihn schrieb, zu jener Zeit in Paris, und nicht wie Frau von Staël, seit dem 16. März in Coppet war. Das hat Thiers übersehen. Allein Sainte-Beuve bemerkt ganz richtig, daß auch im Fall seiner Echtheit nichts in diesem Brief der Würde und Gesinnung von Frau von Staël widerspräche. Seit der ersten Restauration war sie in Bezug auf England in sofern etwas ernüchtert, als dieses weder in Frankreich noch in Spanien oder auf dem Wiener Kongreß für die Sache der Freiheit eingetreten war. Sie machte nicht die Nation, wohl aber eine Partei, die am Ruder befindlichen Tories, dafür verantwortlich. „Man täuscht das englische Volk", sagte sie zu Canning, „es weiß nicht, daß man seinen Namen dazu verwendet, um andere Völker der Freiheit, die es selbst besitzt, zu berauben, und die Intoleranz gegen seine Glaubensbrüder in Schutz zu nehmen. Wenn es das wüßte, würde es Diejenigen verleugnen, die seinen Namen mißbrauchen" [1]).

Inzwischen ist auch das Journal intime von Benjamin Constant zu Wort gekommen und läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß es seinem Verfasser nicht am Willen fehlte, Frau von Staël politisch zu kompromittiren, wenn er es konnte, denn er hegte eben damals ganz besondere Gründe der Bitterkeit gegen sie. Im Winter von 1815 nämlich hatte er in Paris ein Haus gekauft, um dadurch wählbar und Deputirter zu werden, und Frau von Staël hatte ihm zu diesem Zweck 80,000 Franken unter der Bedingung vorgestreckt, daß die Hälfte dieser Summe bei Verheirathung ihrer Tochter zurückgezahlt werden sollte. Sie mußte ihn im Frühjahr daran mahnen, und that es in mehreren,

---

[1]) Madame Necker de Saussure, Notice. Conversation, opinions politiques, etc. La Fayette, Mémoires, V, 387. Madame de Staël, Considérations, Oeuvres, XIV, 297, 325.

der Natur der Sache nach höchst peinlichen Briefen. Er war darüber so aufgebracht, daß er einmal in seinem Journal droht: »Lettre furieuse de Madame de Staël. Je l'attends et je l'écrase. J'ai ce qu'il faut pour celà!«[1]) Diese Drohung wurde nicht ausgeführt, eben deshalb, weil nichts vorlag, worauf sie zurückgreifen konnte. Im Gegentheil wird der Standpunkt von Frau von Staël durch die Bemerkungen viel klarer, die sie in Bezug auf die politische Lage in diesen Briefen an Benjamin Constant mit einfließen ließ. So schrieb sie am 10. April, seinen eigenen, berühmt gewordenen Satz anführend: „Ich will Ihnen nichts über die Politik sagen, ich vermag nicht, entheiligte Worte zu stammeln." Wenn es wahr ist, daß Sie an der Konstitution arbeiten, so rathe ich Ihnen, mehr an die Garantien als an die Erklärung der Rechte zu denken." Inzwischen war die Verfassung redigirt worden, und in Bezug darauf bemerkte sie: „Die Konstitution hat mich sehr befriedigt. Einige Einwendungen aber habe ich doch zu machen. Was sollen die Staatsräthe? Sind sie verantwortlich oder unverletzlich? Was bedeutet ihr Vorhandensein in der Konstitution? Was wird die Aufgabe der Pairs sein? Mit dem bloßen Wort hat man nicht Alles gesagt. Eine Kammer von Mititärs wäre keine Garantie für die Freiheit. Wird die Verwaltung in den Provinzen den Erwählten des Volkes anvertraut sein? Wie dem auch sei, man muß loben, was zu loben ist, und ich begreife, daß Sie sehr froh sind, dabei mitgewirkt zu haben. Allein, was Sie mir über Ihr Zufriedenheitsgefühl sagen, scheint mir nicht einzig und allein dem Gewissen zu entstammen. Das Aussprechen guter Grundsätze ist immer eine große Sache: die Grundsätze beherrschen zuweilen mehr die Menschen, als diese sie beherrschen. Was Sie betrifft, so wissen Sie besser als irgend Jemand, was in politischer Beziehung gegen Sie eingewendet werden kann;

---

[1]) Benjamin Constant, Journal intime. Revue internationale, 25 Mars 1887, 939.

ich selbst bin geneigt, Alles zu begreifen, dasjenige ausgenommen, was sich auf den Mangel an Gefühl bezieht, und da waren Sie nicht gebunden" [1]).

Sie selbst fühlte sich um so weniger versucht aus ihrer Zurückhaltung zu treten, als ihre Gesinnung in Bezug auf Napoleon in keiner Weise verändert war. Als Sismondi im Lauf des Sommers von 1815 sie in Coppet wiedersah, bezeichnete er diese Abneigung „als noch immer übertrieben", während sie übereinstimmend damit an die Gräfin von Albany schrieb, brieflich und mündlich habe sie große Fehden mit Sismondi ausgefochten, „der die Freiheit suchte, wo Freiheit unmöglich war". Doch müsse man bekennen, daß für Frankreich Alles besser als der gegenwärtige Zustand gewesen wäre [2]).

Dazwischen lagen Waterloo und die Wechselfälle der zweiten Restauration. Abermals war die alte Dynastie unter dem Schutz fremder Armeen zurückgekehrt, diesmal mit dem Unterschied, daß die von Napoleon berufene nationale Vertretung, nachdem sie dem Souverän, welchem sie Treue geschworen, nach der verlornen Schlacht den Gnadenstoß gegeben hatte, mit aller Heftigkeit politischer Leidenschaft sich nun auch gegen die Bourbons erklärte. Dafür erhoben sich die Provinzen des Südens und ein Theil des Westens für die royalistische Sache, zu deren Gunsten der Wiener Kongreß den Vertrag zu Chaumont erneuert hatte.

Allein auch in Bezug auf die Mächte war seit 1814 die ganze Lage eine andere geworden. Nicht mehr Kaiser Alexander, sondern der Herzog von Wellington, Gneisenau und Blücher leiteten jetzt die militärischen Operationen, und ein Brief des Herzogs war es, der, einen Tag nach Waterloo und im Geleit der englischen Fahnen, den König nach Frankreich

[1]) A. Strodtmann, Dichterprofile und Charakterköpfe, II, 36—38.

[2]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites, etc., Madame de Staël à Madame d'Albany, 5 Dec. 1815. Sismondi, Lettres, etc. Revue historique, 1877, 129.



zurückrief. Bis dahin war der kleine nach Gent geflüchtete Hof den Intriguen überlassen geblieben, gegen welche der freisinnige Royalismus von Molé und Royer-Collard, von Guizot und Chateaubriand anscheinend vergebens ankämpfte. Noch zu Mons, wohin sich Ludwig XVIII. von Gent aus zuerst begab, war er in Begleitung seines Lieblings Blacas, und umgeben von Emigrirten. Talleyrand, der wenige Stunden nach dem König eintraf und mit berechneter Verstimmung den Hof mied, vernahm noch in derselben Nacht, daß Ludwig XVIII. die Weiterreise befohlen habe, und hatte nur Zeit, im letzten Augenblick Rathschläge zu ertheilen, die abgelehnt wurden. Da griff Wellington ein. Auf sein Geheiß traf Talleyrand am 27. Juni nun doch zu Cambray als Berather des Monarchen ein, der sich bereits wieder den Grundbedingungen des konstitutionellen Regimentes verpflichtet hatte.

Das Programm desselben entwickelte Talleyrand in der berühmten Denkschrift an Ludwig XVIII., die das Scheitern der königlichen Sache im Jahr 1814 der Verwechslung zuschrieb, die zwischen der Quelle der Macht, — la source du pouvoir — und ihrer Ausübung gemacht worden sei. „Weil die Regierung legitim ist, hat man vorausgesetzt, daß sie eben deswegen auch absolut sein dürfe. Statt dessen erfordert der Geist der Zeit, daß, in den großen civilisirten Staaten, die höchste Gewalt nur unter der Mitwirkung von Körperschaften ausgeübt werde, welche die Gesellschaft und ihre Interessen vertreten. . . . Die Zeit des Königthums von Gottes Gnaden ist mit dem Vorhandensein des religiösen Gefühls erloschen, das dem Glauben huldigte, als sei die höchste irdische Gewalt ein Ausfluß der göttlichen Macht. Heute geht die allgemeine Meinung dahin, daß die Regierungen nur der Völker wegen da sind, daß aber die legitimen Regierungen Glück und Frieden ihrer Völker am besten sichern, weil sich bei ihnen mit dem Recht eines alten Besitzstandes Ehrfurcht und Anhänglichkeit verbinden. Erst wenn der Gedanke gerechtfertigt wäre, daß die

Nachtheile einer solchen Regierung ihre Vortheile überwiegen, würde der Begriff der Legitimität zur Chimäre werden."

Wie einst Necker es gethan, so verwies jetzt Talleyrand zur Beschwörung der Gefahr auf die öffentliche Meinung. In Uebereinstimmung mit ihren Wünschen müsse die Regierung, allmächtig für das Gute, sich in Bezug auf Willkür und Gewalt die Hände binden und auf dem festen Grunde dauernder Institutionen erheben. Wahrung der individuellen Freiheit, Freiheit der Presse, Befugniß der Kammer, Gesetze vorzuschlagen, Unabsetzbarkeit unabhängiger Richter, Ministerverantwortlichkeit und Entfernung aller nicht verantwortlichen Rathgeber der Krone, das waren, nach Talleyrand, die Garantien, die gegeben werden mußten. In der Proklamation, die Ludwig XVIII. am 7. Juli erließ, kehren sie fast wörtlich und mit Versprechungen des Vergebens und Vergessens wieder, von welchen nur einige Verräther ausgenommen blieben. Während die Konvention von St. Cloud die französischen Streitkräfte über die Loire verwies und Preußen und Engländer Paris besetzten, traf Ludwig XVIII., der Aufforderung des Herzogs von Wellington entsprechend, in St. Denis ein.

Dort erwartete den Monarchen eine Wendung seiner Angelegenheiten, die ihm wohl nicht ganz unerwartet kam. Bereits in Gent hatte Fouché noch als Minister Napoleon's dem König Vorschläge gemacht, und Wellington die Nothwendigkeit, sich seiner zu bedienen, berührt [1]). Jetzt erklärten sowohl Wellington als Talleyrand es für unvermeidlich, ihn als Minister in den Rath des Königs zu berufen. Fouché war seit dem 22. Juni das Haupt der provisorischen Regierung. Unter den vielen Gründen, die seine Berufung veranlaßten, war auch die Besorgniß, daß er die Kammern und die Regierung über die Loire, zur Armee bringen konnte. Entscheidender war es, daß er alle Geheimnisse kannte, alle Persönlichkeiten und

[1]) Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands, I, 258.

alle Parteien gegen einander ausgespielt hatte. Und Wellington seinerseits wußte, daß Kaiser Alexander und La Fayette an den Herzog von Orléans, Metternich an eine Regentschaft dachten, und folglich die Uebereinstimmung der Mächte in Bezug auf die Bourbons eine scheinbare war[1]). Es galt demnach, Ludwig XVIII. in die Tuilerien zu bringen, bevor die alliirten Fürsten zum zweiten Mal in die Hauptstadt einzogen. Um diesen Preis wurde Fouché mit Zustimmung der Royalisten Minister[2]). Vor der feierlich von ihm verkündeten Lüge, die Wiedereinsetzung der Bourbons werde von den Mächten gefordert, lösten sich Regierung und Kammern auf, und der Einzug Ludwig's XVIII. kam jenem der alliirten Fürsten um sechsunddreißig Stunden zuvor. Als Chateaubriand den Frankenkönig, den er auf den Schild gehoben hatte, im Geleit von Fouché und Talleyrand, „des Apostaten und des Königsmörders . . . das Laster am Arm des Verbrechens" wiedersah, da fühlte der Edelmann den Schimpf. Es war zu St. Denis, und Ludwig XVIII. drängte ihn, zu sagen, was er denke. „Ich halte dafür, daß es vorbei ist mit der Monarchie", sagte Chateaubriand. „Ich bin Ihrer Meinung", entgegnete der König[3]).

Frau von Staël dachte nicht anders. Diese Möglichkeit, Fouché in den Rath des Königs zu berufen, war in Gegenwart von Fouché selbst und in jener von Benjamin Constant vor ihr erörtert worden, und unumwunden hatte sie damals erklärt, das dürfe niemals sein[4]). Sie that mehr und sagte sich in den Considérations offen von Talleyrand los, „von der gewandten Politik, die beständig nach dem Wind manövrirt, von der Nachgiebigkeit, die vergebens darauf rechnet, allein dem Schiffbruch

---

[1]) Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands, I, 188, 352, 375, 430—434. La Fayette, Mémoires, V, Première Restauration et Cent Jours, 308—309, 339, 373. Viel-Castel, Histoire de la Restauration, III, 1.

[2]) Vitrolles. Mémoires, III, 104, 113 u. ff.

[3]) Chateaubriand, Mémoires d'Outre-Tombe, IV, 33, 36.

[4]) Benjamin Constant, Mémoires sur les Cent Jours, I, 97.

zu entgehen und nicht einsieht, daß es politische Leidenschaften gibt, die niemals verzeihen können". Selbst in Bezug auf die Erfolge der französischen Diplomatie in Wien bemerkte sie, ihre Aufgabe sei es nicht gewesen, Deutschland, sondern Frankreich zu organisiren.

In einem Brief an Meister, wenige Wochen nach Waterloo, entschlüpfte ihr das Wort: »A l'honneur près, nous avons tout sauvé«. An die Gräfin von Albany, die ihre Gesinnung theilte, schrieb sie: „Ich bin vollständig darüber mit Ihnen einverstanden, daß die Befreiung vom Bonapartistischen Joch ein großes Glück für Europa ist, und ein wenig Dummheit, von der man sich so ziemlich überall bedroht weiß, immerhin noch leichter als die Tyrannei zu ertragen ist. Aber Frankreich, Frankreich, in welchem Zustand ist es, und welche Verkehrtheit, ihm eine Regierung zu geben, die so viele Feinde zählt, und dann den wohlgesinnten, beklagenswerthen König aller Mittel, die ihm Liebe erwerben könnten, zu berauben; denn die Kontributionen und die fremden Truppen erscheinen als solidarisch mit den Bourbons, obwohl diese in vieler Beziehung betrübt genug darüber sind. . . Wem sonst fiele die Verantwortung für die Rückkehr aus Elba zu, wenn nicht Denjenigen, die Napoleon dahin geschickt haben. Den ganzen Winter hindurch haben wir in Paris darüber geklagt. Wie hätte die Armee es über sich vermocht, auf ihn, der sie zwanzig Jahre hindurch zum Sieg geführt hatte, zu schießen? Warum sie einer solchen Lage aussetzen und warum Frankreich so streng für Vergehungen strafen, die es nicht begangen hat. Das Bedürfniß, sich zu rächen, hätte ich noch eher 1814 als 1815 verstanden. Damals aber fürchtete man noch den gestürzten Koloß. Nach Waterloo war das vorüber. Hier haben Sie, Ihnen allein anvertraut, meine innersten Gedanken" [1]).

---

[1]) Saint-René Taillandier, Lettres inédites. Madame de Staël à la Comtesse d'Albany, Pise, 20 Dec. 1815.

Unerschüttert blieb ihr Vertrauen in die Absichten Alexander's. Es widerstand selbst den Berichten über den Einfluß von Frau von Krüdener auf ihn, über welche sie mit einer kurzen Bemerkung hinwegging. An Frau von Gérando, die ihr von diesen Vorgängen gesprochen hatte, schrieb sie: „Der Kaiser flößt mir eine aufrichtige Bewunderung ein. Wenn er nicht nach Verdienst gelobt wird, so ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß die liberalen Ideen, die er liebt, wenig Anhänger in den Salons haben. Ich ersehne Alles, was dazu beitragen kann, einen solchen Mann zu erheben, denn er erscheint mir als ein Zeichen der Vorsehung, zur Rettung der allseits bedrohten Freiheit gesetzt. Ich brauche kaum zu sagen, daß Freiheit und Religion sich in meinen Gedanken verbinden. Erleuchtete Religion, geregelte Freiheit, das ist das Ziel und der Weg. Ich ehre die Mystik, das heißt die Religion von Fénelon, die ihren Ursprung im Herzen hat und die Werke durch die Liebe verklärt. Ich ersehne die Reformation der Reformation, eine Entwicklung des Christenthums, die das Beste der katholischen und der protestantischen Anschauung verbinden und die Religion dem politischen Einfluß der Priester entziehen wird.

„Welcher Vorzug für Kaiser Alexander, an der Spitze dieser doppelten Entwicklung des Geschlechtes, der verinnerlichten Religion und der repräsentativen Regierung zu stehen. Gern hätte auch ich ihm die Huldigung meiner Zustimmung gebracht. Allein ich fürchte den Schmerz, den die Gegenwart der Fremden verursacht, die Leidenschaften der Parteien, die allen meinen Ideen widerstreben. So, denke ich, ist es am besten, meine ehrfurchtsvolle Ergebenheit für den König durch Schweigen zu beweisen. Sorgen Sie dafür, daß es noch ein Frankreich, noch Franzosen gebe, und wir werden uns herauszuhelfen vermögen!“ [1])

[1]) Baron de Gérando, Lettres inédites. Madame de Staël à Madame de Gérando, 27 Sept. 1815.

Die Trauer um das Vaterland, um so viele fehlgeschlagene Hoffnungen und erduldete Demüthigungen durchdringt die letzten Kapitel der Considérations. Der Doktrin der Legitimität nach ihrer ersten Fassung verpflichtete sie sich nur innerhalb jener konstitutionellen Schranken, mit welchen Talleyrand sie 1815 umgab. Sie unterschätzte die Weihe nicht, welche die Zeit und das Erbrecht einer alten Dynastie verleihen, aber sie fragte Diejenigen, die darauf allein für den Bestand der Monarchie rechneten, ob etwa eine tausendjährige Dauer die Sklaverei rechtfertige oder die türkische Regierung wünschenswerth erscheinen lasse. Ueber jede Verfassung, welche die berechtigten Ansprüche der Gegenwart den vermeintlichen Rechten der Vergangenheit opfere, werde die Zeit schonungslos hinweggehen. Nur das unbestimmte und doch berechtigte Gefühl, daß die Minister es nicht ehrlich mit Ausführung der Charte meinten, habe die hundert Tage ermöglicht. Was die öffentliche Meinung fordere, sei der Verzicht auf die absolute Gewalt, den nur ein Vertrag zwischen dem Souverän und dem Volk aussprechen könne. Wer ihn verweigere, dem fehle eben das Verständniß dessen, was in unsern Tagen ein Publikum bedeute. „Für die Ansprüche der Freiheit spricht die Stimme der Vernunft aller Zeiten, und das ist auch eine Legitimität“ [1]). Das aber findet sich in den Considérations mit allem Nachdruck betont, daß wenn auch die Regierung Fehler begangen hatte, die Nation im Ganzen und Großen doch schuldiger war als sie. „Sie wußte nicht mehr, was Freiheit bedeutet.“ Weil man unter Bonaparte gedient hat, verlangt man Gehalte unter Ludwig XVIII., der Klerus will die Macht, die Emigrirten begehren Entschädigungen, alle Parteien verlangen Stellen, alle Einzelnen jagen nach Besoldungen. Erscheint ein unverständliches Buch über Politik, so genügt es, seinen Inhalt mit den

[1]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres comp. XIV, 7, 43, 57, 63, 66, 73.

Worten, „Ich will Minister werden“, wiederzugeben. In denselben Uniformen, dasselbe Lächeln, mit welchem man Napoleon gehuldigt hatte, auf den Lippen, beugt man sich vor Ludwig XVIII. Der erste Paragraph der Menschenrechte ist für jeden Franzosen das Recht, vom Staat zu leben. »La fureur d'être employé par l'État et pensionné par lui dévore la France« [1]).

Was aber war, inmitten aller Schwierigkeiten, die Aufgabe der Regierung? Sie mußte, sagt Frau von Staël, die Verpflichtungen gegen das Heer genau einhalten, ihm nicht schmeicheln und es durch eine Politik des Friedens entbehrlicher machen, ohne jemals darauf zu rechnen, als ob es die Bourbons dem Kaiser vorziehen könne. In religiösen Dingen Toleranz und Freiheit. Nicht der Religion käme es zu Gute, wenn die Frömmigkeit ein Mittel würde, im bürgerlichen Leben voranzukommen. In Bezug auf die Vergangenheit keine Rekriminationen. Die erduldeten Verfolgungen dürfen nicht durch Zurückgabe von Privilegien, die erlittenen Verluste nicht durch ungesetzliche Ansprüche entschädigt werden. „Weil Ludwig XVI. und das Schicksal der Seinen die schmerzlichste Theilnahme erregen, liegt kein Grund vor, seine Nachkommen durch Verleihung der unbeschränkten Macht zu trösten und, gleich Achill, den Manen des Patroklus Sklaven zu opfern“. Nicht das Haus Stuart, sondern das Haus Hannover diene als Vorbild! In der Konstituirung der Pairskammer ist das Mittel zur Fusion der Klassen gegeben. Die beiden großen Mängel der Charte, die Bedingungen der Wählbarkeit und der Wahlmodus, müssen im Sinn einer wirklichen Vertretung verbessert werden. Durch Herstellung freier Lokalverwaltungen wird man das Uebergewicht der Hauptstadt vermindern. Vor Allem aber dieses: Kein befleckter Name, kein Mann, der unschuldiges Blut vergossen hat, wird Frankreich nützen. Man lasse die Schuldigen in Frieden. Niemand weiß,

[1]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres comp. XIII, 364.

wohin er sich in solchen Stürmen gewendet hätte. Aber wer Gewissen und Ehre nicht unbefleckt erhalten hat, vermag dem Vaterland keine Dienste mehr zu leisten. Man rufe die Freunde der Freiheit, die Generation von 1789 und ihre junge Heerfolge, und beschließe auf diese Weise die blutige Tragödie. „Alle Anstrengungen, den Strom hinauf zu steuern, sind fruchtlos und kosten das Fahrzeug. Man zertheile die Fluthen über das Land, und es wird befruchtet werden" [1]). Die erste Restauration hat sich mit keiner einzigen Handlung der Willkür befleckt, die ruhige Weisheit des Königs wird die Versöhnung vollenden, wenn Frankreich, sich selbst zurückgegeben, seine politische Arbeit wieder aufnehmen kann, denn „wie der Despotismus, so wird auch die Freiheit nicht gegeben, sondern genommen" [2]).

Zu Coppet und in Italien, wohin sich Frau von Staël zu Ende des Jahres 1815 begeben hatte, wurde dieser Theil der Considérations geschrieben, angesichts des weißen Schreckens in den Provinzen des französischen Südens, wo der Pöbel ohne Unterscheidung Protestanten und Bonapartisten niedermachte, unter Andern auch den Marschall Brune und des Königs Bevollmächtigte, die Generäle Ramel und de la Garde, während Fouché in Paris Proskriptionslisten entwarf und die Presse den Besiegten von Waterloo und seine Anhänger mit Insulten überschüttete. Frau von Staël, während sie an ihrem Werk fortarbeitete, erwog die Möglichkeit, um derselben Ueberzeugungen willen, die ihr unter Bonaparte das Exil zugezogen hatten, jetzt unter den Bourbons geächtet zu werden [3]). Zugleich aber erwiderte sie Denjenigen, die den gefallenen Feind beschimpften, und dem gefallenen Kaiser den Muth und das Talent absprachen: »C'est par trop rabaisser la France et l'Europe, que de prétendre qu'elles aient obéi quinze ans à une bête et à un poltron.« Dazu kam das unerträgliche Gefühl, diesmal die

[1]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres comp. XIV, 118.

[2]) Ebendaselbst, 131.

[3]) Madame Necker de Saussure, Notice.

fremden Heere als Eroberer in Frankreich zu wissen. Sie ließ sich auch durch eine persönliche, gnädige Aufforderung des Königs, die sein Gesandter in der Schweiz übermittelte, nicht zur Rückkehr nach Paris bewegen. »Il me semble qu'il n'y a plus rien de possible«, schrieb sie in Bezug darauf an Meister. Was in ihr vorging, bezeichnete wohl am besten ein Ausspruch von Burke. Als man einst in seiner Gegenwart von der großen Vorliebe von Fox für die Franzosen sprach, gab er zur Antwort: „Ja, seine Anhänglichkeit war groß, und sie hat lange gedauert; wie die Katze ist er dem Haus treu geblieben, nachdem die Familie fortgezogen war" [1]).

„Sind die Franzosen zur Freiheit bestimmt?" so ist fragend der letzte Abschnitt des Buchs von Frau von Staël überschrieben, der sich mit den französischen Angelegenheiten beschäftigt. Er mag in den Tagen verfaßt worden sein, in welcher Ludwig XVIII. über die Zusammensetzung der Kammer erschrak, die als Chambre introuvable der parlamentarischen Geschichte bekannt, einem so reaktionären Royalismus huldigte, daß Chateaubriand ihre Gesinnung aussprach, als er die Hinrichtung von Labédoyère eine Wohlthat nannte, die das Volk der väterlichen Strenge des Königs danke. Dieser selbst ließ sich, als er das hörte, zum Ausruf »ce sont des fous« hinreißen.

Diese Kammer wurde dennoch der Anlaß, daß eine Wendung zum Bessern erfolgte. Der Gesinnung der Deputirten fielen zuerst Fouché, dann Talleyrand zum Opfer, der durch sein Verhalten in Wien das Vertrauen des Kaisers Alexander auf immer verscherzt hatte. An die Spitze des neuen Ministeriums berief jetzt der König den Herzog von Richelieu. Dieser war fünfzig Jahre alt und hatte den größten Theil seines Lebens in Rußland verbracht, wo er als Gouverneur der Krim die Wohlfahrt des Landes und seiner Hauptstadt Odessa durch eine musterhafte Verwaltung begründete. »En dépit de l'Assem-

[1]) S. Rogers, Recollections, 81—82.

blée nationale«, schrieb Katharina II., als sie ihn 1791 zuerst an ihrem Hof empfing, »je veux qu'il reste duc de Richelieu et qu'il aide à rétablir la monarchie«[1]).

Nach fünfundzwanzig Jahren war die Prophezeihung der Erfüllung nahe und die Regierung Frankreichs in den Händen dieses Mannes, dessen makellose Lauterkeit des Charakters und der Gesinnung allen Parteien imponirte. Am 25. September ward Richelieu Minister. Wenige Tage später verließ sein kaiserlicher Freund Alexander zum zweiten Mal Paris, nach feierlicher Verkündigung jener heiligen Allianz, deren leitende Ideen, von deutschen Denkern ersonnen, ihm durch Frau von Krüdener nahe gelegt worden waren.

Dem Herzog von Richelieu fiel zunächst die schwere Pflicht des Friedensschlusses zu, dann sammelte er seine ganze Kraft, um den Schwierigkeiten der innern Lage zu begegnen.

Sie ließen sich daran ermessen, daß jetzt der König es war, der sich der Charte verpflichtet hielt, während die Majorität ihre einzelnen Bestimmungen angriff und Repressivmaßregeln erzwang. Der extreme Royalist La Bourdonnaye verlangte, allein zur Strafe für den Verrath der hundert Tage, hunderte von Menschenleben. Weder die Hinrichtung von Labédoyère und Ney noch die Verbannung, welche über 57 Personen wegen ihres Votums im Prozeß Ludwig's XVI. verhängt worden war, besänftigte den Rachedurst der Majorität, die es nicht gestattete, daß der Greuel im Süden auch nur Erwähnung geschah. Beamte forderten Denunziationen und belohnten Diejenigen, die sie hinterbrachten. Deputirte verlangten, daß die Leitung des Unterrichts der Universität entzogen und dem Klerus zurückgegeben werde. Bonald setzte die Aufhebung der Ehescheidung mit dem Hinweis auf den Gegensatz zwischen Legitimität und Revolution durch; Bischöfe erließen Hirtenbriefe gegen die Tole-

[1]) Grot, Briefe der Kaiserin Katharina II. an Grimm. Catherine II à Grimm, Tsarsko-Sélo, 2 Mai 1791.

ranz und verpflichteten sich dem Königthum von Gottes Gnaden in seiner absolutesten Form. Le bon sens en réchappera-t-il? fragte Frau von Staël, diese Dinge berichtend, von welchen sie nicht mit Unrecht fürchtete, es werde, um sich von ihnen zu befreien, die Religion in Frankreich kosten [1]).

Der Paroxismus erreichte seinen Höhepunkt, als La Bourdonnaye, in der Debatte über das Amnestiegesetz, Ketten, Scharfrichter und Hinrichtungen, und der Advokat Corbière Massenkonfiskationen verlangte. Es wurde bereits die Möglichkeit eines Ministeriums Chateaubriand, Bonald oder Blacas, oder die Berufung von Mathieu de Montmorency erwogen. Als unter solchen Umständen Madame Récamier zur Rückkehr nach Paris aufforderte, schrieb Frau von Staël zurück: „Nein, wahrlich, ich könnte nicht dankbar für die gewährten Freiheiten sein, ich, die ich der Meinung bin, daß die Nationen frei geboren werden. Ich würde Worte fallen lassen, die nicht in der Mode sind und mir nur Feinde machen. Mathieu, den ich um nichts in der Welt verletzen möchte, folgt einer ganz übertriebenen Anschauungsweise; der Anblick der Fremden, die so entgegenkommend für mich sind, könnte mir in Paris nur peinlich sein; die Stimmung der Parteien ist eine derartige, daß man seine Freunde nicht in einem und demselben Zimmer vereinigen kann, wenn man nicht, wie Sie, ein Engel von Güte ist. Glauben Sie mir, ich habe Recht. August ist meiner Meinung." Es herrsche eine solche Strömung von Legitimität, heißt es in einem ihrer Briefe an die Gräfin von Albany, daß wohl auch für sie der Augenblick gekommen sei, wieder Königin von England zu werden. »Les revenants«, schrieb die Wittwe Karl Eduard's, die etwas von den alten Dynastien wußte, zurück, »font de grandes bêtises« [2]). Allein im Kampf hatten sich auch die Vertheidiger der liberalen Sache gestählt. Pasquier, Guizot, Barante, Royer-Collard,

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, Oeuvres comp. XIV, 355 u. ff.
[2]) Ugo Foscolo, Lettere inedite, 110.

de Serre, der Herzog von Broglie in der Pairskammer, begegneten sich im Bestreben, die Monarchie gegen die ultraroyalistische Opposition und das Land gegen die Bedrohungen der Contre-Revolution zu vertheidigen. Die Debatte über das Amnestiegesetz brachte diese Talente auf der Tribüne und in der Presse zur Geltung, und sie boten dem Ministerium den Rückhalt an Energie, Mäßigung und Ueberzeugungstreue, deren es bedurfte, um „die Royalisten gegen ihren eigenen Willen zu retten". Der Ausspruch ist von Richelieu, der einem Unversöhnlichen von der Rechten die unvergeßlichen Worte zurief: „Wahrlich, ich verstehe Euch nicht, mit Euren Leidenschaften, Eurem Haß, Eurer, stets neue Kalamitäten vorbereitenden Erbitterung. Tagtäglich gehe ich am Hause vorüber, welches das meiner Väter gewesen ist. Der ungeheure Besitz meiner Familie ist in andere Hände übergegangen. In den Museen hängen Bilder, die einst ihr gehörten. Das Alles ist traurig, ich gebe es zu. Allein es treibt mich weder zur Verzweiflung noch zur Rache. Ihr erscheint mir zuweilen wie Wahnsinnige, Ihr Alle, die Ihr in Frankreich geblieben seid." In derselben Debatte sprach de Serre, zur Rechten gewendet, die den Kopf des entflohenen Lavalette verlangte: „Gerade, weil die Revolutionäre gemordet, konfiszirt und verbrannt haben, sollen Sie nichts Aehnliches thun". Noch durchschlagender war der Erfolg von Royer-Collard, dessen Hingebung an die Monarchie, als ihre Aussichten so gut wie hoffnungslos waren, seinen Worten Nachdruck verschaffte.

Während der Debatten von 1816 über das Wahlgesetz rief ein schöngeistiger Ultra bei Gelegenheit dieser gegen seine Partei gerichteten Rede von Royer-Collard: »Voilà bien les Doctrinaires«. Nach und nach wurde damit im politischen Leben die Richtung bezeichnet, die immer dagegen protestirt hat, eine besondere Schule zu sein, und ihre Ideen den verschiedensten nationalen und intellektuellen Strömungen entlehnte. „Was reden die Leute von Doktrinären", pflegte Royer-Collard später, als das Wort sehr oft am unrechten Platz angewendet

wurde, zu sagen: „ich weiß nur, daß wir anfänglich drei waren, de Serre, Camille Jordan und ich". Dann kamen ein Neophyt, Beugnot, und drei jüngere Genossen, Guizot, Barante und 1818 der Herzog von Broglie hinzu. Damals hatten die Doktrinäre, wie einer derselben es ausdrückt, „Platz auf einem Kanapee". In die chambre introuvable war überdies Camille Jordan gar nicht gewählt worden. Die Frage von Frau von Staël, „ob er bereit sei, für die Freiheit zu thun, was er gegen die Ungerechtigkeit gethan hatte" [1]), beantwortete erst sein Verhalten nach den Neuwahlen von 1816. Er wurde der eigentliche Vermittler zwischen ihr und der doktrinären Gruppe und in mehr als einer Beziehung traf die doktrinäre Theorie mit der ihrigen und der ihres Vaters zusammen.

Historisch war diese Doktrin sinnesverwandt mit jener der Konstitutionellen von 1791, weil sie, wie einst diese, zwischen den Gegensätzen zu vermitteln suchte und eine Versöhnung der Klassen und der Parteien erstrebte. Sie theilte mit Frau von Staël den kosmopolitischen Zug. Als Lehrer an der Sorbonne suchte Royer-Collard, das eigentliche Haupt der Doktrinäre, die schottische Philosophie in Frankreich einzubürgern. François Guizot brachte die Tradition der protestantisch-liberalen Genfer Schule, der die Verfasserin des Buchs über Deutschland, A. W. Schlegel und Benjamin Constant die deutschen ästhetischen Theorien und die Rechts- und Sittenlehre von Kant vermittelt hatten. Viele Jahre des Aufenthalts über dem Rhein hatten Camille Jordan und de Serre, Broglie und Beugnot zur Aufnahme dieser Ideen vorbereitet. Ebenso entsprach es den Anschauungen von Frau von Staël, daß die doktrinäre Gesinnung in religiösen Dingen den Accent auf die Moral legte und für Gleichberechtigung der Konfessionen und die religiöse Freiheit eintrat. Sie, die während Jahren sich zur Republik bekannt

---

[1]) Baron de Gérando, Lettres inédites. Madame de Staël à Gérando, 27 Sept. 1815.

hatte, war auch damit einverstanden, daß für die Doktrinäre nicht die Staatsform an sich, sondern vielmehr dieses die Hauptsache war, daß diese Staatsform biegsam den Verhältnissen angepaßt wurde, monarchisch in Frankreich und republikanisch in Genf war. Vorausgesetzt, daß man hier wie dort gewisse Prinzipien nicht verletzte, von welchen als das erste und heiligste galt, die Vorschriften der Moral und Gerechtigkeit im öffentlichen Leben zu wahren.

Innerhalb dieser Grenzen aber wollten die Doktrinäre den Verhältnissen so viel als möglich Rechnung getragen wissen, und machten für sich selbst von dieser Freiheit den weitgehendsten Gebrauch. Sie gingen in einzelnen Fragen so verschiedene Wege, daß einer ihrer edelsten und bedeutendsten Vertreter, de Serre, sagen konnte, „keiner Partei anzugehören, sei recht eigentlich sein Standpunkt“ [1]). Royer-Collard, der von der Ueberzeugung ausging, daß der Sieg der königlichen Ultras zu einer revolutionären Reaktion führen mußte [2]), wollte 1816 nur eine parlamentarische Kontrolle, keine parlamentarische Regierung, und, im Widerspruch mit der liberalen Partei, die ganze Regierungsgewalt in die Hand des Königs gelegt wissen. Vierzehn Jahre später, als nicht mehr Ludwig XVIII., sondern Karl X. regierte, war das anscheinend ganz anders geworden, und Royer-Collard vertrat 1830, als Präsident der Kammer, ihre Prärogative gegen die des Königs und seines Ministers Polignac. Allein der Widerspruch lag nicht in der Ueberzeugung, sondern in der gänzlich veränderten Lage. Es waren immer die Ultras, welche die Doktrinäre bekämpften. Nur daß diese Ultras 1816 die Kammer und 1830 das Ministerium beherrschten.

De Serre, der erst 1814, aber dann mit nie mehr schwankender Treue sich zur Monarchie bekannt hatte, wollte die Organisation des Wahlrechts auf der Basis der sozialen Interessen. Die Uebrigen,

---

[1]) De Serre, Correspondance, II, 140.

[2]) Barante, Vie politique de Royer-Collard, I, 266, 422.

mit ihnen Guizot im Moniteur, entschieden zu Gunsten eines Census von 300 Franken, der den Schwerpunkt auf die Mittelklassen legte und durch das Wahlgesetz vom 5. Februar 1817 ihr politisches Uebergewicht für die nächsten dreißig Jahre sicherte. Der Herzog von Broglie war andere Wege gegangen und hatte, augenscheinlich unter dem Einfluß von La Fayette, in den Tagen vor der Flucht Ludwig's XVIII. und dem Eintreffen Napoleon's, im März 1815, das Experiment von 1830, die Kandidatur des Herzogs von Orléans empfohlen. Er sagt: »J'indiquai la branche cadette comme l'unique espoir des gens de bien et de bon sens«[1]). Es handelte sich durchaus nicht um ein Komplot, noch weniger um eine persönliche Vorliebe, denn er kannte den Herzog von Orléans nur wenig. Als statt dieser „einzig richtigen Lösung" die hundert Tage begannen, leistete der Herzog von Broglie dem Kaiser, den er haßte, unbedenklich zum zweiten Mal den Eid der Treue, einfach nach dem Grundsatz, daß man das Bestehende ausnützen und zwar diesmal die konstitutionelle Phase der Hundert Tage zur Organisation einer Regierung ausnützen müsse, stark genug um Frankreich des Kaisers zu entledigen[2]). In Bezug auf die dynastische Frage hat sich auch Frau von Staël immer kühl verhalten. Daß aber die Auslegung, die ihr künftiger Schwiegersohn davon gab, ihr denn doch nicht annehmbar erschien, kann um so weniger Wunder nehmen, als er später selbst das Gefühl hatte, darin zu weit gegangen zu sein und deswegen von dem liberalen in das doktrinäre Lager übertrat.

Tiefergehend waren andere Unterscheidungen zwischen der politischen Gesinnung von Frau von Staël und jener der ersten Doktrinäre. Sie hielt die Durchführung konstitutioneller Einrichtungen nur unter der Bedingung für möglich, daß eine starke

---

[1]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 299. Zu vergl. La Fayette, hier S. 459, 470—471.

[2]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 306, II, 210, 299.

Aristokratie die Sache der nationalen Freiheit vertrete und stützte sich dabei ganz auf die englischen Anschauungen. Die ältere Generation der Doktrinäre dagegen vermied nicht immer eine tendentiöse Betonung des bürgerlichen Elementes und sprach sich in der allerbestimmtesten Weise gegen jeden Versuch aus, englische Einrichtungen den französischen Verhältnissen anzupassen [1]). Als 1814 davon die Rede war, den Royalismus von Royer-Collard mit einem Adelstitel zu belohnen, lehnte er mit den Worten ab, er besitze genug Hingebung für die Person des Königs, um die Impertinenz zu vergessen. Erst nach dem Erscheinen der Considérations, und als ruhigere Zeiten das ungestörte Arbeiten des parlamentarischen Mechanismus erlaubten, den Frau von Staël ungleich besser als die noch völlig ungeübte Mehrheit der französischen Parlamentarier kannte, wirkten ihre Anschauungen bestimmend auf die jüngere Generation der Doktrinäre.

Im April 1816 aber, als die erste Kammer, in welcher sie aufgetreten waren, vertagt wurde, schienen die Ziele, die sie fördern wollten, aussichtslos genug in weiter Ferne zu liegen. Verschwörungen und Erhebungen auf den verschiedensten Punkten des Landes dienten den Ultras als Beweismittel für die Nothwendigkeit unerbittlicher Strenge, und mit rauschendem Beifall wurden ihre Deputirten bei der Heimkehr empfangen. Im Oktober, bei Wiederaufnahme der Session, wollte man das Ministerium stürzen. Allein es sollte dennoch anders kommen.

Unter den Kollegen des Herzogs von Richelieu war Decazes, der den Herzog von Blacas in der Gunst des Königs ersetzt hatte. Decazes wußte wie sehr Ludwig XVIII. der Majorität abgeneigt war, die nicht seine Ansichten, sondern jene seines Bruders vertrat, und die königliche Autorität mit Verletzung ihrer Prärogativen beständig zu verhängnißvollen Maßregeln drängte. Decazes

---

[1]) Viel-Castel, Histoire de la Restauration, IV, 525. Barante, Vie politique de Royer-Collard, I, 139, 236.

beschloß also, die Auflösung der Kammer durchzusetzen. Anfangs war der Herzog von Richelieu dem Gedanken besonders deswegen nicht geneigt, weil die sogenannte Europäische Konferenz, die in Paris noch immer die Mächte vertrat, beständig vor den Ultras warnte und dieselbe Lösung andeutete. Gerade die Thatsache dieser Unterstützung durch die Fremden war seinem Patriotismus unerträglich. „Lieber durch Franzosen fallen, als durch Fremde gerettet werden", sagte er zu Decazes. Allein auf Frankreich lasteten schwere finanzielle Verbindlichkeiten und die Okkupation, und so lange diese Kammer schaltete, war weder an ein finanzielles Uebereinkommen noch an Konzessionen von Seiten der Mächte zu denken. Das gab den Ausschlag. Als in Folge dessen auch die öffentliche Meinung immer entschiedener reagirte, ließ sich Richelieu von der Nothwendigkeit der Kammerauflösung überzeugen, für die auch Lainé, Pasquier, Royer-Collard, de Serre, Guizot, und endlich der König selbst gewonnen wurden, welch letzterer sie durch die Ordonnanz vom 5. September verfügte und damit unter dem Beifall von Europa den Bestand seiner Regierung sicherte. Die Wahlen entschieden für sie, indem sie den konstitutionellen Royalisten die Mehrheit gaben, und so die Prophezeihung von Chateaubriand widerlegten, der in der Flugschrift, »La Monarchie suivant la Charte«, eine Kammer von Konventionellen prophezeiht hatte.

Nach dieser Wendung der Dinge entschied sich jetzt auch Frau von Staël für die so lange verzögerte Rückkehr nach Frankreich.

Die Gesundheit von Rocca, die sich immer mehr verschlimmerte, hatte sie im Oktober 1815 zu einem längeren Aufenthalt im Süden veranlaßt, der sie durch Piemont und Toskana nach Pisa führte. In ihrer Begleitung waren ihre Tochter und A. W. Schlegel. August von Staël und der Herzog von Broglie folgten im Januar; die französische Regierung erledigte endlich die so lange schwebenden Geldangelegenheiten, und am 15. und 20. Februar fanden, zu Pisa und Livorno, die Trauungsfeierlich-

keiten des jungen Paares nach den beiden Riten, welchen es angehörte, und zwar nach der Bestimmung statt, daß die Söhne aus dieser Ehe in der Religion des Vaters, die Töchter in jener der Mutter erzogen werden sollten. Enkel von Frau von Staël haben denn auch in unseren Tagen das Kleid des katholischen Priesters und jenes der Diakonissinnen getragen. Ein poetischer Gruß von Schlegel an die Braut enthielt die Worte:

„Es glüht ein Strahl von Ihr in Deinem Wesen
Noch halb verhüllt, ein holder Widerschein,
Früh hob Dein Geist auf angebornen Flügeln
Ihr nach sich von der Erde niedern Hügeln
. . . . Nimm als Penaten mit zu Deinem Gatten,
Der Mutter Bild und ihres Vaters Schatten" [1]).

Benjamin Constant war damals in London. Nach der zweiten Restauration hatte er den begreiflichen Wunsch empfunden, durch eine zeitweilige Abwesenheit von Paris, wo es Leute gab, die seinen Kopf forderten, sein voreiliges Vertrauen in die Wirksamkeit des Blattes Papier, in welchem Napoleon die Freiheit verbürgt hatte, vergessen zu machen. Als er von der Trauung in Pisa hörte, schrieb er an Madame Récamier: „Ich bin ohne Nachricht von Frau von Staël und wünsche ihrer Tochter Glück in ihrer Ehe. Ihr Gatte ist ein vorzüglicher Mensch, und was sie selbst betrifft, so glaube ich nicht, daß sie ein lebhaftes Bedürfniß nach demonstrativer Zärtlichkeit empfindet. Durch das Ueberströmen des Gefühls und die unvermeidlichen Rückschläge in ihrem eigenen Wesen hat Frau von Staël vernünftige Kinder erzogen" [2]). Von Florenz, im Mai, erhielt er dann wieder Nachricht von ihr. Sie sprach von der Absicht, nach Griechenland zu gehen und im Gedicht „Richard Löwenherz" die Wirkungen der Einbildungskraft im Alter darzustellen,

---

[1]) A. W. Schlegel, Sämmtliche Werke, I, 154. An Albertine von Staël.
[2]) Benjamin Constant, Lettres à Madame Récamier, 295.

wo die Gegenstände, die sich bald verdunkeln sollen, noch von den purpurnen Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet werden. „Meine Gesundheit nimmt ab“, fügte sie hinzu, „und mehr noch mein Interesse für ein jetzt nur so kurzes Leben. Aber es ist mir werth, weil es jetzt glücklich ist, und ich beklage die Zeit, die das Unglück mir geraubt hat. Wer kann Dem, der uns ein so wunderbares Geschenk gemacht hat, Rechenschaft über alle diese Tage geben?“ [1]). Uebereinstimmend damit schrieb sie an Madame Récamier, Rocca sei durch Gottes Hülfe von schwerer Krankheit genesen; sie wolle der Freundin einmal mündlich sagen, was während dieser Leidenszeit in ihrer Seele vorgegangen sei; über die Umwandlung in Rocca's Wesen werde sie staunen. „So viel Geduld, gründliches Wissen und Dankbarkeit für meine Pflege machen aus ihm den vortrefflichsten Freund, den ich mir überhaupt vorstellen konnte“ [2]). Die in Pisa anwesenden Engländer, welche dort vornehmlich die Gesellschaft von Frau von Staël bildeten, fanden ihr Interesse für ihre nächste Umgebung und für die großen Fragen, welche die Welt bewegten, unverändert wieder. Auch nach Deutschland kehrten die Gedanken von Frau von Staël noch oft zurück. Sie ersuchte Meister, ihr den Briefwechsel von Wieland, wo von ihr die Rede war, zu schicken, und erbat, durch Vermittlung von Herzogin Luise, Goethe's Dichtersegen für ihre Kinder. Ihre Liebe zu Italien empfand es schmerzlich, dort überall die Reaktion am Werk zu finden. Die österreichische Regierung verfolgte unter andern den freisinnigen »Conciliatore« ihres Freundes de Brême, und wenn man in Toskana milder verfuhr, so war doch auch dort jeder Aufschwung gehemmt. »Certainement«, schrieb Frau von Staël an die Gräfin von Albany, »si la liberté est une chose négative, il ne s'y fait aucun mal

---

[1]) A. Strodtmann, Dichterprofile und Charakterköpfe, II, 40—41.

[2]) L'Auteur des souvenirs de Madame Récamier, Coppet et Weimar, 316.

quelconque, mais où est l'émulation? où est le mobile de la distinction dans les hommes?«

Coppet, wohin Frau von Staël im Juni 1816 zurückkehrte, zählte während dieser letzten Zeiten noch denkwürdige Tage. Eine dieser Erinnerungen führt auf 1815 zurück. An einem Nachmittag, welchen Lamartine als jenen des 18. Juni bezeichnet, wo das Schicksal der Welt in der Wagschale von Waterloo zitterte, wanderte der künftige Dichter der Meditationen auf der Landstraße vom See nach Coppet, in der Absicht, der Verfasserin von „Corinna" zu begegnen. Als die Stunden vergingen, und kein Wagen kam, lagerte er sich in den Schatten einer Weide und nahm das Buch von Frau von Staël zur Hand. Da, gegen Abend, rollten zwei Caleschen des Wegs. In der ersten saßen muntere junge Leute; er beachtete sie nicht weiter und wandte den Blick auf die beiden Damen, die im nächsten Wagen saßen. Die eine, Madame Récamier, war immer noch schön; die andere, etwas stark und schwerfällig geworden, hatte feuchte, schwarze Augen, aus welchen eine herrliche Flamme leuchtete, und mit ihren dunklen Locken spielte der Wind, während sie sich unter lebhafter Gebärde mit der Freundin unterhielt und durch einen Fächer gegen die Junisonne schützte. „Ich sah nur sie, und auch sie bemerkte mich und neigte sich gegen die Stelle, wo ich war. Hatte meine Kleidung oder meine Blässe und Erregung ihre Aufmerksamkeit erweckt und nahm sie mich für einen fahrenden Schüler, der von der Freiheit, von der Liebe und von Corinna träumte?" [1])

Ein Jahr später kam wieder ein Dichter an die Ufer des Léman. Lord Byron, von seiner Frau getrennt und von der englischen Welt geächtet, verbreitete einen solchen Schrecken um sich her, daß bei Gelegenheit seines Besuchs in Coppet die eben dort anwesende Romandichterin, Mrs. Hervey, da sie seiner

---

[1]) Lamartine, Souvenirs et Portraits, XI, 293. Zu vergl. Mémoires inédits.

ansichtig wurde, in Ohnmacht fiel, „als habe sie seine satanische Majestät gesehen". Byron selbst war nicht ohne Zögern nach Coppet gekommen. Allein Frau von Staël zeigte sich unverändert, und er fand ihr Schloß „so anziehend, wie es nur dem Talent und der guten Gesellschaft gegeben ist, ein Haus zu schmücken". Er brachte ihr als Novitäten W. Scott's »Antiquary« und den Roman »Glenarvon«, den Lady Karoline Lamb auf seine Kosten geschrieben hatte. »Je lui crois juste assez de sensibilité pour abîmer le bonheur d'une femme«, hatte Frau von Staël schon früher von Lord Byron gesagt. „Sie nahm den großmüthigsten Antheil an meinem Zwist mit Lady Byron", erzählt er, „oder vielmehr an Lady Byron's Zwist mit mir, und hatte einigen Einfluß auf meine Frau, so viel als irgend Jemand außer ihrer Mutter, was nicht viel sagen will. Ich glaube, Frau von Staël that ihr Aeußerstes, um eine Versöhnung herbeizuführen. Sie war das beste Geschöpf der Welt."

Zu ihren letzten Gästen am Genfer See zählten mit Byron und seinem Freund Hobhouse, der Freiherr von Stein, der nach Italien ging, um sich den Anblick der Reaktion in Deutschland zu ersparen, Kaiser Alexander's Freund, General La Harpe, die Lords Breadalbane und Lansdowne, Henry Brougham, Pictet, Saussure, die Gräfin Montgelas, und „ein junger Italiener voll Geist und Leben". Letzterer war Pellegrino Rossi, der zukünftige Reformminister Pius IX., und sein tragisch-edles Bild möge die Reihe berühmter Persönlichkeiten schließen, die Frau von Staël zu Coppet umgaben.

Sie war mit dem Entschluß, in Paris eine stille Existenz zu führen, dorthin abgereist. Allein kaum angelangt, erfaßte sie das frühere rege Interesse für alle Vorgänge der Politik und der Literatur, für die Menschen und für die Ideen, und ohne Schonung für sich nahm sie die Aufregungen und Verpflichtungen des gesellschaftlichen Lebens wieder auf. Umringt und gefeiert wie sie war, entging es ihr doch nicht, daß eine bleierne Atmosphäre auf den Gemüthern lag, daß

Niemand sagte, was er dachte, und die politischen Antipathien immer nahe daran waren in persönlicher Gehässigkeit zu enden.

Auch war es eine eigenthümliche Folge des Parteikampfes, daß jetzt viele der extremen Royalisten im Einklang mit Chateaubriand's Schrift »La Monarchie suivant la Charte« eine Interpretation der Verfassung im Sinn der englischen Konstitution verlangten, „um auf diese Weise den König von seinen Ministern zu befreien". Ironisch beglückwünschte damals Benjamin Constant im Appell zur Verständigung, womit er sich in Frankreich wieder einführte, die beiden großen Wortführer der Rechten, Chateaubriand und Fiévée, daß nun auch sie sich zur Freiheit bekehrt hatten [1]).

Die letzten Kämpfe der Tribüne, deren Zeuge Frau von Staël war, betrafen das Wahlgesetz und die Dotation des Klerus. Bei der Vertheidigung des ersteren war ihr Schwiegersohn betheiligt. Das andere bot dem Rednertalent von Camille Jordan eine glänzende Gelegenheit, zu Gunsten der Rechte des Staates und einer unparteiischen Politik in der kirchlichen Frage sich zu entfalten. Frau von Staël hatte ihn dem öffentlichen Leben mit der Bemerkung zurückgewonnen, zum ersten Mal seit 1789 sei es den Einzelnen wieder ermöglicht, bestimmend in die Verhältnisse einzugreifen. Ihrem Einfluß wurde es zum großen Theil zugeschrieben, daß es gelang, das Widerstreben des Herzogs von Wellington gegen eine Verminderung der Okkupationstruppen zu überwinden. Bei Besprechung dieser Angelegenheit war es, daß sie die Aeußerung that, England werde sich der liberalen Gesinnung des Kaisers Alexander anschließen müssen, worauf der anwesende Canning heftig entgegnete, man verleite den Kaiser, seiner Pflicht untreu zu werden: »L'Empereur Alexandre est un jacobin« [2]). In der Correspondenz von Villèle ist ihrer mit den Worten gedacht: „Durch Vermittlung von Frau

[1]) Benjamin Constant, De la politique qui peut réunir tous les partis en France, 1817.

[2]) Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands, III, 438.

von Staël, welche in diesem Jahr eine große Rolle hier spielt, ist Wellington dem Ministerium gewonnen. Er verständigt sich mit Pozzo zu Gunsten eines Kabinets, das sie beide über Alles befragt und seine Verbindlichkeiten einzuhalten sucht"[1]).

Bei einem Dîner, das Barante zu diesem Zweck gab, lernten sich Frau von Staël und Royer-Collard kennen; sie verständigten sich über die Tagesfragen, jedoch ohne sich gegenseitig näher zu treten. Sie hatte ein Bedürfniß nach Natürlichkeit und Unbefangenheit im geselligen Verkehr, das durch den dogmatischen Ton des künftigen Führers der Doktrinäre wohl schwerlich befriedigt wurde[2]). Eines vergnügteren Dîners, diesmal in ihrem Hause, gedenkt Sainte-Beuve. Anwesend waren der Minister Pasquier, Lally, ihr einstiger literärischer Widersacher Fontanes und ihr politischer Gegner Chateaubriand: »Elle fut d'une grâce suprême et de la plus belle patte de velours que femme puisse faire«. Ein anderes Mal las Lemercier bei ihr seine Tragödie „Clovis".

Eines der letzten Bücher, das sie erwähnt, war die „Geschichte der Session von 1815", von Fiévée. „Nur gegenwärtig ist es möglich", schrieb sie darüber an Meister, „die Formen der Logik zum Angriff gegen die Vernunft zu gebrauchen".

Da, mitten in dieser rastlosen, zwischen dem Schreibtisch und der Welt getheilten Existenz, versagte die Kraft.

Eines Abends, bei einem Fest im Hôtel Decazes, brach Frau von Staël ohnmächtig auf der Stiege zusammen. Man fuhr sie nach Hause, wo sie vergebens ihrem Mann die Hand zu drücken versuchte. Die ihrige war wie leblos geworden. Das geschah im Februar. Von da an trat eine allmälige Lähmung ein, die nur die geistigen Fähigkeiten unberührt ließ. Das Peinliche ihres Zustands wurde dadurch vermehrt, daß sie, die während der letzten Jahre an fast beständiger Schlaf-

---

[1]) Villèle, Mémoires et Correspondance, II, 161, 8 Janvier 1817.

[2]) Feu Duc de Broglie, Souvenirs, I, 372—373.

losigkeit gelitten hatte, nun von der begründeten Angst erfaßt wurde, es möchten sich, während sie ruhte, die Augen von Rocca oder ihre eigenen auf ewig schließen. Er mußte die Uhr in der Hand, versprechen, sie nach zehn, dann nach zwanzig Minuten zu wecken, und so nach und nach wieder an den Schlummer zu gewöhnen. Sie hatte stets die Hinfälligkeit, die Krankheit und den Tod gefürchtet. Doch diese letzten Prüfungen, als sie kamen, fanden sie völlig ergeben. Auf dem Krankenbett, wie in gesunden Tagen, umgab sie sich mit Freunden. Als sie nicht mehr schreiben konnte diktirte sie. In einem dieser Briefe, an Miß Berry vom Mai 1817, schreibt sie, seit neunzig Tagen liege sie unbeweglich auf dem Rücken, wie eine Schildkröte, aber mit viel größeren Qualen der Phantasie und innerer Aufregung als solch ein armes Thier; es sei keine geringe Strafe, aus dem thätigsten Leben in diesen Zustand der Versteinerung zu gerathen. Dennoch ließ sie sich, wenn Rocca krank war, zu ihm tragen und umgab die Ihrigen mit der liebendsten Fürsorge. Auf ihren Wunsch mußten die gastlichen Gewohnheiten ihres Hauses in ihrer letzten Wohnung, Rue neuve des Mathurins, wohin man sie des Gartens wegen gebracht hatte, fortgesetzt werden; nach Tisch wurden die Anwesenden an ihr Lager gerufen. Der Gedanke an ihren Vater blieb ihr immer gegenwärtig. Sie ließ die Gesammtausgabe seiner Schriften vorbereiten. „Blicke auf sein Bild, es wird Dich stärken", sagte sie zu ihrer Tochter, als eine schwere Stunde nahte und ihr die erste Enkelin geschenkt wurde. „Mein Vater erwartet mich am andern Ufer", pflegte sie zu sagen. „Ich glaube, etwas vom Uebergang aus dem Leben zum Tode zu wissen, und bin überzeugt, daß Gottes Barmherzigkeit ihn erleichtert. Die Gedanken verschleiern sich, der Schmerz wird nicht sehr heftig sein". Eines Tags kam Chateaubriand. Sie sprach lange mit ihm, dann sagte sie: »J'ai toujours été la même, vive et triste. J'ai aimé Dieu, mon père et la liberté!« Man hat mit Unrecht das Bekenntniß unvollständig genannt. Bei den Strahlen

der untergehenden Sonne versinken die Niederungen in Schatten. Die Höhen bleiben vergoldet.

Während der langen, schlaflosen Nächte hörte man sie das Vaterunser beten, dessen göttlicher Friede auch ihre Seele beruhigte. Noch am Vorabend ihres Todestags ließ sie sich in den Garten tragen und vertheilte unter die Ihrigen Segensworte und Rosen. Am nächsten Morgen sah sie Mathieu de Montmorency und den Herzog von Orléans. Als es Abend geworden war, erkundigte sie sich nach Rocca, ob er seine Medizin genommen habe? Es sei so kalt, man möge Feuer machen. Dann verlangte sie Opium, um zu ruhen. Miß Randall, die ihre Hände in den ihrigen wärmte, gab es spät und zögernd. Auf die Frage, ob die Kranke nun zu schlafen sich geneigt fühle, antwortete sie noch: »Lourdement et profondément«.

Im Nebenzimmer wachten ihre Tochter und ihr ältester Sohn. Gegen fünf Uhr morgens, als Miß Randall aus kurzem Schlummer erwachte, fühlte sie, daß die Hand, die sie umfangen hielt, bereits eisig und starr geworden war. Erschrocken rief sie die Andern, es war zu spät. Am 14. Juli, einem Freiheitsmorgen, den der Sturm gebracht hatte, ging Frau von Staël lautlos hinüber.

Der deutsche Arzt, Doktor Friedländer, der die Leiche einbalsamirte, fand alle Organe gesund, das Gehirn auffallend entwickelt, Muskeln und Nerven schwach.

Unter Schlegel's hinterlassenen Briefen liegt ein vergilbtes Blatt Papier. Es enthält, in dicken, deutlichen Schriftzügen die Worte: „Was ich höre, erschreckt mich. Gibt es denn keine Möglichkeit, Frau von Staël zu sehen? Andere sehen sie, warum nicht ich? Was ich empfinde, vermag ich nicht zu schildern. Glauben Sie mir, die Vergangenheit ist ein fürchterliches Gespenst, wenn man für Jene zittert, die man leiden gemacht hat. Ich beschwöre Sie, geben Sie mir Nachricht, und wenn es ihr nicht schadet, so bringen Sie mich zu ihr." Diese Zeilen

sind weder gezeichnet noch datirt, allein es ist nicht zweifelhaft, von wem sie kamen.

Die Todtenwache hat, noch eine Nacht hindurch, Benjamin Constant bei Frau von Staël gehalten. Dann brachten ihre Kinder und Schlegel die letzte Hülle in die Gruft nach Coppet, wo Bonstetten und Sismondi sie erwarteten. Nicht sie allein fühlten, daß man mit ihr, die sie beweinten, eine Welt zu Grabe trug, und keine andere Theilnahme ihnen jemals diese ersetzen werde. »Voyez comme tous les sots ont grandi depuis qu'elle n'est plus«, schrieb de Brême an Bonstetten, und zu ihm sagte Rocca: „Welche Krone könnte ersetzen, was ich verloren habe!" Er hatte vor ihr zu sterben gehofft, und folgte ihr nach einem halben Jahr. Der zurückhaltende Herzog von Broglie sagt: „Was Frau von Staël für ihre Kinder, was sie für Diejenigen, die in ihrer Nähe lebten, war, das verstehen nur sie, die es erfahren haben."

Epilog.

Wenige Monate nach dem Tod von Frau von Staël erschienen, in ihrem letzten Theil nach hinterlassenen Notizen vollendet, die Betrachtungen über die französische Revolution.

Sie verfolgten den dreifachen Zweck, die Politik von Necker zu rechtfertigen, die Geschichte Frankreichs seit 1789 zu kommentiren, und das Programm der Zukunft zu geben.

Die Apologie ihres Vaters stützt Frau von Staël vornehmlich auf die Voraussetzung, daß das Prinzip der Monarchien, „welches die Ehre in den Gehorsam verlegt", zur Zeit von Necker's zweiter Berufung unwiederbringlich erschüttert und damit die Revolution unvermeidlich gewesen sei.

„Diejenigen, welche sie als einen bloßen Zufall betrachten, haben weder die Vergangenheit noch die Zukunft erwogen und die Schauspieler mit dem Stück verwechselt." Sie mußte vom Augenblick an als vollzogen betrachtet werden, wo die Parlamente auf das Steuerbewilligungsrecht, das sie Jahrhunderte hindurch gegen die Krone vertheidigt hatten, zu Gunsten der Nation verzichteten.

Was diese selbst, in ihrer weitaus größeren Mehrheit wollte, war die Vernichtung der feudalen Einrichtungen, die Gleichheit vor dem Gesetz, die religiöse Toleranz und die Einführung der englischen Institutionen. Es war die Absicht von Necker, die Monarchie zur Gewährung dieser Forderungen zu verpflichten. Aber die Hofpartei widerstand, und „ein Theil der Deputirten wollte die Revolution."



Dennoch hat der Reformminister von 1789 durch die königliche Erklärung vom 23. Juni die Unterdrückung der Privilegien und die bürgerliche Gleichheit in Frankreich gesichert. Mehr als dieses ist, unter andern nach dem Zeugniß von Jefferson, im ganzen Verlauf der Revolution nicht gewonnen, wohl aber zum großen Theil wieder in Frage gestellt worden.

Das Reformwerk war vom Augenblick an bedroht, wo unschuldiges Blut im Namen desselben vergossen wurde, und das geschah vor dem 14. Juli 1789; es scheiterte an dem Streit der Faktionen, nicht um Herstellung der Freiheit, sondern um den Besitz der Macht. Mit der Legislative begann die Herrschaft der egalitären Demokratie. Durch dieselben Waffen, welche die Gironde gegen die königliche Autorität geschmiedet hatte, wurde die Gironde vernichtet. So begann der Schrecken. „Wenn nichts in den vierzig Jahren englischer Geschichte, die zum Vergleich mit der französischen Revolution herausfordern, an diese fürchterlichen vierzehn Monate erinnert, so ist es deswegen, weil kein anderes Volk während des letzten Jahrhunderts so wie das französische Volk gelitten hat." An dem Terrorismus von Robespierre, der die Norm des Patrioten nach der Orthodoxie des Jakobiners feststellte, hat sich später die Despotie von Napoleon geschult.

Zwischen ihnen beiden lag die republikanische Konstitution vom Jahr III. Ihre Grundzüge waren den Verhältnissen viel besser als jene der republikanischen Verfassung vom Jahr 1791 angepaßt. Allein „man hatte zu viele Schlangen in die Wiege des Herkules geworfen." Die Ueberlieferungen des Konvents lebten in der Direktorialregierung fort, und die Theorieen, welche Daunou und seine Gesinnungsgenossen in der Verfassung niedergelegt hatten, erwiesen sich machtlos gegen die jakobinische Praxis. „Nach dem 18. Fruktidor war es um die Republik geschehen. Es gab keine Partei mehr in Frankreich, die von da an nicht die Diktatur ersehnt hätte."

Der Diktator kam.

Das Urtheil der Considérations über ihn, über die Aufgaben der Restauration, ist den Lesern dieser Blätter bekannt. Das höchste Ziel des Friedenswerkes von 1814—1815, die Versöhnung der Parteien, konnte nur dann gelingen, wenn Frankreich zum Ausgangspunkt der Revolution, zur Doktrin von Montesquieu, zur gemäßigten Monarchie auf der Basis der parlamentarischen Regierung nach englischem Vorbild zurückkehrte. Und das unter einem Fürsten, „der 1789, durch sein Votum zu Gunsten der doppelten Vertretung des Tiers, sich auf Seite der Nation gestellt und es als die Aufgabe des Königs erklärt hatte, an die Spitze der Bewegung zu treten".

So lautet, mit kluger Schonung auf die Lage, so wie sie sich unter dem Ministerium Richelieu gestaltet hatte, berechnet, das politische Testament von Frau von Staël.

Seine Wirkung war eine zündende, und zum ersten Mal im modernen politischen Leben fiel das Wort einer Frau, die nur ihre persönliche Meinung zu geben hatte, entscheidend mit in die Wagschale.

Ludwig XVIII. nannte das Buch stark republikanisch, allein er fand sich so, wie er verstanden sein wollte, in demselben erwähnt. Kaiser Alexander dankte dem Baron Staël für die Uebersendung desselben mit den Worten: „Eine beredsame und mit Recht berühmte Feder hat hier die Vertheidigung der Grundsätze übernommen, die unser Jahrhundert verkündet hat. . . . Ich würde mich glücklich schätzen, könnte ich zu dem Bewußtsein, das Gute gewollt zu haben, die Zuversicht gewinnen, daß ich es bewirkte."

Im Namen der herankommenden Generation, die unter der doktrinären Fahne sich den liberalen Ideen verpflichtete, schrieb Charles de Rémusat mit begeisterter Zustimmung seine Abhandlung „Ueber den Einfluß des Buchs von Frau von Staël auf die junge öffentliche Meinung", und Guizot begleitete die Arbeit seines jungen Freundes mit anerkennenden Worten. Selbst Royer-Collard ließ sich gewinnen: »Je vous ai relu,

Monsieur«, sagte er zu Rémusat. Das erste historische Buch über die Revolution war von einer Frau geschrieben worden.

An Angriffen konnte es selbstverständlich nicht fehlen.

Im Namen der katholisch-royalistischen Gesinnung wandte sich Bonald in einer eigenen Schrift gegen Frau von Staël. „Einen Roman über die Gesellschaft und die Politik, vom Geist der Reformation erfüllt", so nannte es der Verfasser der primitiven Gesetzgebung, und Joseph de Maistre schrieb, von diesem letzten Werk der Frau von Staël müsse man sagen, daß es ihr bestes und zugleich ihr schlimmstes sei: das Erzeugniß eines unzweifelhaften Talentes, im Dienste, nicht des Guten, sondern des Bösen, »une brillante guenille.« Bailleul, der Wortführer der egalitären Demokratie, der gemäßigter blieb, erblickte in den „Considérations" eine Anklageschrift gegen die Revolution und verwarf die Auffassung von Frau von Staël, als ob die Ziele der Bewegung im Oktober 1789 gewechselt hätten. „Die Gleichheit", sagt er, „die nichts anderes als die strenge Gerechtigkeit ist, das war von Anbeginn der Zweck der Revolution."

Nach der Polemik kam die Geschichte.

Durch das mühevolle Labyrinth einer sechzigjährigen Forschung hat sie sich dem Licht entgegengearbeitet.

Es ist heute wohl unwiderleglich erwiesen, daß die französische Revolution, nicht wie die englische, ein Wechsel der Dynastie, eine politische Umwälzung, sondern daß sie vor Allem eine sociale Bewegung, ein Wechsel des Besitzes war. In politischer Beziehung stützte sie sich nicht auf den festen Grund der nationalen Tradition, sondern auf den schwankenden Boden einer verführerischen Theorie, der Volkssouveränetät nach der Auslegung des Socialkontraktes. Sie begründete nicht die Freiheit, sondern den Despotismus im Namen der Gleichheit, und der Wahlspruch der Revolution war ein Widerspruch, an dessen Lösung sie scheitern mußte.

Zur Zeit, als die „Considérations" geschrieben wurden,

lagen die Ereignisse noch zu nahe, als daß es möglich gewesen wäre, sie mit Klarheit zu erkennen. Die Ahnung aber, daß gerade in Frankreich die Begründung der Freiheit am schwersten gelingen werde, hat Frau von Staël in überraschender Weise gehabt.

Wo sie von England spricht, ist ihr Ton zuversichtlich und es überkömmt sie kein Zweifel an der Zukunft.

Den Italienern hat sie die nationale Einheit und auch dieses vorausgesagt, daß im modernen Leben ein Priesterstaat nur unter dem Schutz der Fremden möglich sein werde. Das letzte Problem der Considérations, die künftige Gestaltung der Beziehungen zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht, hat an den Ufern des Genfer Sees ein Anderer wieder aufgenommen, und die edle Gedankenarbeit von Alexandre Vinet ist im Geist seines Freundes Cavour zum Begriff der freien Kirche im freien Staat und zur Losung der Zukunft geworden.

Für Deutschland hat Frau von Staël eine starke Föderation gewünscht und die egoistische Einmischungspolitik in seine Angelegenheiten im Namen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker verworfen.

Wo aber von Frankreich die Rede ist, hat sie wiederholt, im Buch über Deutschland und in den Considérations, betonen zu sollen geglaubt, daß der Glaube an die Freiheit nicht aufgegeben werden dürfe, auch wenn in Frankreich die Freiheit sich nicht als möglich erweisen sollte. Wäre ihr die Zeit vergönnt gewesen, ihr letztes und größtes Buch zu vollenden, so würde sie ihren Gedanken vielleicht dahin erweitert haben, daß der französische Nationalcharakter dreimal im Lauf seiner neueren Geschichte, durch Zerstörung der alten gallikanischen Kirche, durch die Verfolgung der Protestanten und durch die Ausrottung der Jansenisten, in seiner natürlichen Entwicklung gehemmt und dadurch einer Probe unterzogen worden ist, deren vernichtender Wirkung kein Volk, und sei es noch so groß und begabt, sich auf die Dauer entziehen kann.

Nicht die Revolution allein war es, die nach Necker's Worten die Charaktere in Frankreich revolutionirte. Kirche und Staat hatten es längst vor ihr gethan, und darüber wurden die selbstlose Hingebung an die Wahrheit, der Glaube an die sittliche Größe unheilbar geschädigt. Ob es aber möglich ist, einen Staat auf negativem Grunde aufzubauen, darüber steht der Geschichte kein Urtheil zu, denn ihre Aufgabe ist es, die Vergangenheit zu erforschen, und ein solches Experiment hat die Vergangenheit nicht gekannt.

Frau von Staël aber hat diesen starken Glauben an den endlichen Sieg des Guten bewahrt, und darin lag das Geheimniß ihres Talentes und ihrer Macht über die Menschen.

Kein irdisches Werk vermag der Zeit ganz zu widerstehen. An dem ihrigen hat man gerügt, daß ihr Styl zu fragmentarisch, ihre Art der Komposition zu unzusammenhängend seien, daß kein Satz ihrer Bücher dem Anspruch klassischer Vollendung völlig genüge, und die akademischen Palmen ihr niemals hätten gereicht werden können. Man hat ferner eingewendet, daß die größte ihrer politischen Schriften eine Familiengeschichte, und es ihr nicht gelungen sei, eine wohlwollende Mittelmäßigkeit zu einem großen Staatsmann zu erheben. »La perfection de la médiocrité«, so hat Thiers das literarische Werk von Frau von Staël bezeichnet.

Und doch! Dieselbe Kritik, welche die Form zerschlug, hat eben damit den Geist befreit und den Beweis geliefert, daß dieser Geist fortleben wird.

Frau von Staël selbst war weit davon entfernt, die Aufgabe ihres Lebens in ihrer geistigen Ueberlegenheit zu suchen. Sie war vielmehr der sehr bestimmten Ansicht, daß in dieser Beziehung der Unterschied zwischen den Menschen verhältnißmäßig wenig bedeute und durch andere Vorzüge ausgeglichen werde. Daran aber hielt sie fest, daß sie der Welt eine Botschaft der Freiheit zu bringen habe, daß Niemand arm genug sei, als daß man ihm nicht die volle Wahrheit, Niemand ver-

lassen genug, als daß man ihm nicht die volle Liebe schulde. So auch ist ihre Botschaft verstanden worden.

Noch in diesen allerletzten Tagen hat eine der wichtigsten Correspondenzen aus den Restaurationsjahren erzählt, wie die Zeitgenossen in der überströmenden Lebensfülle des Talentes von Frau von Staël, in der Stetigkeit ihrer geistigen Entwicklung den vollendetsten Ausdruck der Probleme und Hoffnungen jener Tage, die Blüthe einer ganzen Civilisation erblickten, und in ihren Augen die individuellen Gaben dieser Frau vor ihrer allgemein menschlichen Bedeutung zurücktraten, die ihnen im Lichte einer besonderen Sendung erschien.

Die Nachkommen haben nicht anders geurtheilt.

Von den vier Kindern von Frau von Staël hat keines das vierzigste Jahr erreicht, kein Enkel ihren Namen getragen, und bald schien die Spur ihrer Erdentage getilgt. Die Seelen aber haben ihr eine Heimstätte bereitet, und sie ist die Gefährtin begeisterter Stunden geblieben. Denn sie gehört zu Jenen, die das Vergängliche durch das Ewige verklären, und von ihnen gilt des Dichters Wort:

»Heaven does with us as we with torches do,
Not light them for themselves. . . .«

München, 6. October 1888.

Namenregister.

(Die römische Ziffer bezeichnet den Band, die arabische die Seitenzahl. — Alle durch Anführungszeichen angedeuteten Namen verweisen auf das Vorkommen in bestimmten Dichtungen oder auf die Titel derselben. — Auf die gleiche Art sind die Büchertitel angedeutet.)

A.

Schriften:

Schriften:

D.

E.

F.

H.

L.

M.

N.

Q.

R.

Schriften:

Schriften über Rousseau.

S.

Schriften.

Schriften.

Ihre Schriften.

Schriften über Frau v. Staël.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

(Einige Namen, deren Schreibweise im Text unrichtig ist, wurden im Namenregister richtig gestellt.)

Druck von H. [illegible] in Berlin.



Druck von G. Bernstein in Berlin.

